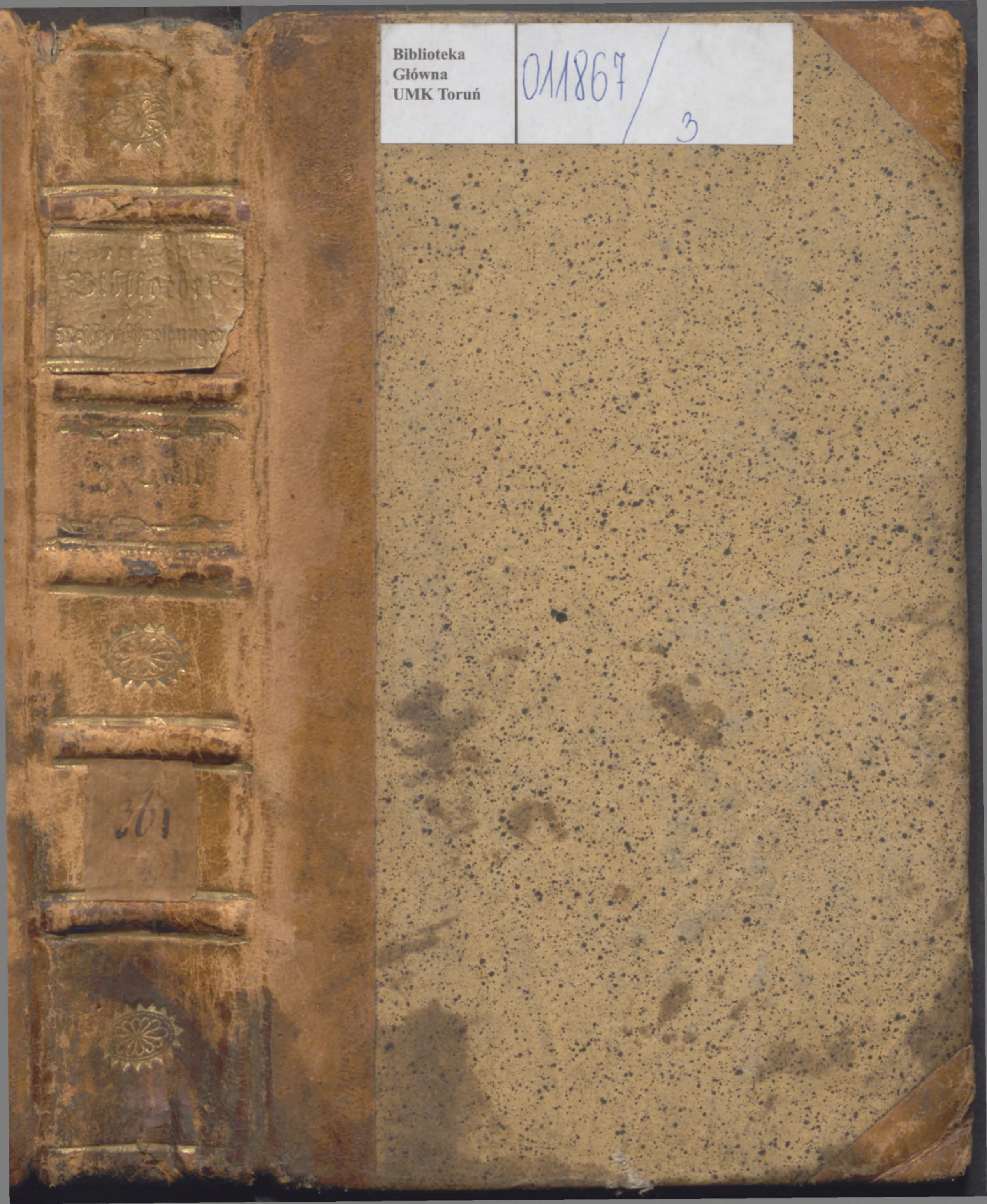

Bibliothek
der
Reisebeschreibungen
361

# Beschreibung
der ehemaligen
# venetianischen Besitzungen
auf dem festen Lande
und
an den Küsten von Griechenland.

---

Nach dem Französischen
des
Herrn Grasset Saint Sauveur.

---

Herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

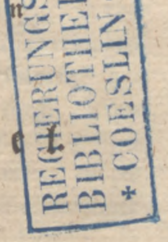
---

Mit einer Charte.

---

Weimar,
im Verlage des Industrie-Comptoirs,
1801.

# Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
# Reisebeschreibungen
zur
## Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen andern Gelehrten gesammlet
und
herausgegeben
von
**M. C. Sprengel.**




**Dritter Band.**

---
Mit Charten und Kupfern.

---

Weimar,
im Verlage des Industrie-Comptoirs,
1801.

# Vorrede.

Die Trümmer der ehemaligen griechischen Besitzungen, des jetzt erloschenen venetianischen Freystaats, oder die Inseln und Festungen, welche ihm von seinen weiland glänzenden Eroberungen, auf und längst den Küsten von Albanien, Livadien, und Morea übrig geblieben waren, gehörten größtentheils zu den unbekannten Ländern unsers Welttheils. Unsere besten Erdbeschreiber haben freylich die Namen und Lage der wichtigsten verzeichnet, aber ihre Eigenschaften und Merkwürdigkeiten nur kurz berührt, weil sie bey dem Mangel ausführlicher Landes- oder Ortsbeschreibungen nichts weiter anzugeben wußten. Auch was Herr la Bret im ersten Theil der Vorlesungen über die Statistik, worin er 1783 den damaligen Zustand von Venedig beschrieb, über diese vom Mutterlande so sehr vernachlässigten Nebenländer sammelte, besteht zum Theil in der Geschichte der größern Inseln und einzelnen geographischen Angaben, weil er über ihre Verfassung, Produkte, Bevölkerung ꝛc. in den von ihm benutzten Quellen keine Aufschlüsse erlangen konnte, oder er dergleichen Notizen aus dem vorigen Jahrhundert unsern Zeiten anzupassen Bedenken trug. Man darf in dieser Rücksicht unsern Verfasser nur mit dem Theil seiner eilften Vorlesung vergleichen, worin er die Distrikte aufzählt, welche die Türken im Passarowitzer Frieden an Venedig abtraten, und man wird die Armuth seiner Quellen bey den abgetretenen Festungen Batriato, Vonizza, Prevesa schwerlich verkennen.

Der berühmte Krieg, den Venedig von 1645 bis 1669 vier und zwanzig Jahre zur Vertheidigung der Insel Candien mit den Türken führen mußte, und der zweyte Krieg, den eben dieser Freystaat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Mitglied der christlichen Ligue gegen diesen gefährlichen Nachbar glücklicher endigte, veranlaßte Schaaren von Europäern nach Griechenland zu zie-

hen, theils um Ruhm in den Gefechten mit den Ungläubigen einzuernten, theils die Ueberbleibsel des Alterthums ungestörter beobachten zu können, Viele von diesen Reisenden haben nachher ihre Tagebücher in verschiedenen Sprachen dem Publikum mitgetheilt. Weil sie aber auf ihrem Wege nur einzelne venetianische Niederlassungen berührten, oder Griechenland überhaupt nebst Kleinasien und Egypten ihre größere Aufmerksamkeit anzog, so enthalten ihre Berichte, wie Spon und Whelers, oder des Neapolitaners Piacenza *) nur geringe Aufklärung über das ehemalige Gebiet der Venetianer in Griechenland.

Daher war Vincent Coronelli (Siehe dessen Memorie historio grafiche delli Regni della Morea, e luogi adjacenti. Venet. 1685. fol. Man hat auch von diesem Buche eine französische 1686 zu Amsterdam gedruckte Uebersetzung) von dem 1687 eine deutsche Uebersetzung in Nürnberg erschien, lange Zeit der Hauptführer in diesen Gegenden. Aber da er in Venedig unter den Augen einer ängstlichen, lichtscheuen Regierung schrieb, durfte er die Mißgriffe in der Behandlung dieser Nebenländer, die Bedrückungen der Unterthanen, und die Beschränkungen ihres Handels nicht berühren noch weniger rügen. Auch hat sich der Zustand dieser Länder seit der Zeit, da er seine Nachrichten sammelte, so verändert oder vielmehr verschlimmert, daß kaum ein Schatten von seiner Schilderung übrig geblieben ist.

*) Georg Wheler bereisete 1675 und 1676 die Levante, lund ließ seine Reise 1682 in Folio englisch zu London drucken. Sie ist nachher häufig in französischer, holländischer und andern Sprachen übersetzt worden. Vor mir liegt eine französische Uebersezzung. Amst. 1689 klein Octav. Seine Reisebemerkungen sind häufig mit Jac. Spons Reise nach Dalmatien, Griechenland und der Levante zusammen erschienen. Beyde Werke sind zwar ähnlichen Inhalts, aber ganz von einander verschieden; Spon war auch früher in diesen Gegenden als Wheler. Franz Piacenza starb 1686 als Professor der Geographie in Modena. Nach seinem Tode kam von ihm in dieser Stadt heraus: L'Egeo redivivo o sia Chirographia dell' Arcipelago della Grecia, Morea o Peloponneso 1688. 4.

Neuere Reisebeschreiber von Griechenland, welche dorthin vor der letzten französischen Eroberung von Corfu kamen, haben sich gleichfalls nicht ausführlich darüber eingelassen. Doch in spätern Zeiten finden sich einige, welche diese zerstreuten Theile des venetianischen Gebiets zum Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen wählten. Von ihnen sind blos folgende zu meiner Kenntniß gekommen. Zuerst Christoph Tentori, der im Jahr 1790 den Staat von Venedig nebst seinen Nebenländern, in zwölf Bänden unter dem Titel: Storia civile, politica, ecclesiastica, corografica e topographica degli stati della Republica di Venetia, beschrieb. Da ich aber dies Werk nicht gesehen, noch davon eine nur etwas ausführliche Anzeige gefunden habe, so kann ich von dem Werth oder Inhalt dieses bänderreichen Werks nichts weiter hinzufügen. Nach ihnen haben die Gebrüder d'Arbois, die unter den französischen Truppen an der Einnahme der andern venetianischen Besitzungen, außerhalb des adriatischen Meerbusens Theil nahmen, diese schnellen Eroberungen der unzertrennlichen Republik, in dem Memoire sur les trois Departements de Corcyre, d'Ithaque et de la Mer Egee Paris 1798. 8. beschrieben. Sie schildern diese jetzt wieder verlornen Provinzen in gedrungener Kürze nach ihrer Ausdehnung, Bevölkerung, und ihren wichtigsten Produkten. Da sie ihre Nachrichten an Ort und Stelle sammelten, und ihre Beschreibung die erste war, welche die Vortheile dieser Eroberungen für Frankreich darzustellen versuchte, so ward sie mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Indessen haben die Verfasser ihren Gegenstand keinesweges erschöpft, sondern nur einen raschgezeichneten Ueberblick desselben geliefert, und war ihnen wohl auf hundert und vier Octavseiten mehr zu leisten übrig, da sie diesen beschränkten Raum, noch mit der Schilderung des wehrlosen Zustandes des venetianischen Staats überhaupt, dessen ausgeleerter Arsenäle, und eine Reihe von Vorschlägen angefüllt haben, diese Eroberung zur

Erweiterung des französischen Handels, und Ausbreitung der neuerlangten Herrschaft in der Levante zu benutzen.

Ausführlicher behandelt Herr Andreas Grasset Saint Sauveur denselben Gegenstand in seiner 1800 in Paris gedruckten Voyage historique, litteraire et pittoresque dans les Isles et possessions cidevant venetiennes du Levant, drey Bände, Octav, welche hier theils übersetzt, theils Auszugsweise verdeutscht sind. Herr Grasset lebte von 1781 bis 1796 als französischer Consul in Corfu, Zante und den übrigen Besitzungen, der Venetianer. Sein Amt und langer Aufenthalt an Ort und Stelle setzte ihn in den Stand, alle statistische Merkwürdigkeiten dieser Länder zu erfahren, ihre Verfassung zu beobachten, und die Ursachen ihres Verfalls zu entdecken. Daher wird man in seiner Beschreibung schwerlich etwas vermissen, was zur genauern Kenntniß derselben dient, und er übertrifft alle seine Vorgänger an Ausführlichkeit. Aber eben diese scheint seiner Beschreibung eher nachtheilig als vortheilhaft geworden zu seyn, weil er bey geringfügigen unbedeutenden Gegenständen zu lange verweilt, oder Begebenheiten einmischt, welche nur geringen Bezug auf venetianische Nebenländer haben, wie die Nachrichten von mehreren griechischen Seeräubern, welche dem levantischen Seehandel, während der letzten russisch-türkischen Kriege so schädlich wurden. Er hat sich über dem zu sehr in die Geschichte dieser Länder verloren, und nicht bloß ihre ältesten Schicksale, sondern auch die häufigen Abwechselungen ihrer Oberherrn in mittlern und neuern Zeiten, und die deswegen geführten Kriege nebst ihren nachtheiligen Folgen für die Einwohner behandelt. Er hat zwar bey dieser Arbeit die besten wenig bekannten Specialschriftsteller benutzt, wie bey Corfu den Quirini und Marmora, und bey Zante den Remondini, der Bischof dieser Insel war, und ihre Geschichte 1756 in Venedig drucken ließ. Allein, diese Führer leiteten ihn entweder von dem rechten Wege ab, oder er benutzte ihre Un-

tersuchungen ohne Prüfung und Auswahl.. Zeiten und handelnde Personen sind unter einander geworfen, und höchst selten wird der Zeitraum angegeben, in welchem diese oder jene Begebenheiten vorfielen. Daher enthalten die historischen Abschnitte des Originals, welche über Corfu beynahe den ganzen ersten Band, und über Zante und Cephalonien zum Theil den dritten anfüllen, so geringes Interesse für die meisten Leser, und noch weniger Belehrung. Von den ältesten Begebenheiten ist darin nur das allgemein bekannteste wiederholt, und die hier abgebildeten und beschriebenen Münzen sind längstens durch die Bemühungen gelehrterer Münzkenner erläutert worden. Die neuere Geschichte der angeführten Inseln, vorzüglich von Corfu, ist zu sehr mit den Verwirrungen des griechischen Kaiserthums, und den Revolutionen einzelner italienischer Staaten verflochten, diese Vorfälle sind hier entweder zu kurz berührt, oder in andern Fällen zu ausführlich ausgesponnen, daß man oft die Geschichte des Königreichs Neapel, anstatt der Insel Corfu zu lesen, glaubt, hier war es hinlänglich, bloß die Personen auszuheben, die als Eroberer, Beherrscher oder Prätendenten auf die venetianischen Besitzungen wirkten. Ihr Einfluß auf den Flor oder Verfall ihrer Erbstaaten hätte von den Verdiensten um ihre Eroberungen geschieden werden müssen. Um also die Geschichte auch nur der größern Inseln einigermaßen anscheinlich zu machen, würden chronologische Berichtigungen, Zusätze mancherley Art, und Umarbeitung ganzer Abschnitte nöthig gewesen seyn, die man hier um so weniger erwarten durfte, da hier nicht die abwechselnden Schicksale jener Länder, sondern ihr neuester Zustand dargestellt werden sollte. Es sind daher alle Abschnitte, welche die Geschichte des wichtigsten Theils der venetianischen Besitzungen enthalten, in der Uebersetzung weggeblieben.

In den übrigen habe ich den Verf. selbst reden lassen, außer wenn er sich in Digressionen verlor, die ihn ganz

von seinem Gegenstande abführten, oder zu schnell ein Gegenmittel gegen die Gebrechen der ehemaligen Verfassung oder auffallende Ungerechtigkeiten zur Hand hatte, oder sich wortreiche Discussionen in wenige Zeilen zusammenziehen ließen. Manche hier erzählte Thatsachen möchte der Herausgeber nicht geradezu unterschreiben, aber da er außer Stande war dergleichen Unwahrscheinlichkeiten zu berichtigen oder zu widerlegen, so mag der Verf. für ihre Richtigkeit bürgen. Einen Verstoß dieser Art, welcher unten S. 135 aufmerksamen Lesern nicht unbemerkt bleiben wird, können wir jedoch nicht unangezeigt lassen. Dort sagt Herr Grasset, die Oehlerporte der Insel Paro könne man auf 276,676 Franken anschlagen, welche die Einwohner mit sechszehn Procent verzollen müßten. Diesen Zoll berechnet er mir zu 1754 Livres, da er doch seiner eigenen Angabe nach 44,278 Livres betragen muß.

Das Original ist mit neun und zwanzig Kupfertafeln versehen, welche griechische Münzen, Alterthümer, Ansichten einzelner Städte und Klöster auf den venetianischen Besitzungen, die Trachten der Einwohner nebst Abbildungen einiger Häfen und Rheden enthalten. Der Verf. hat noch eine Karte der westlichen Küste von Griechenland hinzugefügt, um die von ihm beschriebenen Gegenden zu übersehen. Sie unterscheidet sich auf keine Weise von den gewöhnlichen Karten dieser Länder, und ist im Ganzen zu klein gerathen, so daß man nicht einmal darauf alle in der Beschreibung angeführten Orte findet. Man wird zum Beyspiel dort, die am Meerbusen von Cattaro belegenen Dorfschaften Perasto, Risano, und Castelnovo vergebens suchen. Sie verdiente daher die Ehre des Nachstichs nicht. Dagegen hat die Verlagshandlung eine andere besorgt, wobey bey dem Mangel an genauen Karten von Griechenland und den benachbarten türkischen Provinzen, vorzüglich la Rochettes Karte zum Grunde liegt.

# Inhaltsverzeichniß.

# Beschreibung
der
# ehemaligen venetianischen Inseln
an der
# westlichen Küste von Griechenland.

---

Nach dem Französischen
des
Herrn Grasset de Saint Sauveur.

---

# Erster Abschnitt.

## Beschreibung der Insel Corfu.

Läge. Größe. Kanal. Kleine Inseln. Klippen. Ankerplätze. Winde. Klima. Flüsse. Marmorbruch. Steinkohlen und Schwefelmine. Mineralisches Wasser. Erdbeben. Produkte. Fische. Vögel. Thiere. Bevölkerung.

Die Insel Corfu liegt im Eingange des adriatischen Meeres gegen die westliche Küste von Epirus, von der sie durch einen Kanal getrennt wird, der ungefähr zwey französische Meilen breit, sehr schön, sicher, und von Norden nach Süden, oder umgekehrt, zu beschiffen ist. Die Insel bildet beynah ein Dreyeck, und ihr Umfang beträgt ungefähr sechzig französische Meilen.

Der Länge nach vom südöstlichen Vorgebirge Blanc bis zum nordwestlichen Sidero, erstreckt sie sich ungefähr zwanzig Meilen; und in ihrer größten Breite, vom östlichen Cap Palaerum bis zum westlichen Cap Barbaro kann sie zehen Meilen haben.

Der Kanal von Corfu liegt beynah wie die Insel, südöstlich und nordwestlich.

Ehe man in den Kanal eintritt, erblickt man bald zwischen der kleinern Erdzunge und dem Cap Otrante, die kleine Insel Fano. Zwischen Corfu und Fano befindet sich die kleine Insel Merlere.

Hafen von Corfu. Wenn man in den Kanal eingefahren ist, so erblickt man bald das Schloß am Meer, und die alte Festung. Bey dem Vorgebirge der Klippe Vido wendet man das Schiff nach den Mauern der Stadt zu. Man kann dann überall gut ankern; eben so auch unter den Mauern der neuen Festung.

Bey W. N. W. Wind segelt man zwischen der Klippe Caloiero und dem Lazzaretto. Das Meerschloß und die alte Festung weisen den Weg zum Ankergrund.

Die Stadt Corfu ist von Venedig zweyhundert Meilen, und vom Cap d'Otrante ungefähr dreyßig entfernt. Die Insel Corfu liegt im 37° 48″ Breite, und 39° 40″ Länge.

In dem W.-N. W. Theil der Insel liegt der Hafen Gouin. Er bildet ein Becken, dessen enger Eingang sich sehr gut vertheidigen ließe, wenn man auf die beyden vorspringenden Spitzen Batterien anlegte. Die Berge und Hügel, die ihn umgeben, decken ihn gegen alle Winde. Dieser Hafen, in dem sich einige Magazine mit Takelwerk und andern Schiffsbaumaterialien, und ein Schuppen befindet, worin Masten liegen, und die Zimmerleute arbeiten, diente bisher zum Ausbessern kleiner Schiffe. Wenige Häfen sind zur Anlegung eines großen Werfts so günstig gelegen, als Gouin. Aus

den nahen Wäldern von Albanien kann man das erforderliche Bauholz im Ueberfluß bekommen, und zwar ohne beträchtliche Kosten. Aus Furcht, ihrem Arsenal zu schaden, ließen die Venetianer den Vortheil, den der Hafen Gouin darbot, unbenutzt, und gebrauchten diesen Ort bloß zum Ausbessern der Schiffe, die sie mit großen Unkosten in ihrer Hauptstadt erbauen mußten. Der Eingang des Hafens von Gouin wird nach und nach durch den Sand verschlämmt, den das Meer und die Winde daselbst hinführen. Mit einer oder zwey solcher Maschinen, deren man sich zur Reinigung der Kanäle bedient, könnte man diesem Uebel leicht vorbeugen.

In dem mitternächtlichen Theile der Insel war vor Zeiten der Hafen der alten Stadt Chrisopolis gelegen. Dieser ist heut zu Tage nichts weiter als ein sehr fischreicher Teich, und führt jetzt den Namen seines Besitzers, Calichiopulo. Man sieht kaum noch einige Spuren dieser Stadt, deren Namen schon ihre ehemalige Pracht verkündet. Ihr Hafen ist entweder durch große Revolutionen, oder nach und nach verschlämmt worden; er würde gegenwärtig für die Marine von großer Wichtigkeit seyn.

Die herrschenden Winde sind im Herbste und Winter, der O., O. S. O., der S. und der S. O. Wind; im Frühling und Sommer der N., der N. N. O., der N. O. und der O. N. O. Wind. Diese Winde sind zuweilen sehr beständig; ihre erste Heftigkeit dauert aber gewöhnlich nur drey Tage. Die Lage mehrerer Ankerplätze sichert sie gegen die westlichen Winde.

Das Klima ist mild, aber sehr veränderlich; so daß oft auf einen hohen Grad der Hitze empfindliche Kälte folgt. Dieser Wechsel rührt von der Veränderlichkeit der Winde her. Die Nord- und Ostwinde bringen Kälte; da die letztern über den Schnee der Berggipfel von Epirus streichen; der Südwind hingegen wird von einer niederdrückenden Hitze, oder von Nebeln und Regen begleitet, die der Gesundheit sehr nachtheilig sind. Der Inselbewohner verwahrt sich gegen den schädlichen Einfluß dieser Witterung durch dicke Bekleidung, die ihn in einer gelinden, aber anhaltenden Transpiration erhält. Diese Ausdünstung wird ihm aber sehr nachtheilig, wenn die Nordwinde schnell in die Stelle des Südwindes treten, und die Kälte die offnen Schweißlöcher angreift. Um sich gegen Verkältung, Schnupfen und dergleichen Krankheiten, die hier sehr gewöhnlich sind, zu verwahren, muß man bey dem ersten Zeichen dieser Veränderung noch mehrere Kleidungsstücke anlegen.

Der beträchtlichste Fluß der Insel ist der Mensogni. Er nimmt seinen Lauf nahe an dem Vorgebirge Gardichi, von O. S. O., und fließt gegen N. N. W. ins Meer.

Südlich, im Innern des Landes, entspringt noch der kleine Fluß Potamo, sein Wasser ergießt sich nördlich ins Meer. An seinem Ausflusse liegt ein kleiner Flecken gleiches Namens. Beyde Wässer verdienen kaum den Namen der Flüsse, da sie nicht einmal Kähne tragen können. Sie nutzen nur dadurch, daß sie einige Mühlen treiben, und die benachbarten Felder bewässern.

die wegen Mangel am Regen sonst sehr von der Dürre leiden würden. Man könnte sie aber schiffbar machen, und so der Kultur des Landes durch einen leichtern Transport aufhelfen.

Nördlich, beynah zwey Meilen tief ins Land hinein, erstreckt sich ein Bruch von grauem Marmor. Die Landbesitzer, auf deren Grund und Boden er sich befindet, vernachlässigten ihn lange Zeit. Endlich fiel es jemand ein, ihn bearbeiten zu lassen; aber kaum hatte er eine gewisse Quantität nach Neapel eingeführt, als sich der Senat dieses Bruches bemächtigte; um nur andern keinen Vortheil zu gewähren, denn seit dieser Zeit liegt er wieder unbenutzt. In den Zimmern eines venetianischen Nobili habe ich verschiedene gut bearbeitete Stücke dieses Marmors gesehen.

Im Jahr 1765 stieß man bey Ausbesserung der Festungswerke, am Fuße einer Bastion, in geringer Tiefe, auf eine Ader von Steinkohlen, die ganz den Englischen glichen. Sie brannten lange, ehe sie zu Asche wurden, und gaben beym Brennen einen starken Geruch nach Erdpech. Funfzig Schritte davon entdeckte man 1780 beym Graben einer Cisterne dieselbe Steinkohlenadern. Dennoch fiel die venetianische Regierung nicht darauf, diese Grube zum Vortheil des Landes zu benutzen.

Westlich liegt im Innern der Insel ein Gebirge, zum Theil aus weißem Gestein bestehend, der wie Gyps aussieht, und viel Schwefel enthält. Die Schäfer der Gegend sind die einzigen, die daraus Nutzen ziehn; in-

dem sie sich seiner zum schnellen Anmachen des Feuers bedienen.

Dort befindet sich auch in der Mitte einer Ebene eine reiche mineralische Quelle, deren Wasser die benachbarten Bewohner zum Abführen gebrauchen. Die wiederholten Versuche der Aerzte haben die Wirksamkeit desselben außer allen Zweifel gesetzt; es wirkt aber nur dann am schnellsten und sichersten, wenn man es an Ort und Stelle gebraucht, so wie es frisch emporquillt.

Die Insel Corfu ist dem Erdbeben sehr unterworfen: ihre Erschütterungen sind aber nicht heftig, und richten selten Schaden an. Die Steinkohlen- und Schwefelminen scheinen auf einen unterirdischen Feuerbehälter hinzuweisen. Man hat übrigens bemerkt, daß die Erschütterungen fast immer denselben Gang nehmen; nämlich von N. W. nach S. O.

Die Produkte der Insel für die physischen Bedürfnisse der Einwohner fallen nicht so reichlich aus, wie sie es wohl könnten. Das Korn und übrige Getreide reicht nur auf drey, höchstens vier Monate hin.

Der Wein langt auch nur zu ihrem Verbrauche auf einige Monate; den übrigen lassen sie aus Dalmatien kommen.

Olivenöhl ist das Hauptprodukt. In gewöhnlichen Jahren werden davon 250,000 Krüge gewonnen. Außer der eigenen Consumtion bleibt den Landbewohnern noch so viel übrig, daß sie damit zum Theil die fremden Lebensmittel bezahlen, die nöthigen Kleider anschaffen, auch etwas zurücklegen können. Dieser Artikel könnte noch

mehr erweitert und vergrößert werden, wenn eine durch Handelsfreyheit belebte, thätigere Industrie den Operationen der Natur besser zu Hülfe käme.

Die Salinen sind auch nicht unbeträchtlich; denn außer dem, daß sie die Insel hinlänglich mit Salz versehen, gehen auch jedes Jahr mehrere Ladungen nach Venedig.

An Waldung ist die Insel ganz arm. Die Feurung und das Bauholz zu den Häusern und Ausbessern der Schiffe kommt aus Albanien. Die Planken und Bretter zur Schiffsverkleidung werden ihnen von Venedig zugeschickt. Man sieht auf der Insel weiter keine Bäume, als Olivenbüsche. Es hält sich daher hier auch kein wildes Thier und gewöhnlich nur sehr wenig Vögelwildpret auf.

Raubvögel sind sehr selten; höchstens trifft man einige Falken und Geyer an.

Tauben, Wachteln, Schnepfen, Krammetsvögel und dergleichen, giebt es natürlich auch nur wenige, weil sie wenig Getreide finden. Diese Vögel besuchen nur dann die Insel, wenn die Kälte sie aus Epirus treibt.

Wasserschnepfen, Papageyen Taucher, wilde Enten und Wasserhühner, halten sich wegen der vielen Moräste in Menge hier auf.

Fische sind im Ueberfluß da. Ihren Fang überlassen aber die faulen Corfuer den Neapolitanern, die von Otranto kommen. Gegen das Cap Sidero und das Cap

Blanc fischten sie auch Korallen, aber nur in unbeträchtlicher Menge.

In dem See Calichiopulo fängt man einen Fisch, den die Griechen Chiefali nennen, wahrscheinlich wegen der Größe seines Kopfs: der von vortrefflichem Geschmack ist. Sein Rogen wird mit den Eyern eines andern Fisches, den man aus den See Bacintro bekommt, zusammengemengt, und daraus ein sehr gesuchter Caviar bereitet. Man salzt sie ein, räuchert sie und bewahrt sie in Oehl. Sie erhalten sich lange gut, wenn man sie nur gegen Feuchtigkeit sichert.

Die ganze Insel ist mit Bergen und Hügeln bedeckt, zwischen welchen man einige nicht sehr große Thäler antrifft. Wiesen mangeln gänzlich, daher können keine Kühe und Ochsen, sondern nur einige Ziegenheerden gehalten werden; deren Milch und Käse etwa auf zwey Monate langt. Das Schlachtvieh, als die Rinder, Hammel, und selbst das Federvieh bekommen sie, nebst Getreide, aus der Türkey.

Der Gartenbau wird sehr schlecht betrieben: daher die durch den Homer so berühmten Gärten des Alcinous nur noch in der Erinnerung existiren. Die Schuld hiervon liegt wahrscheinlich mehr in der Faulheit der Menschen, als im Boden. Eine Hauptursache ist auch der Mangel an Quellen und die daraus entstehende Schwierigkeit der Bewässerung. Die Cisternen trocknen oft ganz aus. Eben deshalb hat auch das Gemüse, ob es gleich reichlich wächst, sehr wenig Saft. Dies ist auch der Fall mit den Baumfrüchten: die Orangen und Citronen ausge-

nommen, die man aber durch das zeitige Abbrechen für die Gesundheit schädlich macht.

Die Insel wird in vier kleine Provinzen getheilt, welche die Insulaner Balies nennen. Die erste gegen Morgen ist Leschimo; die zweyte, die gegen Abend liegt, heißt Agiru; die dritte, die sich in der Mitte der Insel befindet, ist Mezzo; und die vierte gegen Mitternacht, Oros.

Die Provinz Leschimo war sonst durch die alte Stadt Cardichi, dem Sitz eines Bischofs merkwürdig. Sie lag ungefähr zwey Meilen weit vom Meerufer; heut zu Tage ist sie nur ein kleiner Flecken, wo man noch die Spuren eines alten Forts findet. Dieser Theil der Insel hat ungefähr zwanzig Dörfer und acht bis neunhundert Seelen.

Das gegen Abend liegende Agiru, ist das fruchtbarste Gebiet. Es befinden sich in ihm wohl funfzehn Dörfer und acht tausend Seelen. Auf der Stelle, wo gegenwärtig ein Kloster griechischer Mönche steht, lag sonst eine Stadt, die durch die Sarazenen zerstört wurde. Auf ihre Ruinen ließ der Kayser Alexius Comnenus das kleine Fort des heiligen Engels bauen; 1403 versuchten die Genuesen bey ihrer Landung es einzunehmen, aber umsonst. Zur Zeit der venetianischen Regierung stand dieser Posten unter dem Commando eines vornehmen Insulaners, der vom Rath der Edeln ernannt wurde. Er residirte daselbst ein Jahr, und dann wurde wieder ein anderer in seine Stelle gesetzt.

Die Provinz Mezzo ist die größte; sie schließt die Stadt Corfu und einige dreyßig Dörfer in sich. Ihre

Bevölkerung soll über fünf und zwanzigtausend Seelen steigen.

Oros soll einige zwanzig Dörfer, und sechs bis siebentausend Menschen haben. In diesem Landstriche befand sich die berüchtigte Cassiopea. Cicero sagt in einem Briefe, daß er von dem Hafen Corupe abgereist, und nach zurückgelegten hundert und zwanzig Stadien, den andern Tag bey Cassiopea angekommen sey. Dies stimmt sehr genau mit der Lage von Cassopo überein.

Unter der venetianischen Regierung konnte die ganze Bevölkerung der Insel, mit Land und Seetruppen, sechzigtausend Seelen betragen.

## Zweyter Abschnitt.

### Religion. Römische Kirche.

Es herrschte die römische und griechische Religion auf dieser Insel. Zur erstern bekannten sich, die Regierung, die Land- und Seetruppen, und eine kleine Zahl Ausländer, die in Corfu ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten: zur andern die eingebohrnen Insulaner.

Die Kirche von Corfu war seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums der Sitz eines Bischofs; der Pabst Gregor III. erhob ihn im Jahr 1600 zum Erzbischof. Der neue Erzbischof wurde vom Senat vorgeschlagen, und vom Pabste bestätigt. Seine Einnahme betrug nach unserm Gelde 11 bis 12000 Livres. Das Kapitel bestand aus zehn Domherrn. Ihre Kanonikate konnten acht bis neunhundert Franken werth seyn. Diese Gelder wurden aus der Kasse der Republik gezogen, worin der Ertrag der Insel und die Gelder flossen, die jährlich von Venedig zur Bestreitung der noch übrigen Kosten des Civils, des Militairs und der Marine geschickt wurden. Jeder Domherr bekam noch überdies monatlich ungefähr hundert Pfund Zwieback.

Der Weihbischof, der von dem Kapitel erwählt wurde, genoß nicht mehrere Einkünfte, als seine übrigen Kollegen.

Die Kathedralkirche war zu gleicher Zeit die Pfarrkirche. Einer von den Domherren, den der Erzbischof ernannte, versah den Dienst des Pfarrers. Die gelegentliche Einnahme dieses Amts war eine Vermehrung seines Kanonikats. Der Erzbischof besaß mehrere Häuser, die zu Wohnungen für die Pfarrherren bestimmt waren; da diese aber als Eingebohrne der Insel unter den Ihrigen lebten, so wurden sie vermiethet, und die Miethe zur Unterhaltung der Kirche verwandt.

Der Erzbischof hatte seinen Sekretair und einen Kanzler, der gewöhnlich ein Notarius war, die die bischöfliche Jurisdiction versahen.

Jedes Jahr ernannte das Kapitel drey Syndici, oder Prokuratoren der Kathedralkirche, welche die Verwaltung der kleinen Einkünfte verschiedener Brüderschaften über sich nehmen mußten, deren Oberhäupter sie zu gleicher Zeit waren. Diese Syndici wurden aus dem Adel genommen, und die griechische Religion schloß sie nicht von diesem Dienste aus; sie folgten einer dem andern; während ihrer jährlichen Verrichtungen. Ehe sie ihren Dienst beym römischen Gottesdienst antraten, pflegten sie gewöhnlich zuvor, zu Beruhigung ihres Gewissens, einer griechischen Messe beyzuwohnen.

Ihr Kirchenstuhl war mit ihren Wappen geziert, und mit einem carmoisinrothen Tuch bedeckt, worauf ein Kruzifix zwischen zwey Wachskerzen stand. Sie empfiengen die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen: man beräucherte sie, und gab ihnen das Evangelium zum Küssen,

Der zum Erzbischof erwählte Prälat, hielt bey seiner Ankunft einen öffentlichen Einzug, wobey er von der Regierung und dem Militair empfangen wurde.

Nachher begab er sich im bischöflichen Staate, von dem Klerus, dem Hofstaate, dem Generalprovedi-tor, den vornehmsten Land- und See-Officieren, den Syndici und den Vornehmen der Stadt begleitet, auf einen offnen Platz, wo ein Thron mit einem Baldachin für ihn errichtet war. Hier verrichtete er sein Gebet und theilte den bischöflichen Seegen aus. Von hier gieng der Zug in derselben Ordnung, unter dem Beyfalls-geschrey des Volks, und unter dem Lärm der Kanonen und Glocken, in die Kathedralkirche. Nachdem der Erz-bischof hier wieder sein Gebet verrichtet hätte, wurde er in den erzbischöflichen Pallast eingeführt, dessen Pfor-ten mit Blumen- und Laubguirlanden geziert waren. Ward ein Eingebohrner der Insel zum Erzbischof er-wählt, so erwies man ihm noch mehrere Ehrenbezeugun-gen; indem man ihm auf der Esplanade Triumphbögen von Myrthen und Blumen errichtete, und seinen Weg mit Blumen bestreute.

Wenn der Erzbischof in seinem Staate und mit seinem Gefolge bey einer Wache vorbey kam, so mußten ihm die militairischen Ehrenbezeugungen gemacht werden.

Nach einem Befehl des Senats von Venedig, mußte der General mit seinem Gefolge, das auch wohl sein Hof genannt wurde, an den Hauptfesttagen dem Gottesdienst mit beywohnen. Der Erzbischof begab sich in seinen Feyerkleidern an der Spitze des Klerus zur Kirchthüre: zu gleicher Zeit traf auch der General in sei-

nem größten Staate daselbst ein. Beide traten nun zusammen, der Erzbischof aber zur Rechten, in die Kirche. Dem bischöflichen Thron gegenüber, war zur Linken im Chor der Sitz des Generals errichtet. Beym Herausgehn wurde dasselbe Ceremoniel beobachtet; der General behauptete alsdann aber die rechte Hand.

Außer der Kathedralkirche gab es noch zwey andere Kirchen in Corfu; die eine war der heiligen Jungfrau, die andre, die sonst die Metropolitankirche gewesen war, dem heiligen Arsen gewidmet; in der alten Festung befand sich auch noch eine Kapelle.

In der Stadt waren drey Klöster vom Orden des heiligen Franziskus, deren Mönche ganz allein von den Rathspersonen in Venedig abhingen, denen das geistliche Departement übergeben war. Dem Erzbischof brauchten sie bloß den gehörigen Respekt zu beweisen. Jedes Kloster genoß eine gewisse Einnahme, die der Senat ihm angewiesen hatte; und das übrige erbettelten sie sich, mit dem ihnen eigenen Eifer. Aus diesen Klöstern nahm man die Feldprediger für die Marine. Zu diesem Posten drängten sie sich sehr, weil er, vermittelst der Waaren, die ihnen von den Kaufleuten zum Verhandeln mit gegeben wurden, eine gute Nebenrevenüe abwarf. Sie waren zu gleicher Zeit auch die Beichtväter des Schiffvolks.

Die Ceremonien der lateinischen Kirche waren ganz dieselben, wie in der übrigen Christenheit.

Griechische Kirche.

Die griechische Kirche zu Corfu hatte zu ihrem Oberhaupt einen Protopapa, der von dem gesammten Klerus und der Noblesse gewählt wurde. Diese Stelle bekam nur immer ein Geistlicher, der aus einer adlichen Familie abstammte. Auf das Verdienst des Bewerbers ward keine Rücksicht genommen, sondern nur auf seinen Credit und seine Freygebigkeit. Vor der Wahl gieng er, von seinen Anverwandten und Freunden begleitet, zu den Vornehmen und zu den Popen, um ihre Stimmen zu erbetteln, die sich über die tiefen Bücklinge freuten, die sie bey diesen Gelegenheiten öffentlich empfiengen. Die Feyerlichkeit der Wahl geschah in dem Saal, wo die Noblesse ihre Zusammenkünfte hielt, und der in der Mitte der großen Esplanade erbaut ist. In seinem Innern befanden sich ringsherum Bänke, und im Hintergrunde eine kleine hölzerne Balustrade, die eine mit einem Teppich bedeckte Tafel, und die Sitze des Generalproveditors, und der übrigen Häupter der Regierung verschloß. Die venetianischen Nobili, die zu ihrem Hofstaat gehörten, und ihre Adjutanten standen ihnen zur Seite. Dieses waren die einzigen Personen, die mit Waffen in den Versammlungen erscheinen durften. Der Adel und die Popen saßen auf den äußern Bänken. Ein Fante (Stadt- oder Rathsdiener), der in einen weiten Rock vom groben blauen Tuch gekleidet war, und eine eben solche Mütze aufhatte, auf deren silbernen Platte die Wappen der Stadt standen, nannte mehrmals mit lauter Stimme den Namen eines der Mitbewerber. Die Candidaten standen mit entblößten Häuptern ganz be-





müthig an der Thüre, und suchten durch oft wiederholte tiefe Bücklinge ihre Mitbürger zu günstigen Stimmen zu bewegen. Zwey andre Fanten theilten nachher aus einem Korbe, den sie von der Tafel genommen hatten, die kleinen Stimmkugeln unter den Adlichen und Popen aus: der General allein bekam zwey. Ein vierter Fante sammelte nachher die Kugeln in einer Büchse, die nur eine äußre Oeffnung, innerlich aber zwey Abtheilungen hatte, so daß man es nicht sehen konnte, in welche die Kugel geworfen wurde. Beym Sammeln rufte der Fante immerfort den Namen des Candidaten aus, über den gestimmt wurde, und dieser hörte nicht auf, sich in einem fort tief zu verneigen.

Der General zählte nach dem Sammeln die Stimmen für und wieder. Er rufte darauf den Erwählten, der nicht lange auf sich warten ließ. Unter dem lauten Geschrey des Beyfalls und der Glückwünsche bedankte sich der Candidat bey dem General, dessen Stimme den Ausschlag gab. Dieser erwiederte seinen Dank mit einer kleinen Verbeugung und einem Tone, der seine Oberherrschaft über ihm zu erkennen gab. Unterdessen war das Volk zu dem Throne herbey geströmt. Die Fantes machten ihm die Wahl bekannt, warfen ihre Mützen empor, und begleiteten mit durchdringendem Pfeifengetöse das Jubelgeschrey der Umstehenden. Man bekleidete hierauf den neuen Protopapa, (Erzpopen) mit seinem feyerlichen Habit. Es bestand aus einem langen Mantel von rothem Sammet, einem Unterrock mit engen Aermeln, einer Binde und einer Mütze von demselben Zeuge, und einem großen Hute, der mit demselben Sammte aus-

geschlagen, und mit zwey ungeheuren seidenen Troddeln verziert war. Der Hirtenstab war aus mehrern Stücken Elfenbein zusammengesetzt, und endigte sich in einem großen Knopfe. Sobald er eingekleidet war, setzte er sich auf einen Großvaterstuhl, den ihm der General zuschickte. Für diese Ehre mußte er sechzehn französische Livres bezahlen. Die Ursache dieses Tribats hab ich nicht erfahren können. Vier nervigte Fantes erhoben nun mit Entzücken das Kirchenhaupt auf ihre Schultern, auf denen er wegen den vielen Anstößen nicht eben ganz sicher saß. Er wurde nun sogleich von einem Haufen Volk umringt, dessen Zudrängen ihn zu berühren oft die Segnungen unterbrach, die er reichlich austheilte. Unter Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken wurde er auf diese Weise in die griechische Kathedralkirche getragen, wo eine lange Litaney gesungen oder vielmehr geschrien wurde. Man brachte ihn nachher auf dem Großvaterstuhl in seine Behausung, wo er mit mehrerer Ruhe die Glückwünsche seiner Verwandten und Freunde empfieng. Der Tumult bey diesem Zuge war so groß, daß die ihn begleitenden Truppen nicht im Stande waren, den General ganz gegen die convulsivischen Anfälle des freudigen und eifrigen Volkes zu schützen: sein herzoglicher Mantel und seine lange Perücke kamen ihm dabey sehr schlecht zu statten.

Die Neugierde trieb mich an, den Protopapa, den ich kannte, in sein Haus zu begleiten. Hier fand ich eine große Tafel mit einer Menge von Erfrischungen bereitet, woraus ich vermuthete, der Candidat müßte schon vorher von der Gewißheit seiner Wahl versichert

seyn. Mein Nachbar bestätigte meinen Zweifel über die Unpartheylichkeit der Stimmensammlung, indem er mir sagte, daß sie mehr oder weniger theuer von den Candidaten erkauft würden.

Der Adel und die Geistlichkeit saßen bey diesem Schmause unter einander, und ließen es sich recht wohl schmecken. Es war lustig und ärgerlich anzusehen, mit welcher Gierde sie alle, selbst die, die sonst einen Anstrich von Bildung zeigten, über das Essen herfielen. Die Geistlichen wurden durch ihre langen und weiten Kleider zwar etwas in der Schnelligkeit des Zulangens gehindert, dafür konnten sie aber desto mehr Früchte und Gebackenes einsacken, als die andern. Als diese Gesellschaft sich gesättigt und ihre Taschen vollgefüllt hatte, so ließ man noch einige angesehene Personen aus andern Ständen hinzu. Alle wunderten sich sehr, wie ich in einem so interessanten Augenblicke so kaltblütig bleiben konnte. Nachher theilte man unter das Volk, das unter den Fenstern zu jubeln und zu schreien fortfuhr, einiges Brot und geringe Geldmünzen aus. Dieses sind die Ceremonien, die bey jeder neuen Wahl eines Protopapa statt fanden.

Der Protopapa vor Corfu genoß vor denen auf den andern Inseln den Vorzug, daß er den Titel des Großen führte. Er stand unmittelbar unter dem Patriarchen von Constantinopel, und hatte bischöfliche Gewalt. Er verrichtete alle Funktionen der Bischöfe, und besaß, wie sie das auszeichnende Vorrecht des Bischofs, den Hirtenstab beym Gehen auf die Erde stämmen zu dürfen.

Der Besitz dieses Postens dauerte nur fünf Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit trat er wieder in die Klasse der gewöhnlichen Popen zurück. Ein etwas höherer Grad von Ansehn, und das Recht, einen karmosinrothen Gürtel tragen zu dürfen, war alles, was nach den Gesetzen von dieser ehemaligen Würde übrig blieb.

Seine Einkünfte waren zufällig, und nur sein Talent, sie bey günstigen Gelegenheiten zu vergrößern, konnte ihm allein die Ausgaben ersetzen, die seine Ernennung kostete.

Die Kathedralkirche hatte auch ihre Domherren, wie die lateinische; sie genossen aber keine fixen Präbenden. Die Ehre, sich an der Spitze des Klerus zu befinden, war der einzige Vortheil ihres Kanonikats. Ihre Auszeichnung war ein violetter Gürtel, und ein dergleichen Cordon mit einer kleinen seidenen Troddel um ihren Hut. Die Heirathen, Taufen und Beerdigungen, warfen ihnen auch einige Einkünfte ab; gewöhnlich erhielt bey dergleichen Fällen der Protopapa eilf, und jeder Domherr drey Livres und eine Wachskerze.

Der allereinträglichste Artikel, und zu gleicher Zeit auch das kräftigste Mittel, um das Volk in dummer Leichtgläubigkeit zu erhalten, waren die Exkommunikationen. Unter dem geringsten Vorwande konnte ein Grieche seinen Nachbar exkommuniciren lassen; dieser konnte aber eben so leicht ein Gleiches gegen jenen bewirken; wodurch die Exkommunikation, die sein Feind über ihn hatte aussprechen lassen, aufgehoben wurde. Ein und derselbe Priester diente mit gleichem Eifer beyden Parteyen. Diese Blitze der griechischen Kirche kamen

den Schwachköpfen, die davon Gebrauch machten, sehr theuer zu stehen.

Diese Ceremonie ward öffentlich auf der Straße dessen vorgenommen, der exkommunizirt werden sollte. War man reich genug, um die größern Kosten bestreiten zu können, so ließ man lieber den Protopapa selbst an der Spitze des Klerus das Anathema aussprechen, weil man es denn für wirksamer hielt. Er fand sich an dem angezeigten Ort in einem Trauerhabit ein, und hielt eine beynah ganz schwarze Kerze in seiner Hand. Vor ihm her wurde ein großes Kruzifix und eine schwarze Fahne getragen; auch sein Gefolge war ebenfalls in Trauer gekleidet.

Der Protopapa begleitete die Verfluchungen, die er aussprach, mit Gestikulationen, die mir völlig konvulsivisch schienen, und beym Weggehen schüttelte er den Staub von seinem Talare ab. Von diesem Augenblicke an war der Exkommunizirte von allen Kirchen, und von der Theilnahme an den Gebeten der Gläubigen ausgeschlossen, und er konnte nicht anders, als durch eine Gegenexkommunikation wieder in seine Rechte eingesetzt werden. War er nicht im Stande, die dazu erforderlichen Unkosten aufzutreiben, so war es oft der Fall, daß der Exkommunizirte seine Rache aufs höchste trieb, und endlich seinen Feind ermordete. Das Volk zitterte vor religiösem Schauer und Angst bey diesen Exkommunikationen, und war fest überzeugt, daß in dem Augenblick, wenn das Anathema ausgesprochen werde, die Erde erbebe. Ich sah Personen, die vor Schrecken laut schrieen,

und sich so geberdeten, als wenn sich wirklich die Erde unter ihnen erschütterte.

Nicht allein die Priester wandten dies Ansehn, das ihnen die herrschende Unwissenheit und die abgeschmackten Vorurtheile über das Volk gaben, bey jeder Gelegenheit zu ihrem Vortheile an; sondern auch die Regierung suchte es zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Ich war Zeuge, daß man diese Bannflüche gegen ganze Dorfschaften in solchen Fällen schleuderte, wo man sich fürchtete, die Gewalt der Waffen vergeblich zu brauchen. Dieses Mittel sonderte diese Dorfschaften gänzlich von allen andern Einwohnern ab, und die unglücklichen Exkommunizirten waren froh, wenn sie nach geleisteter Beobachtung der Befehle, wegen deren Widersetzung sie aus dem Schooße der Kirche ausgestoßen waren, durch die Bezahlung einer Contribution darin von neuem wieder aufgenommen wurden. Das Mittel der Gegenexkommunikationen fand, wie es sich von selbst versteht, gegen die Regierung nicht statt.

Der Protopapa hatte einen Diakonus und einen Subdiakonus unter seinen Befehlen, die er sowohl zu seinen häuslichen Diensten, als auch zu Kirchenverrichtungen gebrauchte. Seine Wohnung allein wurde auf Kosten der Stadt unterhalten.

Die Kathedralkirche hatte ihre Syndici oder Prokuratoren, deren Verrichtungen und Tracht eben dieselben waren, wie bey der lateinischen Kirche.

Die Anzahl der griechischen Kirchen war sehr beträchtlich. Für eine jede wurde der Priester jährlich in einer Versammlung der Pfarrkinder ernannt. Er bekam

keinen festen Gehalt. Viele von den Kirchen, besonders die, auf dem Lande, waren von Privatpersonen erbauet, die als Eigenthümer, den Popen für sich allein bestimmten den sie haben wollten. Sein Loos war von dem seiner Collegen in nichts weiter verschieden, als daß er seinen Dienst gewöhnlich auf Lebenszeit behielt.

Die reichste dieser Kirchen war die, worin sich die Reliquien des heiligen Spiridions fanden, für den die Lateiner, wie die Griechen, eine besondere Ehrfurcht zeigten. Die Abkömmlinge der Familie, die diese geehrten Ueberreste besaß, genießen noch gegenwärtig ein scheinbares Eigenthumsrecht über sie. Sie hatten das Recht, den sie bedienenden Popen zu ernennen. Dieses Amt wurde als eins der besten immer einem aus der Familie übertragen: der überdies die Aufsicht über die Verwaltung der Kircheneinkünfte hatte. Ihm war ein Kapitel von zehn Präbendarien zugeordnet, die gleiche Auszeichnungen mit denen der Kathedralkirche genossen. Drey Syndici hatten die Verwaltung über die der Kirche zugehögen Fonds.

Das Fest des heiligen Spiridions wurde mit dem größten Pompe gefeyert. Acht Tage vorher wurden die Pforten, Fenster und der Thurm der Kirche mit Myrthen und Lorbeerreisern geziert. Auf der am Thurme befindlichen eisernen Ballustrade setzte man an den vier Ecken mit langen Stangen vier Flaggen auf, unter denen sich jedesmal die des heiligen Markus, die Russische und die Englische befand; zur vierten wählte man abwechselnd, die Dänische, Schwedische oder Holländische: niemals aber die Türkische oder Französische. Diese acht Tage

hindurch wurden die Glocken unaufhörlich fort geläutet. Den Abend vor dem Feste wurde unter dem Glockengeläute aller Kirchen und unter Kanonendonner, der Kasten, worin der ganze Leichnam des Heiligen sehr wohl aufbewahrt war, der Verehrung des Volkes ausgesetzt. Der Kasten war von Ebenholz und mit sehr gut gearbeiteten und vergoldeten Silberblechen bedeckt, und mit vielen kostbaren Steinen reichlich besetzt. Durch den gläsernen Deckel sah man den Heiligen im bischöflichen Gewande darin liegen. Dieser Ceremonie wohnte das ganze Gouvernement bey. Ein Commando von 60 Soldaten hatte die drey darauf folgenden Tage und Nächte vollauf zu thun, um das Volk in Ordnung zu erhalten, das mit mehrerm Tumulte als Andacht herbeyströmte, um den Schutz des Heiligen zu erflehen. Nachher erfolgte eine Prozession, zu der die Popen von allen andern Inseln und selbst von Morea in Haufen herbeyeilten. Der Kasten wurde auf einer Trage von sechs Popen in priesterlicher Kleidung getragen; den darüber erhobenen Himmel hielten abwechselnd der General, der Proveditor der Festung, der Bailo oder Stadtvoigt und die Syndici der Stadt. Vorher giengen die Hautboisten des Generals, welche wie seine übrige Bedienten die Staatslivree angezogen hatten. Die Truppen standen unter den Waffen, und ein Theil derselben begleitete den Zug. Er begab sich zuerst zu der alten Festung, deren verschiedene Batterien ihn mit ein und zwanzig Kanonenschüssen begrüßten; von da gieng er rings um die Esplanade; und als er zu dem gegen die See zu gelegenen Wällen der Stadt ankam, salutirten ihn alle Kriegsschiffe mit einer Ar-

tillerie und Musquetensalve: und die Galeeren und Galioten folgten ihm längst den Wällen am Ufer nach. Das Feuern hörte während dieser Zeit gar nicht auf. In den Straßen, wodurch die Prozession zog, waren die Fenster der Häuser mit verschiedentlich bunten Teppichen geziert. Sie dauerte übrigens sehr lange, da man sehr langsam marschierte, und der Zug auch oft durch Kranke aufgehalten wurde, die man zu ihrer Heilung unter den Kasten des Heiligen stellte. Sie fielen öfters in schreckliche Verzuckungen; welche die verschlagenen Popen gut zu benutzen wußten, um dabey die Leichtgläubigkeit der Religiösen in Contribution zu setzen. Während die Reliquien des Heiligen ausgesetzt waren, war auch die ganze Kirche voll Kranke, die daselbst geduldig die versprochene Besserung erwarteten.

Während dieser Zeit hatten die Popen viel zu thun, um dem devoten Publiko Genüge zu leisten, welches sich Evangeliumsbücher, Kerzen, Tücher, Bänder und dergleichen, durch sie mit dem heiligen Körper in Berührung bringen ließen, wofür sie aber auch gut bezahlt wurden.

Diese Reliquien wurden auch mit dem größten Vertraun auf Hülfe bey großen allgemeinen Unglücksfällen öffentlich ausgesetzt.

Die Kirche besitzt einige Landgüter, die ihr von Privatpersonen geschenkt sind; und noch immer erhielt sie sowohl von den Einwohnern, als auch von religiösen Fremden und von den Kaufleuten ansehnliche Geschenke, die sich hiedurch des Beystandes des heiligen Spiri-

dions zu ihren Unternehmungen und Reisen zu verschaffen suchten.

Unter den Schätzen der Kirche bemerkte ich viele goldene Lampen; von denen die größte ein Geschenk des Sultan Solimanns war, das er ihr 1537 bey seinem Rückzuge machte, nachdem er Corfu vergeblich belagert hatte. Die Insulaner sagen; er habe sie mit Zaubermitteln voll gefüllt, um dadurch die Schätze, die er nicht erobern können, in Asche zu verwandeln. Dergleichen thörichte Märchen erweckt bey den abergläubischen Griechen der unbeschreibliche Haß, den sie gegen die Türken haben: und man findet selbst gebildete Leute, die sie für wahr halten.

Die Reliquien des heiligen Arsenius, der der erste Bischof auf der Insel war, wurden von den Lateinern und Griechen ebenfalls sehr verehrt. An seinem Namenstage verrichteten die Geistlichen von beyden Religionsparteyen den Gottesdienst gemeinschaftlich, in der ihm zu Ehren in der alten Festung erbauten Kirche. Die Menge der verschieden farbigen Wachskerzen, gewährte dem Auge ein schönes Schauspiel; desto mehr litten aber die Ohren durch den vermengten mißtönenden Gesang des lateinischen und griechischen Klerus.

In der Nacht vom grünen Donnerstage bis zum Charfreytage, hält der Klerus einer jeden Kirche und Kapelle sein heiliges Grab und seine Prozession; wobey der heilige Leichnam mit vielen brennenden Kerzen und mit dem möglichsten Pompe herumgetragen wird. Alle diese Prozessionen kommen nachher auf der großen Esplanade zusammen, und verwandeln die Nacht in einen schönen

Tag. Die Kirchen wetteifern, sich an Erleuchtung und Pracht einander zu übertreffen. Alle Kirchen sind offen; alle Straßen und öffentliche Plätze voll Menschen, die von einem heiligen Grabe und einer Prozession zur andern gehen. Die Damen, die sonst nur in einer vergitterten Loge in der Kirche sich aufhalten, haben diese Nacht alle mögliche Freyheit. Man benutzt sie auch; führt längst entworfene Pläne aus, macht neue Bekanntschaften, und erneuert die alten. Diese religiösen Nachtwandelungen endigen sich mit Schmausereien, von denen man nicht immer ganz friedlich nach Hause geht. Den Tag darauf erzählt man sich allerhand Neuigkeiten und Histörchen.

Aus einem besondern Aberglauben lassen sich viele in dieser Nacht ein Hemde verfertigen; daß eine ungleiche Zahl von jungen Mädchen, die alle Marie hießen, von Mitternacht an bis vor Tages Anbruch, zuschneiden, nähen, waschen und völlig fertig plätten müssen. Ein solches Hemde soll die unschätzbare Kraft besitzen, den, der es trägt, unverwundbar zu machen.

In den ersten Tagen des Aprils trug man eine Fahne herum, auf die der erstandene Lazarus dargestellt war. Sie war mit den lächerlichsten Verzierungen, mit falschen Perlschnüren, Schnupftüchern, Bändern, kleinen Spiegeln, Bildern, Spielsachen und Puppen behangen. Ihr Träger war nicht weniger bizarr angezogen, und hatte über seinen Kleidern einen rothen Weiberrock an, der mit Bandschleifen befestigt war. Er unterbrach oft seinen Gang, und führte einen muntern Tanz auf, wobey er die Fahne schwang. Er sang auch einige griechische Lieder, die von der Auferstehung des

Lazarus handelten. Eine eben solche Dudelpfeiffe, wie die Bärenführer haben, begleitete nebst einer großen Trommel diesen Gesang; dessen Refrain die Umstehenden wiederholten, die zuweilen auch mit tanzten. Besonders geschah dieser Gesang und Tanz vor den Thüren der Reichen; die dafür etwas Geld aus den Fenstern warfen; worin sich nachher der Fahnenträger und die Musikanten theilten. Wer die Fahne küssen wollte, mußte auch etwas bezahlen, und nach vollendetem Zuge wurden die aufgehangenen Kleinigkeiten, Spielwerke und Zierrathen an die Devoten verkauft, die damit ihre Bettstellen schmückten.

Am ersten Tage des Mays trugen eine Menge Landleute, die mit Flinten, Pistolen und Messern bewaffnet waren, einen mit Vorsicht entwurzelten Oliven- oder Orangenbaum in der Stadt herum. Die Dudelpfeiffe und die Trommel gingen vor dem Zuge her, und spielten verschiedene Tänze, die von einer ausgesuchten Zahl junger Leute aufgeführt wurden. Man begab sich nachher vor das Haus des ältesten Syndicus der Stadt, und pflanzte in seiner Gegenwart den Baum; worauf er diese Gesellschaft mit einem Mahle bewirthen mußte.

Die Kirchweihe war besonders auf dem Lande, ein großes Fest. Die Popen schmückten dann schon einige Tage vorher mit ihren Eingepfarrten die Kirche innerlich und äußerlich mit Blumenguirlanden und Reisern aus. Rings um die Kirche herum ward von grünen Bäumen, Teppichen und Seegeltüchern ein bedeckter Gang aufgeführt, zu dessen Verzierung nicht allein Blumen, sondern die dazu sehr gern hergegebnen Bilder des ganzen Dorfes

angewandt wurden. Man konnte nichts bizarreres sehen als diese Gallerie; heilige und profane Bilder waren bunt unter einander vermischt. Neben einer weinenden Magdalene, oder einer heiligen Jungfrau, buhlte eine Lais mit ihren Reizen: hier sah das Auge das schöne Bild des Friedens, dicht neben an ein gräsliches Schlachtgetümmel; dort fiel der Blick von dem erhabnen Portrait eines Königs, oder einer Königin, auf eine lustige Wirthshausszene. In dieser Art Saal tanzten die jungen Leute zur Dudelpfeiffe und Trommel; und spielten das bey diesen Festen übliche Penté mé mia, oder Fünf und Eins. Es ist dies eine Tafel, worauf eine Stange errichtet ist, von der eine Kugel herabgeworfen wird, die auf die mit der Zahl 5 bezeichnete Knote fallen muß, die unterhalb angebracht sind, wenn man gewinnen soll.

Rings herum saßen Fleischer, die ihre Waaren und angezapften Weinfässer vor sich hatten, und zugleicher Zeit Gast- und Schenkwirthe waren. Man schmauste auf öffentlicher Straße. Die Mahlzeit bestand aus ganzen Schöpsen die man eben erst tödtete, und dann sogleich braten ließ. Die Gäste setzten sich auf die Erde und verzehrten unter den umliegenden Eingeweiden ihre Portionen. Eine starke Patrouille hatte viel zu thun um die öffentliche Ruhe zu erhalten, die häufig durch Schlägereyen unterbrochen ward, die um desto gefährlicher waren, da die Griechen dieser Insel beständig bewaffnet gingen. Die Popen waren während diesem Feste auch immer sehr mit den Gebeten beschäftigt, die ein jeder aus dem Volk sich von ihnen hersagen ließ; doch über-

nahmen sie gern diese Mühe, da sie dafür gut bezahlt wurden.

Es fehlt auch auf dieser Insel nicht an griechischen Mönchs- und Nonnenklöstern. Diese genießen gewisse feste Einkünfte; deren Verwaltung nebst der Besorgung der äußern Angelegenheiten drey Administratoren übergeben ist, welche die Brüder oder Schwesterschaft jährlich von neuem ernennt. Diese Klöster sind eine wahre Last für den Staat; nur einige Nonnenconvente nehmen Pensionaire auf, die darin bleiben, bis ihre Eltern auf ihre Verheirathung denken. Ihre ganze Erziehung besteht darin, daß sie im Stricken und Filetmachen unterrichtet werden; selten lernen einige nähen, und noch seltener schreiben und lesen. Die Mädchen, die diese Kenntnisse aus dem Kloster bringen, werden als Wunder angestaunt. Wie es im Innern dieser Häuser zugeht, kann ich nicht sagen; da dies Erwähnte alles ist, was ich mit der größten Mühe von ihnen habe erfahren können.

Die Unwissenheit der Popen übertrifft alle Vorstellung, die man sich von ihr machen kann. Die höchstens ihre Sprache zu lesen und zu schreiben verstehen, gelten für Gelehrte. Ich habe viele gekannt, die von diesen Kenntnissen gar nichts wußten, die nicht im Stande waren, eine andere Messe und andere Gebete zu verrichten, als die sie auswendig gelernt hatten, und die ohne Rücksicht der Schicklichkeit bey jeder Gelegenheit von ihnen hergesagt wurden. So traf es sich oft, daß der Pope, wenn er um Regen bitten sollte, und ein solches Gebet nicht gelernt hatte, um heiteres Wetter betete. Ungeachtet dieser Verwechselung bekam der Unwissende eben

so gut seine Bezahlung dafür, als der besser Unterrichtete.

Die griechische Kirche zu Corfu hat indeß auch Männer geliefert, die sich durch ihre Kenntnisse ausgezeichnet haben. Man fand auch noch eine kleine Anzahl geschickter Geistlichen, die meist solchen reichen Familien angehörten, die im Stande gewesen waren, sie nach Italien gehen zu lassen, um sich da die Kenntnisse zu erwerben, wozu in ihrem Vaterlande gar keine Gelegenheit war.

Der größte Theil der griechischen Geistlichen mahlte eine Art Bilder, deren Verkauf ein Erwerbsmittel für sie war. Das Gemählde wurde auf ein stark mit spanisch Weiß belegtes Holztäfelchen aufgetragen: die Farben dazu wurden mit Eyweiß angemacht. Der Gegenstand war immer ein Heiliger; eine Madonna, der heilige Spiridion und so weiter. Schatten brachte man gar nicht an, und das Colorit war immer dasselbe. Alles was Fleisch seyn sollte, wurde schwarz gemahlt, und der Grund gewöhnlich vergoldet. Ehe sie diese Bilder verkauften, wurden sie eingesegnet. Ihr Abgang war ziemlich beträchtlich, da alle Griechen, besonders die Weiber, etwas darin suchten, über ihrem Bette eine große Anzahl solcher Bilder aufzuhängen, vor denen sie Tag und Nacht eine Lampe brennend erhalten.

Die verschiedenen Ceremonien in der griechischen Kirche werde ich nicht beschreiben, da man sich darüber

in andern Werken hinlänglich unterrichten kann. Nur besondere Gebräuche, die über den Charakter des Volks und die Natur seiner Regierung Licht verbreiten, sind die Gegenstände, deren Beschreibung ich liefern will.

---

## Dritter Abschnitt.

---

### Heirathen.

---

Wenn ich hier die fremden Gebräuche beschreibe, die ich bey den Heyrathen und andern feyerlichen Verhandlungen beobachtet habe, so muß ich erinnern, daß sie nur auf dem Lande statt finden, wo man noch nicht, wie in der Hauptstadt zum Theil, italiänische Sitten und Sprache angenommen hatte. Die ehelichen Verbindungen, die das Glück einer ganzen Familie entscheiden, wurden in diesem Lande gewöhnlich von den Eltern verhandelt und geschlossen. Waren die Väter mit einander einig, so zahlte der Vater des Mädchen, dem Vater des jungen Mannes die Summe der Mitgift. Einige Tage darauf stattete dieser in Begleitung seiner Eltern bey seiner Gelieb= ten den ersten Besuch ab, die umringt von den Ihrigen ganz sittsam und jungfräulich seine Huldigungen auf= nahm. Er beschenkte sie mit einem Ringe und umarmte sie. Die Verbindung ward nun als unwiderruflich be=

kannt gemacht. Auf diesen Besuch folgten noch zwey andere mit demselben Ceremoniel und mit neuen Geschenken. Beyde Verlobte hatten Anverwandte oder Zeugen um sich, die jedesmal dem Besuche beywohnten, und den geschlossenen Contrakt unterzeichneten. Ihre Anzahl war nicht bestimmt. Diese Assistenten waren verbunden, den Verheiratheten ein Geschenk zu machen, wodurch zwischen den erstern und letztern eine Art bürgerlicher Verwandtschaft gestiftet wurde, deswegen suchte man sich reiche Personen dazu aus, deren Credit eine Hülfsquelle zum Fortkommen darbot.

Die kirchliche Ceremonie gieng im Hause der Braut vor sich. Man machte dazu einen Tisch in der bestens meublirten Stube zurecht. In der Mitte ward ein Evangelienbuch zwischen zwey Kerzen gelegt, und auf der einen Seite ein Präsentirteller mit einem Glase, einer kleinen Weinflasche und mit einem Stückchen Brot gestellt; auf der andern Seite gleichfalls ein Präsentirteller mit zwey wollenen Kränzen, die mit rosenfarbigen Bändern durchflochten waren. Die Eltern, Anverwandte und Freunde beyder Verlobten standen längs den Wänden der Stube, die Braut in der Mitte, zwischen ihrer Mutter und dem nächsten Anverwandten. Die verheiratheten Frauenspersonen standen auf beyden Seiten, nach dem Grade der Verwandtschaft. Die Mädchen befanden sich in einer andern Stube. Sobald der Pope angekommen war, warf er sich in Anwesenheit der Gesellschaft in seine priesterliche Tracht, und stellte sich vor den Tisch. Er gab alsdann den Verlobten und den Anverwandten Kerzen, die er eben eingesegnet hatte,

Hierauf nahm der Bräutigam die Braut bey der Hand, und trat mit ihr hinter den Popen, und alle beyde faßten den Zipfel seines langen Talares an; die Anverwandten folgten ihnen paarweise nach. Jetzt ward die kirchliche Trauung nach griechischem Ritual vorgenommen. Nach ihrer Beendigung flocht man die beyden Kerzen der jungen Eheleute zu einem Kranze zusammen, so daß ihre beyden Enden einen Griff bildeten, der mit rosenfarbenen Bändern gebunden und umwunden wurde. Dieser Kranz wurde oben über das hochzeitliche Lager befestigt. Die Vereinigung der beyden Kerzen war ein Symbol des guten Verständnisses, das zwischen den Verehelichten immer herrschen sollte. Der Pope entfernte sich hierauf, nachdem er die Gaben der Freygebigkeit von den Getrauten und ihren Anverwandten empfangen hatte. Zufolge eines alten heiligen Gebrauchs, weinte die Braut in dem Augenblicke, der ihren Zustand änderte. Die Mutter und die Anverwandten beantworteten ihre Thränen ebenfalls mit Weinen, Lobeserhebungen und Ermahnungen. Unterdessen erscholl das ganze Dorf von Büchsen und Pistolenschüssen, und vom Jubelgeschrey seiner Einwohner. Die Verheirathete brach nun, von ihrer Mutter und der nächsten Anverwandtin geführt, auf, um sich in das Haus ihres Gemahls zu begeben, der schon zu ihrem Empfange vorangegangen war. Vor der jungen Frau, die von einem großen Zuge Landleute beyderley Geschlechts begleitet wurde, gieng ein Pfeifer und Trommelschläger, die Tänze spielten, welche von zwey jungen Leuten, die sich bey den Zipfeln eines Schnupftuchs angefaßt hatten, aufgeführt wurden.

Bey der Ankunft in ihrer neuen Behausung empfieng sie ihr Gemahl an der Spitze seiner ganzen Familie. Hier erneuerten sie in Thränen Complimente und Ermahnungen. Nachdem man die gewöhnlichen Erfrischungen eingenommen hatte, gieng man in die Kammer, wo das hochzeitliche Bett mit der möglichsten Sorgfalt aufgestellt war. Jeder betrachtete und untersuchte es aufs genaueste; einige erschöpften sich mit Segnungen und Glückwünschen, andere, die die schönen Geister spielten, erlaubten sich die plattesten Plaisanterien. Endlich gieng man aus einander, und überließ den jungen Eheleuten die Ruhe, die sie gewiß nöthig hatten und wünschten.

War die eheliche Pflicht vollzogen, so kündigte der Gemahl seinen Triumph mit einem Pistolenschuß an, und der Tambour verkündigte gleich dieses Glück und den Sieg dem ganzen Dorfe. Viele Gruppen von jungen Leuten brachten nun die Nacht mit Tanzen vor dem Hause zu, wobey man mitunter Flinten und Pistolen abfeuerte; sie wurden übrigens reichlich mit Erfrischungen bewirthet.

Den andern Morgen versammelten sich die Eltern und Anverwandten, um zu hören, wie die Sachen abgelaufen waren. Das Publikum ermangelte nicht, sich allerhand darüber zu erzählen. Die folgenden Tage empfieng und gab man Visiten. Das hochzeitliche Hemde war ein kostbares Andenken, das die Verheirathete mit Sorgfalt zeitlebens aufbewahrte. Den Morgen nach der Hochzeit ward dieses Hemde auf einem Tische ausgebreitet, und mit Backwerk, Kuchen und Weinflaschen umsetzt. Jeder besah es, um sich mit seinen Augen von

der Wahrheit des ehelichen Triumphes zu überzeugen, und nahm seinen Theil von der aufgetragenen Mahlzeit. Man tanzte nachher eine Stunde um den Tisch herum, und feuerte von neuem Flinten ab. Darauf wurde das Hemde auf einer hohen Stange als ein Siegeszeichen beym Spiel der Pfeife und Trommel, umringt von jungen Tänzern, in dem ganzen Dorfe herum getragen. Man gab es endlich der Mutter zurück, die es in eine kleine Kiste legte, und es so der Tochter wieder überlieferte. In andern Dörfern wurde das Hemde einzig und allein den Verwandten beyder Familien gezeigt. Diese Ceremonie diente, um sich von der Jungfrauschaft der Neuvermählten zu überzeugen. Es wäre das größte Unglück für ein Mädchen, wenn ihr Hemde keine Flecken zeigte. Sie wurde alsdann ihrer Familie sogleich wieder zurück gegeben, und hatte unter ihren Mitbürgern keine Achtung mehr zu erwarten. Daß diese geforderten Zeichen oft sehr betrüglich seyn können, davon konnte man keinen Griechen überzeugen.

In andern Gegenden herrschte auch die Gewohnheit, daß bey dem ersten Zusammenkommen des Schwiegersohns und Schwiegervaters, der erste von letztem durch eine derbe Ohrfeige adoptirt wurde, die jener mit bescheidener Ehrerbietung annahm.

Je tiefer ein Volk in der Finsterniß der Unwissenheit begraben liegt, je gröber und abgeschmackter sind auch die Geburten seines Aberglaubens.

So glaubte man hier, daß wenn in dem Augenblicke, wo die beyden Verlobten das Ja aussprechen, ein Feind in der Gesellschaft drey Knoten in eine Schnur

knüpfe, mit Anwendung einiger Worte, die ich nicht weiß, und sie dann ins Meer oder ins Feuer werfe, daß dann der junge Ehemann gebunden und unfähig werde, die eheliche Pflicht zu vollziehen. Um diesen Zauber zu zerstören, legte man ein Pistol, das mehrern Meuchelmördern gehört hatte, unter das Kopfkissen: ihm schrieb man die Kraft zu, daß es nicht allein die traurige Bindung lösen, sondern die Vollziehung der ehelichen Pflicht beschleunigen könne. Leider waren solche Instrumente gar nicht schwer und selten zu bekommen. Ein ander Mittel gegen diesen Zauber war dies, daß der Vater und die Mutter mit einem Fuße auf des Bräutigams Fuß treten mußten, in dem Augenblick, wenn er das Ja aussprach: jeder geschürzte Knoten mußte sodann ohne Wirkung bleiben. Ein anderer Gegenzauber bestand darin, daß man den Bräutigam vor der Trauung band; diese Bindung erhielt und löste sich nach Belieben, und die Eltern hatten dann nicht nöthig, jenen erwähnten Punkt der Ceremonie abzuwarten.

Blieb das Herz der Getrauten unempfindlich gegen die Liebe ihres Mannes, so war doch nicht alle Hoffnung des Triumphes für ihn verloren. Er bemühte sich dann, ihr einige Haare abzuschneiden, ohne daß sie es gewahr wurde, und stahl ihr eine Kleinigkeit, die sie noch als Mädchen besessen hatte; diese beyden Stücke warf er mit einem lebendigen schwarzen Hahne unter dem Gemurmel einiger mir unbekannten Worte in einem brennenden Ofen, den er sogleich verschloß. Sobald der Hahn ver-verzehrt wurde, glaubte man, daß die Kälte der Person,

die dieses Opfer veranlaßt hatte, in die feurigste Liebe verwandelt werde.

Zu den Taufen der Kinder nahm man auch wie bey den Trauungen Gevattern, und zwar reiche Leute, die gutes Geschenk geben, und den Pathen unterstützen konnten. Die Weiber glaubten, daß man durch bloßes Betrachten und Ansehn, ihren Kindern ein Unglück zufügen könne. Solchen Blicken schrieben sie beynah alle Krankheiten zu, die in den Kinderjahren gewöhnlich sind. Um solchen Uebeln vorzubeugen, mußte man selbst beym Karessiren dem Kinde ins Gesicht speyen und sagen: „Gott bewahr es vor Unglück;" that man es nicht, so ermahnte die Mutter aufs dringendste dazu, indem sie schrie: „speyt es doch nur an!"

## Leichenbegängnisse.

Ich werde auch hier, wie überall, nur die Gebräuche erzählen, wodurch sich die Einwohner dieser Inseln ganz besonders auszeichneten.

Die Achtung und Fürsorge für die Todten sind allen Zeiten und allen Religionen eigen. Die Art, wie man ihnen die letzte Verehrung beweist, war von jeher verschieden, und richtet sich noch heut nach dem Eindrucke, den der Gedanke von der Vernichtung des Menschen auf die Nationen macht. Man kennt die Ceremonien, die bey den alten Griechen üblich waren; die Empfindungen der Natur, Freundschaft und religiöser Sinn lagen dabey zum Grunde. Das, was den griechischen Ritus bey diesen Fällen ausmacht, werde ich nicht beschreiben, weil man dies schon in andern Werken findet.

Sobald einer starb, so fiengen seine Anverwandten sogleich an, an seiner Beerdigung zu arbeiten, ehe noch die natürliche Wärme des Körpers erloschen war. Dieser Gebrauch hatte etwas Empörendes; und ein Fremder konnte leicht daraus schließen, daß die Insulaner zärtlicher Zuneigung eben nicht empfänglich seyn möchten. In zwey Stunden nach dem Tode war nicht allein das Leichenbegängniß, sondern auch schon die Beerdigung vorüber.

Man nähte den Leichnam in eine Art Hemde ganz ein, so daß bloß der Kopf und die Hände herausragten, und legte ihm dann die besten Kleider oder seine Amtstracht an, wenn der Verstorbene in öffentlicher Bedienung gestanden hatte. So angezogen wurde er auf eine mit einem rothen Teppich bedeckte Bahre gelegt; unter sein Haupt ein Kissen, in seinen Händen ein Cruzifix, und in dem besten Zimmer öffentlich ausgestellt, bis der Klerus ankam. Von diesen Formalitäten konnte nur der Fall befreyen, wenn die Krankheit oder die Todesart es erforderten, daß der Leichnam in einen Sarg mußte verschlossen werden. War der Verstorbene von Adel, so wurde sein gezogener Degen kreuzweis mit der Scheide über den Körper gelegt. Vier Fantes der Obrigkeit trugen die Bahre, und die drey Syndizi der Stadt und ein Adlicher hielten die vier Zipfel des Leichentuchs.

War es ein Geistlicher, so saß er in seinem priesterlichen Ornate auf einem Lehnstuhl, und wurde von vier Popen getragen.

War es eine unverheirathete Mannsperson oder ein Mädchen, so setzte man auf den Kopf einen Blumenkranz mit einem rosenfarbenen Bande umwunden. Das

Geläute, die Anzahl der Lichter und des Gefolges hieng von den Kosten ab, die man darauf verwenden wollte.

Unterdessen hörte man im Hause des Verstorbenen nichts als Klagetöne und Schluchzen; besonders äußerten die Frauenzimmer die auffallendsten Kennzeichen des Schmerzens. Sie rissen sich die Haare aus, schlugen sich, und verwundeten ihr Gesicht. Man rief den Verstorbenen bey seinem Namen; man fragte ihn, warum er sein Haus, sein Weib und seine Kinder verlassen habe? Hatte er Leiden gehabt, so zählte man umständlich die Bemühungen und Sorgen her, die man für ihn gehabt und übernommen hatte. War es ein junger Mann, so sprach man von der Heirath, die er würde gemacht haben: von den glücklichen Folgen dieser Verbindung; von den Kindern, die er würde erzeugt haben. Alle diese Wehklagen ertönten in einer gewissen Cadence, und in einem sehr traurigen singenden Tone. Man gieng nachher zu den Lobeserhebungen des Verstorbenen über: man erinnerte sich seiner guten Eigenschaften und Tugenden. — O, er war so sanft, so edel, so ein guter Vater, und doch hat er sterben müssen! — Man erzählte die merkwürdigsten Umstände seines Lebens: Wozu hat dir diese oder jene schöne That geholfen? Was hat dir dein Sieg über deine Feinde, jene Reise, diese glückliche Spekulation genutzt? — Alle diese Fragen richteten sie an den Todten, und forderten ihn mit lautem Geschrey zu ihrer Beantwortung auf. Diese Klage- und Trauertöne schienen nachher von denen der Freude abgelöst zu werden. Die Gesichter verwandelten sich in der That und schienen zu lächeln; der Gesang bekam auch eine muntre

Wendung und Melodie. Die Grimassen waren aber hierbey eben so häßlich und entstellend wie vorher. Die Nachbarschaft ermangelte nicht in das Wehklagen der traurigen Familie einzustimmen. Das Geschrey war so stark, daß man hätte glauben sollen, sie wollten zu Ehren des Todten die Lebenden damit tödten. Sobald als der Leichnam von dem Klerus gehoben wurde, warf man große eiserne und thönerne Töpfe aus dem Hause auf die Straße und zerbrach irdne Vasen. Man goß Wasser aus, als eine Erfrischung für die Seele des Verstorbenen; und besprengte hiermit reichlich die Personen, die die Tugenden der Verstorbenen, am besten beurtheilen konnten; dies geschah aus jedem Hause, vor dem der Zug vorüber kam.

Der Leichnam ward in der Mitte der Kirche während der gottesdienstlichen Verrichtungen niedergesetzt. Nachdem die Gebete geendigt waren, kamen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen, und küßten ihn auf den Mund, auf die Nase, auf Augen und Ohren. Jeder flüsterte ihm etwas leise zu; vielleicht um ihm eine glückliche Reise zu wünschen, oder einen Auftrag in die andre Welt mitzugeben. Man hielt es für eine große Höflichkeit und Auszeichnung, wenn man einen Fremden dazu einlud, an diesen Küssen und Abschiednehmen Theil zu nehmen; eine abschlägige Antwort hätte man als ein Zeichen der Verachtung angesehn. Man hatte mich auch einmal zu dieser Ehre eingeladen, und nur mit Schwierigkeit und unter dem Vorwande des zu großen Schmerzens, der mir nicht erlaube, den Verstorbenen noch einmal zu sehen, befreyte ich mich von dieser Unannehmlichkeit.

Den Todten, dessen Anzug den Popen überlassen wurde, begrub man nachher in der Kirche. Nur die sehr

armen und geringen Leute beerdigte man auf dem daran stoßenden kleinen Kirchhof.

Man errichtete den Todten keine Monumente; ein Stein, auf dem ihre Nahmen und der Todestag gestochen wurden, überlieferte allein den Nachkommen ihr Andenken.

Die Trauer für einen Vater oder eine Mutter dauerte ein Jahr, und war nach der Entfernung der Verwandtschaft kürzer. Sie bestand in einer schwarzen Kleidung, in einem schwarzen Hemde und in einer totalen Vernachlässigung des Anzugs. Der gemeine Mann trug bey diesen Gelegenheiten die schlechtesten Kleider, und behielt ein und dasselbe Hemde die ganze Trauerzeit hindurch an. Diese Bezeugung des Schmerzens war eben so ekelhaft, als schädlich für die Gesundheit.

Alle drey Monate setzte man auf die Grabstäte geröstetes Korn, Brot, Kuchen, Wein und Oehl, und lud mit Erneuerung der Wehklagen den Verstorbenen zu diesen Speisen ein; die Popen ließen sie sich dann statt seiner recht wohl schmecken.

An das Wiederkommen der Todten glaubte man allgemein. Jedes widerwärtige Ereigniß schrieb man den Seelen der Verstorbenen zu, die Gebete verlangten. Die Popen suchten mit vielem Fleiße diesen Glauben zu erhalten, der ihnen so einträglich war, und den sie gut zu benutzen wußten. Solche Irrthümer wird man gern einem ganz unwissenden Volke verzeihn, wenn man sieht, daß ähnliche noch unter Menschen herrschten die auf Aufklärung Anspruch machen wollen.

---

## Vierter Abschnitt.

### Regierung.

Die Regierung der Insel Corfu, des Hauptortes der ehemaligen venetianischen Besitzungen in der Levante, war aus verschiedenen Mitgliedern zusammengesetzt, die vom Senat ernannt und aus dem venetianischen Adel genommen wurden.

Der Vornehmste hatte den Titel: Generalproveditor. Er gelangte zu diesem Posten, nachdem er die ersten Grade des militärischen Seedienstes durchgegangen war. Zuweilen ertheilte der Senat diese Stelle auch einem Senator. Er hatte das Oberkommando über die Land- und Seemacht, über die Justiz, über die Finanzen und Polizey. Diesem General gab der Senat noch einen Secretair zur Hülfe, der das Detail besorgen und die Berichte über die innern und äußern Staatsangelegenheiten abzustatten hatte. Einen Theil seiner Geschäffte verrichtete der Dolmetscher für die orientalischen Völker, der auch vom Senat ernannt wurde. Alle Sachen, worin Türken mit verflochten waren, gehörten zu seinem Ressort.

Der Senat erwählte auch einen Schatzmeister, der dem Generalproveditor von der Verwaltung der Finanzen Rechnung ablegen mußte. Aus seiner Kasse wurden die Staatsbeamten und die Seetruppen besoldet, und alle die verschiedenen Unkosten bestritten, deren Aufwand die Regierung nöthig fand. Er hatte auch die Aufsicht über die Proviant- und Munitionsmagazine der Land- und

Seemacht. Er ernannte Steuereinnehmer der andern Inseln. Diese Stellen waren sehr einträglich und daher auch sehr gesucht.

Der Generalproveditor erwählte sich einen Kanzler, der zur Instruction und Expedition der Prozesse bestimmt war. Den Eid der Treue leistete dieser Staatsbediente dem Senat. Diese Kanzler bildeten in Venedig ein Corps, in dem man nur vermittelst einer bestimmten Summe Geldes aufgenommen wurde. Sie avancirten von der Kanzlerstelle eines Proveditors zur andern; weiter erstreckte sich ihre Laufbahn nicht. Ein anderer Staatsbeamte führte unter dem Titel des Dispacista die Correspondenz mit dem Senat, dem Rath der Zehner und den Staatsinquisitoren. Er arbeitete mit dem Secretair. Ein jeder dieser Minister hatte sein Büreau für sich, und eine Menge Unterbedienten unter seinen Befehlen.

Der General ernannte einen Obersten der Provinz, dem die Inspektion über die Garnisonen der Inseln anvertraut war.

Sonst waren ihm vier Adjutanten untergeordnet, von denen ein jeder seine besondern Verrichtungen hatte. Der erste, der aus dem Corps der Ingenieurs genommen wurde, hatte die Aufsicht über die Festungswerke, und legte dem Oberingenieur Rechnung ab.

Der zweyte war ein Artillerie-Offizier, der nicht nur die Geschäffte seines Faches besorgte, sondern hauptsächlich die Ceremonien studieren mußte, die in gewissen Festtagen der Generalproveditor zu beobachten verbunden war. Verstand er den Codex der Etiquette, dann galt er für einen verdienstvollen Mann. Er begleitete den

General bey allen seinen öffentlichen Verrichtungen und leitete seinen Gang. Ein anderer Offizier, war Cavalerizzo, Stallmeister seiner Excellenz, und hatte zugleich die oberste Aufsicht über die Hausdienerschaft des Generals.

Die beyden andern Adjutanten waren Offiziere der italiänischen oder sclavonischen Truppen; sie beförderten die Befehle, die Ordre des Generals nach den verschiedenen Posten. Sie standen in der Antichambre und meldeten wie gemeine Bedienten die Personen an, die Sr. Exellenz sprechen wollten; für diesen unangenehmen und wenig ehrenvollen Dienst entschädigten sie sich durch Erpressungen, die sie sich von den Unglücklichen geben ließen, die um Gerechtigkeit flehten, oder Gesuche anzubringen hatten.

Für die Besorgung der Marine, hatte der General auch einen Offizier um sich, den er sich selbst wählte.

Die zweyte Person beym Gouvernement war der Befehlshaber der Festung. Er hatte so wohl bürgerliche, als militairische Verrichtungen. Als Capitain der Festung stand er nach dem General an der Spitze des ganzen Militärs, und hatte die besondre Aufsicht über verschiedene Posten und Festungsarbeiten; die dabey dirigirenden Offiziere mußten ihm Rechnung ablegen. Die Insel Paxo und Parga gehörten zu seinem Departement. Die Gouverneurs von beyden Inseln standen unter seinen Befehlen, wie wohl er nur den von Paxo zu ernennen hatte. Als zweyter Proveditor besaß er die nächtliche Polizey; das, was während der Nacht vorfiel, wurde vor seinem Tribunal entschieden. Ein Kanzler und ein Adjutant

bildeten, wie die Venetianer sagen, la Corte, seinen Gerichtshof.

Der Baile war Richter aller bürgerlichen Prozesse, und besorgte zugleich die Polizey des Tages. Ihm waren zwey Räthe zur Seite gesetzt, die, wie er, venetianische Nobili waren. Unter ihm standen alle die Staatsbeamten, die vom Rath der Noblesse ernannt wurden; als die Syndizi, die Gesundheitsproveditoren, die über die Straßen gesetzten Aufseher, u. s. w. Er hatte auch einen Kanzler und einen Adjutanten.

Die neue Festung hatte einen adlichen Venetianer zum Commendanten, den der Senat erwählte; er führte den Titel: Erster Capitain, oder Capitaingrande; ein einziger Adjutant machte seinen Hof aus.

Alle diese verschiedenen Beamte standen unter dem Generalproveditor. Dieser bekleidete seinen Posten drey Jahr, die andern nur zwey Jahr; sie kehrten dann auf ihre Kosten nach Venedig zurück, um neue Aemter vom Senat zu erlangen. Ihre Gehalte waren sehr mäßig, auch nur mit einigen kleinen Vorrechten verknüpft; sie suchten sich aber auf andere Art zu entschädigen, und bedachten in allem nur ihr Interesse; wie dies bey allen Regierungen der Fall ist, bey denen so wie bey dieser alles für Geld erkauft werden kann.

Ihre Wohnungen waren öffentliche, dem Staat gehörige Gebäude.

Der neue Generalproveditor wurde immer ein Jahr vor dem Abtritt seines Vorgängers ernannt. Er konnte so schon vorher alle Vorbereitungen und Maßregeln treffen, um den möglich größten Nutzen aus seinem Gene-

ralat ziehen zu können. Sonst reiste er von Venedig nach seiner Provinz mit einer kleinen Eskadre von Schiffen oder Galeeren; aber seit einigen Jahren wurde ihm zu seiner Fahrt nur ein Schiff, selten eine Fregatte oder Schebecke bewilligt. Wenn er in dem Hafen einfuhr, wurde er von den Schiffen und Galeeren desselben salutirt, und die ganze Garnison trat unter das Gewehr. Sobald er ans Land gestiegen war, begab er sich mit seinem Gefolge ins Palais. Sein Vorgänger erwartete ihn daselbst mit dem größten Ceremoniel in seiner Staatstracht; diese bestand aus dem sogenannten herzoglichen Mantel, einem langen römischen Talar von rothem Sammte, gefüttert mit Goldstoff; aus einer ungeheuren Perücke, so wie sie unter Ludewig XIV. Mode waren, und einem Hute; das Unterkleid, die Strümpfe und die Schuhe waren auch roth. An seiner Seite hatte er einen Degen mit einem gewaltig großen goldnen Knopf, und in seiner Hand den Commandostab. Gravitätisch gieng er seinem Nachfolger bis an die Treppe entgegen, beyde traten dann zu gleicher Zeit in den Audienzsaal, der alte General aber zur Rechten, und setzten sich in großen Lehnstühlen von rothem über und über mit Gold gestickten Sammte vor eine Tafel, auf der das Evangelienbuch auf einem Kissen von Goldstoff lag. Die ganze Versammlung blieb stehen. Der Kanzler des neuen Generals las mit lauter Stimme das Dekret des Senats, das ihm das Gouvernement der Inseln übertrug. Nachdem dies verlesen war, übergab ihm der Adjutant des vorigen Generals den Stab, als das Zeichen des Commandos. — Der Stab war bey den Venetianern das

auszeichnende Symbol der Autorität. Nur Personen die hohe Aemter bekleideten durften ihn tragen, und diese ermangelten auch nicht von dieser Formalität Gebrauch zu machen. Der Ex-General gieng sogleich in ein anderes Zimmer, wo er den Ornat ablegte, den er nicht mehr tragen durfte; nämlich den rothen Mantel. Die übrigen Stücke behielt er an und konnte sie so lange tragen, bis er nach Venedig abreiste. Bey dieser Ceremonie wurden, wie gewöhnlich bey jeder andern, Erfrischungen auf Unkosten des Ex-General aufgetragen. Denselben Tag zog er aus dem Palais in ein anderes Haus, wo er seine Abreise erwartete; ihm allein bewilligte der Senat ein Schiff zu seiner Rückkehr.

Einige Zeit nach seiner Ankunft, feyerte der neue Generalproveditor seinen öffentlichen Einzug; wozu die Zubereitungen auf Unkosten der Stadt giengen.

Ich will hier das Fest umständlich beschreiben, welches bey dem Antritt des letzten Generalproveditor statt fand.

Es war Herr Widmann. Im Julius 1794 kam er in Corfu an. Man hatte ihn mit der größten Ungeduld erwartet; da er im Dienst der Marine sich einen so guten Ruf erworben hatte, daß man allgemein überzeugt war, er werde fern von den Räubereyen seines Vorgängers, das Glück seiner Regierung in der Beförderung des Wohls der Insulaner suchen. In dieser allgemeinen Erwartung übertrafen die Zubereitungen, die zu seinem Einzug gemacht wurden, alle vorigen Festlichkeiten dieser Art, an Pracht.

Einige Tage nach seiner Ankunft errichtete man einen Triumphbogen aus hölzernen Säulen, die wie Marmor gemahlt waren und von der alten Festung, durch die Wasserstraße, und der Länge nach queer über die Esplanade gieng. Auf der Fassade standen lateinische, griechische und italiänische Inschriften zu Ehren des neuen Generals. Vorn befanden sich vier Statüen, die die Gerechtigkeit; die Macht; den Ueberfluß, und die Religion darstellten. Der Saal des Raths diente zu einem Concertsaal, wo das Orchester, größtentheils Liebhaber, Symphonien aufführte. Die Hauptstraßen der Stadt waren mit Stoffen von verschiedenen Farben ausgeziert, und mit einer Menge Gemählde geschmückt, die jeder begierig hergab. Auf dem Gipfel der Häuser sah man Fahnen und Schiffsflaggen wehen. In kleinen Entfernungen von einander waren auf der Wasserstraße mehrere Orchester und Credenztische mit Erfrischungen hingestellt. In den Portalen mehrerer Häuser hatte man das Bildniß des Generals angebracht; umkränzt mit Blumenguirlanden und Lorbeerzweigen; unter denselben las man Verse zu seinem Lobe. Der zur Feierlichkeit bestimmte Tag wurde beym Aufgang der Sonne mit 21 Kanonenschüssen verkündet, die von jeder Batterie der Festung und auf den Schiffen und Galeeren abgefeuert wurden. Diese letzten zogen zugleich mit ihren Flaggen und Wimpeln in Parade auf. Gegen 10 Uhr des Morgens begaben sich die vornehmsten der Regierung, die Commendanten der Marine, mit allen venetianischen Edelleuten in Staatsuniform; die vornehmsten Offiziere der Landtruppen an der Spitze des Stabs der Garnison; die Syndici der

Stadt und alle Staatsbeamten begleitet von einem zahlreichen Gefolge der Vornehmsten des Landes ins Palais, wo der General in Feierkleidern sie in der Mitte seines ganzen Hofstaats empfieng. Nach einer kleinen Rede, die der älteste Syndicus der Stadt hielt, setzte sich der Zug in Bewegung. Vor dem General giengen seine Adjutanten, sein Oberster oder Major der Provinz, seine Minister, seine Kapelle und seine ganze Dienerschaft in Paradelivrée; zur Seite und hinter ihm marschirten seine Garden und mehrere Compagnien Soldaten; seine Wagen und die Kutschen anderer Großen folgten in der Linie mit langsamem Schritte nach. Wie der General aus den Thoren der Festung trat, salutirten alle Batterien mit 21 Kanonenschüssen, die von den Schiffen und Galeren sogleich beantwortet wurden. Sobald er auf der Esplanade erschien, feuerten drey Regimenter italiänischer, sclavonischer Truppen und Artillerie dreymal, und machten darauf verschiedene militärische Evolutionen. So kam der General umgeben von einem Haufen Volks unter den Triumpfbogen; er trat nur auf Teppiche, die von den Juden so wie er vorwärts schritt vor seinen Füßen ausgebreitet wurden. Er begab sich nun in die Kirche des Heil. Spiridions, wo ihn der Protopapa und der ganze griechische Klerus nachgieng. Der Sarg des Heiligen war offen, und nach einem kurzen Gebete gieng er in derselben Ordnung in sein Palais zurück. Den ganzen Tag über tanzten viele Gruppen junger Leute auf der Esplanade, wo die Stadt Wein und Erfrischungen austheilen ließ. Auch wurden verschiedene Spiele gespielt; von denen die Cocagne das sonderbarste ist, das nach der

Zeit, als die venetianische Eskadre vor Malta gelegen hatte, auf dieser Insel war eingeführt worden. Es werden auf einem kleinen aufgerichteten Schiffsmast ein lebendiger Hammel, Hühner, Schinken und andre Lebensmittel befestigt; der Mast ist überall stark mit Seife bestrichen, und nun kommt es darauf an, daß man ohne irgend eine Hülfe an demselben hinaufklimmt, wenn man einen Preis davon tragen will. Der Sieger der ihn gewinnt, wird von seinem Gefolge mit einer Lorbeerkrone gekrönt und im Triumph nach Hause geführt, wo man von den Früchten seines Sieges sogleich ein Mahl zubereitet.

In der Nacht war die ganze Stadt, alle Schiffe und Galeeren erleuchtet. Die letzten gewährten besonders ein schönes Schauspiel, da der ganze Rumpf, die Masten, Segelstangen und Haupttaue mit Lampen behangen waren. Bey den Manövern die sie machten, zeigte sich immer eine neue schöne Ansicht. Zugleich ward ein sehr schönes Feuerwerk abgebrannt. Das Theater war mit Wachslichtern erleuchtet, und ein Chor Musikanten begannen ein Stück, das zu Ehren des Generals componirt war. In allen Logen wurden Erfrischungen ausgetheilt. Dieses Fest dauerte drey Tage, es sollte eigentlich eine ganze Woche fortgesetzt werden, aber Herr Widmann bat aus Schonung für seinen Vorgänger, den man bey dieser Gelegenheit täglich durch die kränkendsten Satyren zu ärgern suchte, die Syndici der Stadt, es zu beendigen.

Die Wache des Generals war zwey Compagnien italiänischer und sclavonischer Truppen anvertraut; die

letztern, die aus Carabiniers bestanden begleiteten ihn jedesmal, wenn er ausgieng; und hatten die Auszeichnung, daß sie auf ihren Mützen ein silbernes Blech trugen, worauf sein Wappen gestochen war.

Ueberdies hatte er noch zwölf Hellebardiers; sie waren Soldaten die an den Ceremonientagen einen weiten rothen dalmatischen Talar trugen, der mit Seide und zwar nach den Wappenfarben des Generals gestickt war; ihre Westen, Beinkleider und Strümpfe waren von derselben Farbe; und auf dem Kopf hatten sie einen mit Silber bordirten Hut. Ihre Waffen waren lange Hellebarden, auf deren Eisen das Wappen des Generals gestochen war. Sie umgaben ihn bey allen öffentlichen Verrichtungen und wurden von einem Capitain der italiänischen Infanterie commandirt. Ihr Anzug hieng sonst in dem ersten Saal des Pallastes, neben einer steinernen Figur, die vom Fuß bis auf den Kopf gerüstet war, und einen langen Degen in der Hand hielt. Denn ausser den Ceremonientage trugen diese Soldaten ihre gewöhnliche Kleidung, statt der Hellebarde hatten sie dann eine kurze Pike auf deren Eisen auch das Wappen des Generals zu sehen war. Sie verrichteten keine militärischen Dienste, sondern mußten nur die Personen herbeyrufen, die vor dem Tribunal des Kanzlers und des Secretärs erscheinen sollten. Weigerten sich diese Personen Folge zu leisten; so mußten sie zum Beweise ihres ausgerichteten Befehls ein Pfand mitbringen. Dieses letzte setzte sie oft unangenehmen Behandlungen aus; nach ihrem Bericht wurde ihnen dann aber auf Unkosten des Citirten eine Patrouille mitgegeben, mit der sie wieder in sein Haus zurückkehrten.

Die Tage, wo der General öffentlich erscheinen mußte, wurden des Morgens von zwey Tambours angekündigt, die durch die ganze Stadt liefen; dies nannte man Chiamar Corte, oder den Hof ausrufen. Die vornehmsten Offiziere der Land- und Seetruppen an der Spitze eines zahlreichen Gefolges von Beamten und die Syndici der Stadt mit vielen Adlichen begaben sich dann in ihrer Staatstracht nach dem Pallast des Generals, um ihn in die Kirche zu begleiten und ihn hernach wieder in sein Haus zurückzuführen.

Die Wohnung des Generalproveditors wurde nach seinen Mitteln und Geschmack ausstaffirt. Da die meisten nicht reich und wegen ihrer Posten doch zu einem großen Aufwand verbunden waren, so borgten sie sich von den Juden in Venedig alles, was sie nöthig hatten; sogar die Möbeln, die Livréen, das Silbergeschirr, und zugleich noch eine Summe Geld. Sie mußten zum wenigsten drey Hautboisten haben, welche während ihrer Mahlzeiten abwechselnd das Horn und die Trompete blasen mußten, vier Lievreebedienten und zwey Laufer.

Die Etikette erforderte es, daß der General jedes Jahr fünfmal die Geistlichkeit, den venetianischen Adel, das Militär, den Landadel und die Bürgerschaft, jede Klasse besonders, festlich bewirthen mußte. So glänzend diese Gastmähler auch waren, so kosteten sie ihm doch nichts, sondern waren für ihn vielmehr einträglich. Die Tafel wurde beständig aufs reichlichste von den Insulanern selbst versorgt, die auf diese Art sich empfehlen wollten, und die Gäste genossen diese Ehre auch nicht umsonst. Es war Gebrauch, daß jeder ein-

geladene Insulaner beym Aufstehn von der Tafel auf eine geschickte Art unter seinem Teller eine Anweisung auf so und so viel Pfunde Oehl verbarg; die bey der nächsten Ernte in Natura oder in Gelde zahlbar waren. Alle diese Scheine wurden von einem Adjutanten sorgfältig gesammelt und dem General überbracht; dieser ordnete sie nach ihrem Werthe, und darnach maß er die Höflichkeitsbezeigungen ab, die er einem jeden beym Weggehn erwieß. Die Einkassirung des versprochenen Oehls wurde einem Adlichen des Landes übertragen, den der General in Geldangelegenheiten zu seinem Agenten erwählte, und der dabey auch seinen Nutzen bedachte.

Diese Oehlscheine waren nicht die einzige Abgabe welche die bezahlen mußten, so zu diesen feyerlichen Gastmählern eingeladen wurden; sie mußten überdies den Domestiken ein Neujahrsgeschenk geben. Diese Sitte findet noch in Italien statt und dient den Dienstboten zu einer Entschädigung für ihren geringen Lohn. In Venedig ist ein solcher erniedrigender Gebrauch auch bey den Truppen eingeführt, wenn man am Neujahrstage bey dem Generalproveditor und den andern Vorstehern der Regierung seinen Glückwunsch abstattet. Die Pforten des Pallastes waren dann mit Laubwerk und Papierguirlanden geziert, auf denen die Wappen seiner Excellenz gemahlt waren; und in kleinen Entfernungen von einander standen bis in den Saal, wo der General die Visiten annahm, kleine Tische, auf denen sich große Becken befanden, in die die Vorübergehenden ein Stück Geld werfen mußten. Neben jedem Tische stand ein Corporal, oder Sergeant, der nicht unterließ sie darum zu ersuchen. Den andern

Tag liefen die Tambours, begleitet von zwey Soldaten die statt der Bajonette kleine Wimpel auf ihren Gewehren trugen, durch die ganze Stadt, und besuchten die Häuser der Beamten, wo sie sich diesen eingeführten Tribut reichen ließen. Jede Wache, und jede Klasse von Soldaten sammelte auf diese Weise Geschenke. Diese Sitte allein reicht schon hin um sich einen Begriff von dem Verfall und der Verachtung zu machen, worin sich das Militär bey den Venetianern befand.

Die Einführung der andern Glieder der Regierung wurde mit denselben Formalitäten wie die des Generals vollzogen; nur genossen sie nicht die Ehre des öffentlichen Einzuges und das Recht der feyerlichen Gastmähler.

Der Proveditor der Festung trug einen schwarzen Talar wie der General, dasselbe Kleid, die rothen Strümpfe und die große Perücke. Das Costüm des Bailo und der Räthe war ganz dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie blos ein schwarzes Kleid trugen. Der erste Capitain oder Commendant der neuen Festung trug die Uniform der Marine. Die beyden erstern waren verbunden, zwey Livreebedienten und einen Laufer zu halten; die Räthe und der erste Capitain durften nur einen Bedienten haben.

## Adel.

Der Adel entstand auf der Insel Corfu, so wie bey andern Völkern. Unter den verschiedenen Oberherrn, die diese Insel beherrschten, erhielt er in günstigen Zeiten Vorrechte zum Geschenk, oder er erkaufte sie in kritischen Umständen. Das ehrenvollste, was er dabey erwerben

konnte, war dies: daß er Versammlungen halten, auch andern den Adel ertheilen konnte. Es gab eine Zeit, wo diese Berathschlagungen ohne Beyseyn des Gouverneurs geschahen; aus Furcht vor Conspirationen nahm ihm aber der Senat von Venedig dies Recht, und erlaubte ihm nur in Gegenwart des Proveditors zusammen zu kommen.

Es wurde keiner in den Adelstand erhoben, der nicht zu einer ausgezeichneten Familie gehörte, die Sitz und Stimme im Rath hatte. Die Familie des Bewerbers mußte beweisen, daß sie seit drey Generationen kein Handwerk oder mechanisches Gewerbe getrieben hatte, und daß sie überdies ein gewisses Einkommen besäßen. Es mußte eine Summe von 200 venetianischen Dukaten oder Zechinen, die ungefähr 2400 Franken betragen, vorausbezahlt werden. Dieses Geld wurde im Leihhause niedergelegt. Die Unkosten die man zu Erkaufung der Stimmen und zur Feyerlichkeit der Wahl nöthig hatte, waren auch sehr beträchtlich. Der Erwählte mußte noch fünf Jahre warten, ehe er den Versammlungen beywohnen durfte, und nach Verlauf von zehn Jahren konnte er sich erst um irgend ein Amt bewerben.

Der Senat von Venedig hatte sich das Recht vorbehalten Adliche ohne Zuziehung des Raths von Corfu erwählen zu können: jedoch mußte dieselbe Summe von 200 Goldzechinen niedergelegt, und auch die andern erwähnten Bedingungen erfüllt werden. In diesem Fall gieng aber das erforderliche Geld nach Venedig, was in dem ersten im Lande blieb. Nichts war hier gewöhnlicher, als Grafen, die aber vor dem Landadel Vorzüge verlangten. Man kann kein Volk finden, wo der Adel

so thöricht und kindisch von diesem Vorrecht eingenommen war, als hier: Jeder rühmte sich von den berühmtesten Familien abzustammen. Sie stiegen sogar mit ihren Verfahren bis in die Zeiten der alten Griechen und Römer herauf, und viele leiteten ihren Ursprung von orientalischen Kaysern her. Das ottomannische Reich würde, so groß es auch ist, in sehr kleine Stücken zerfallen seyn, wenn alle von diesen Leuten einen Antheil hätten bekommen sollen, die hier einen Anspruch darauf zu haben vorgaben. Sie führten daher auch in ihren Wappen den kayserlichen Adler. Ihre Säle glänzten von Stammbäumen und mit den Gemählden ihrer Urväter, die die Eitelkeit der vorgeblichen Nachkommen bewiesen. Von ihrem Lande und der Stadt Corfu hegten sie auch eine große Idee, weil sie nie eine größere gesehen hatten, oder davon nichts wissen wollten; sie setzten sie immer Rom, Paris und London zur Seite. Von ihrem Vermögen sprachen sie auch nur unter großen Vergleichungen. Diese kleinlichste Großthuerey ist aber die allgemeine Krankheit vieler Einwohner der Levante.

Jedes Jahr erwählte man in einer allgemeinen Versammlung des Adels, die fünfhundert Adlichen, die allein den Rath ausmachten, und die verschiedenen Aemter besetzten.

Die drey vorzüglichsten waren die Syndici der Stadt. Ihnen war ein Theil der Polizey, die Aufsicht über die Kornmagazine und über den Preis und die Güte der Lebensmittel anvertraut, die auf die Märkte gebracht wurden. Auch hatten sie die Gerichtsbarkeit in kleinen Prozessen, deren Gegenstand die Summe von zehn Ze-

chinen nicht überstieg. Von ihrer Sentenz appellirte man an das Tribunal des Generalproveditors. Es war dies aber niemals sehr rathsam, noch für den Beutel vortheilhaft. Unter ihren Befehlen standen die Glieder des Marktamts, die vom Adel ebenfalls, aber aus der Klasse der Bürger ernannt wurden. Ihr Geschäfft war unter den Augen ihrer Obern das Gewicht der Bäcker, Fleischer, Fisch- und Kornhändler zu untersuchen. Sie zogen hinter ihren Vorgesetzten, die mit einem langen schwarzen Talar, und einer großen Perücke gravitätisch voran giengen, ziemlich schmutzig, aber mit einem großen Degen einher. Der Krämer oder Victualienhändler, der über einen Betrug ertappt wurde, verlor seine Waare, und wurde zuweilen auch festgesetzt. Diese Syndici hatten auch die Aufsicht über die Straßen, und ihre Reparatur. Die dazu erfoderliche Kasse war ihnen anvertraut; ihre Einkünfte bestanden in einer kleinen Abgabe, die von dem auf der Insel eingeführten Getraide bezahlt wurde. Das Getreide, das man in den öffentlichen Magazinen zur Vorbeugung einer Brotnoth aufzuschütten pflegte, kauften die Syndici ein. Hierzu war auch eine besondere Kasse vorhanden. Die dazu nöthigen Fonds wurden sehr vortheilhaft angelegt, denn man verkaufte das Korn um einen viel höhern Preis als man es eingekauft hatte. Diese Syndici hatten ferner unter den Befehlen des Bailo eine allgemeine Aufsicht über die Stadtpolizey. Die Unterposten waren auch mit Adlichen besetzt, die der adeliche Rath ernannte.

Sie hatten endlich auch das Recht, den Gerichten des Proveditors über Leben und Tod beyzuwohnen, die

Revision der Criminalprozesse zu verlangen, ihre Fehler zu rügen, und die gefällten Sentenzen aufzuheben. Sie machten aber davon aus Furcht, sich dadurch den Haß und die Rache des Proveditors zuzuziehen, keinen Gebrauch.

Die Syndici hatten keinen festen Gehalt, sie wußten sich aber auf andere Art schadlos zu halten. Die Ehre ihres Postens bestand darin, daß sie an der Spitze des Adels den Generalproveditor bey allen öffentlichen Verrichtungen begleiteten, und in der Kirche unmittelbar hinter dem venetianischen Adel saßen.

Ursprünglich spielten diese Magistratspersonen eine eben so wichtige als ehrenvolle Rolle; sie waren die Vertheidiger ihrer Mitbürger beym Oberherrn; und giengen damals oft selbst nach Venedig, um in dem Schooße des Senats die Klagen und Beschwerden der Insulaner niederzulegen. In den letzten Zeiten hielten sie sich schon geehrt genug, wenn sie sich dem Generalproveditor nähern durften, und bey Feyerlichkeiten zu seiner Tafel zugelassen wurden, deren Unkosten sie größtentheils trugen.

Nach diesen sogenannten Syndicis kamen die drey Sanitätsräthe: man nannte sie Proveditori alla Sanità. Sie hatten unter ihren Befehlen einen Kanzler; der ein Verzeichniß über die Ankunft und Abfahrt der Fahrzeuge, und über die Berichte der Capitaine hielt, von denen man täglich dem General und den andern Behörden Abschriften zuschickte. Sie sollten über alles wachen, was auf die Gesundheit der Einwohner Einfluß haben konnte; ein Arzt unterrichtete sie hierüber, und die vorfallenden Ereignisse mußten sie dem General melden. Sie standen in unmittelbarem

Briefwechsel mit dem Sanitätstribunal in Venedig, und empfiengen von ihm Befehle. Ihre Zusammenkünfte hielten sie in einem kleinen Hause am Ufer des Meers, an das eine griechische Kapelle stieß; die dem Heil. Rochus gewidmet war.

Das Tribunal, wo sie ihre Sitzungen hielten, war mit ihren Wappen ausgeziert, und sie genossen dieselben Ehrenbezeugungen als die Syndici; nur hatten sie kein besonderes Costüm.

Die traurigen Verheerungen der Pest hatten zur Errichtung dieses Collegiums Veranlassung gegeben; dessen Hauptzweck war, ihre Einführung von den Ottomannen und andern Nationen der Levante zu verhindern. Die Venetianer waren die ersten, die die dazu nöthigen Vorbauungsmittel trafen: deren Einrichtungen und Gesetze nachher von andern Nationen angenommen wurden.

Es gab hier auch ein solches Gebäude, wo die Waaren, die aus der Levante kamen niedergelegt, und die Reisenden einquartiert wurden, bis nach Verlauf einer gewissen Zeit aller Verdacht einer Ansteckung wegfiel. Die Art, wie dieses Lazareth in den letzten Zeiten der venetianischen Regierung unterhalten wurde, zeigte deutlich, daß man seine Nothwendigkeit und Nützlichkeit ganz vergessen hatte. Diese Anstalt, die Schutzwehr für die Gesundheit der Insulaner, und ihr Zufluchtsort; wenn die Noth sie zwang, ihre Lebensmittel bey ihren Nachbarn zu suchen, stand unter diesen Proveditori alla sanità, deren geringer Eifer und Unwissenheit leider gleich viel dazu beytrugen, ihren Zweck ganz zu vernachlässigen.

Die Lage dieses Lazareths war die glücklichste zur Beförderung seines Zweckes. Es war auf einer kleinen Insel gebaut, die ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt lag, und deren geringer Umfang sehr ihre Bewachung erleichterte. Sie war einem Prior anvertraut, der das vorstellt, was zu Marseille der Capitain des Lazareths ist. Er kaufte in Venedig diesen Platz, und die damit verbundenen Einkünfte auf fünf Jahre. Die letztern wurden dadurch sehr geschmälert, daß man sehr leicht für eine mäßige Summe die Erlaubniß ungehindert in die Stadt zu kommen, von den Gesundheitsräthen erkaufen konnte.

Das Lazareth bestand in einem ziemlich schlecht gebauten viereckigten Gebäude; vor dessen Eingang sich ein kleiner Damm befand, an dem die Schalupen anlegten; zugleich war daselbst auch ein Bad für die Kranken, und zum Waschen ihrer Kleider eingerichtet. Das Innere war in mehrere Zimmer abgetheilt, die sehr unreinlich gehalten wurden. Die Wache bestand aus zehn oder zwölf italienischen Soldaten. Es befand sich dort auch eine kleine griechische Kirche, die dem Heil. Rochus geweiht war. Die Einkünfte des Popen, der sie bediente, bestanden in einer kleinen Abgabe, von den Waaren, welche die Quarantaine halten mußten.

Noch stehen auf dieser Insel die Ruinen einer kleinen lateinischen Kapelle, die man auf die Grabstäte eines Ambassadeurs von Venedig gebaut hatte, der hier an der Pest gestorben war.

Die Behandlungsart der Angesteckten, die ich selbst bey einem venetianischen Schiffe, das die Pest von Ale-

xandrien brachte, mit angesehn habe, war folgende. Auf die Erklärung des Schiffers, daß die Pest am Bord sey, schickten die Gesundheitsräthe sogleich eine Galiote zu dessen Bewachung und Verhinderung aller Communikation mit den Einwohnern. Einige Tage nachher ließ man die Equipage und alle Effekten auf der kleinen Insel des Lazareths ausladen. Die Unglücklichen warfen ihre Kleider ab, um ein Hemde aus grober Leinewand anzuziehn, das mit Theer getränkt war. Alle Tage mußten sie sich zweymal in Gegenwart der Gesundheitsräthe und des ersten Arztes der Hospitäler baden, und ihre Haabseligkeiten selbst lüften. Viere von ihnen starben. Man verbrannte alles, was sie um sich gehabt hatten: ihre Körper wurden von ihren Gefährten in tiefe Gruben geworfen, und sogleich mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Das Schiff wurde gänzlich entwaffnet, und auf zwanzig Tage lang in die Tiefe versenkt; man zog es nachher wieder hervor, aber vor dem achten Tag durfte sich ihm Niemand nähern. Nach dieser Zeit gieng die Equipage wieder an Bord. Fünf Galeerensclaven erhielten ihre Freyheit und eine kleine Summe Geldes, um die gestorbenen Matrosen zu ersetzen. Das Schiff gieng nun, unter Begleitung einer Fregatte, die es nie aus dem Gesichte verlieren durfte, nach Venedig ab, wo es wieder eine Quarantaine von zwey und achtzig Tagen auszuhalten hatte.

Die Zeit der Quarantaine, die auf den ehemaligen venetianischen Inseln gehalten wurde, war so kurz, daß man sie bey den italienischen und französischen Anstalten, wo die Schiffe hernach eintrafen, gar nicht in Anschlag brachte.

Wenn das Gouvernement Nachricht erhielt; daß sich in einer der Gegenden, mit denen die Insel in besonderer Verbindung stand, Spuren der Pest zeigten, so wurden drey außerordentliche Gesundheitsaufseher angestellt, die die andern in ihren Verrichtungen unterstützten. Alle Stellen der Küste, wo man heimlich landen konnte, wurden von Insulanern bewacht. Man bemannte auch eine gewisse Anzahl Barken, deren jede von Adlichen kommandirt wurde, die sich alle vier und zwanzig Stunden ablösten. Sie mußten auf dem Meere die Wache halten, und die Landposten visitiren.

Zuweilen errichtete man selbst zwischen den verschiedenen Inseln eine Quarantaine; wenn man nämlich erfuhr; daß einige Personen durch Nachlässigkeit der Wache, oder Bestechung der Aufseher aus den Sicherheitsanstalten entflohen waren. Ein großer Theil des Volks, der von der Zufuhr von einer Insel zur andern lebte, litt dadurch immer großen Schaden. Denn die Unkosten der Quarantaine übertrafen so sehr den kleinen Gewinn, den sie machen konnten; daß sie der Seefahrt, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt verschafften, ganz entsagen mußten.

Der Rath ernannte auch drey Richter der ersten Instanz. Vor ihr Tribunal gehörten die Prozesse, deren Gegenstand nur die Summe von zehn Zechinen betrug. Von ihrer Sentenz appellirte man an den Generalproveditor, was aber in keiner Rücksicht zu rathen war. Diese Richter hielten alle Tage in dem Saal des Raths ihre Sitzungen.

Die drey Administratoren des Leihhauses, die die Fonds desselben verwalteten, wurden auch vom Adel erwählt.

Drey Aufseher wachten unter den Befehlen der Syndici, über die Unterhaltung und Reinlichkeit der Straßen.

Drey Friedensrichter mußten den Folgen plötzlich entstehender Zänkereyen oder Streitigkeiten zuvorkommen, oder ihnen Gränzen setzen. Sie suchten die Parteyen in Güte zu vereinen; widersetzten sie sich aber, so legten sie ihnen Arrest auf, und gaben davon sogleich dem Proveditor Nachricht. Dieses Tribunal war wegen der vielen kleinen Händel errichtet worden, die zuweilen unter dem größten Theil zweyer oder mehrerer Familien geführt wurden; da aber die Schiedsrichter mehrentheils in dem Streit mit verflochten waren, so gewährte diese Einrichtung gar nicht ihren beabsichtigten Nutzen.

Die Gouverneurs-Stellen von Parga, Paro, und dem Schloß des heiligen Engels wurden auch von dem Adel besetzt. Die Befehle ertheilte aber nur der Proveditor der Festung.

Alle diese Posten waren, wie das Syndicat, mit keinem festen Einkommen verbunden, und darum wurden sie Ehrenämter genannt, und nur mit Adlichen besetzt. Die andern Subalternenstellen, deren Anzahl auch sehr groß war, erhielten Personen aus dem Bürgerstande.

Es traf sich zuweilen, daß der Erwählte den Posten, mit dem er beehrt wurde, nicht seinem Gesuche, sondern dem allgemeinen Wunsche seiner Mitbürger verdankte; weigerte er sich in diesem Falle, ihn anzuneh-

men; so mußte er eine Geldstrafe von zweyhundert Zechinen erlegen. Solche Beyspiele ereigneten sich aber sehr selten.

### Gerechtigkeitspflege.

Das Gesetzbuch, das in Corfu und in den andern venetianischen Inseln eingeführt war, war das römische Recht. Der Generalproveditor besaß die höchste richterliche Gewalt; er konnte nicht nur in Civilsachen, sondern auch über Leben und Tod der Insulaner entscheiden. War man mit seinem Urtheil nicht zufrieden, so hatte man noch in allen Prozessen das Mittel, an die verschiedenen Tribunale in Venedig appelliren zu können. Dann konnte man aber zum wenigsten gewiß seyn, daß durch langsamen Gang der Sache, sowohl der Kläger, als auch der Beklagte ruinirt wurden. Dessenungeachtet ergriff man dieses Rechtsmittel sehr oft in Civilprozessen, aber sehr selten bey criminellen Vorfällen. Eine schädliche Nachsicht, deren Beweggrund der niedrigste Eigennutz war, machte, daß das Schwert der Gerechtigkeit sich selten über die Schuldigen erhob. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts auf diesen Inseln, wurden nur drey oder vier Todesurtheile gefällt. Sie trafen die schrecklichsten Verbrecher, die dessenungeachtet dem Tode würden entgangen seyn, wenn sie gehörig große Summen hätten zahlen können, oder wenn sie ihre Schandthaten an Fremden ausgeübt, oder die Regierung den Unwillen der Einwohner nicht hätte befürchten dürfen. Vor ungefähr fünf und dreyßig Jahren wurde im Canal von Corfu die Mannschaft eines fremden Schiffes von Leuten

aus der Burg Manduchio, an deren Spitze sich ein Adlicher befand, ermordet. Man ergriff beynah alle Mörder und auch den Adlichen. Durch Bezahlung einer großen Summe verschaffte sich der Letzte sogleich wieder seine Freyheit; bey den andern, die nur weniger geben konnten, verwandelte man die Todesstrafe in Galeerenstrafe auf einige Jahre, und nur ein junger Bauer, der vielleicht die wenigste Schuld hatte, wurde hingerichtet, um doch einigermaßen den Gesetzen Genüge zu leisten. Der adliche Anführer dieser Mörderbande mußte sich bloß auf einige Zeit aus dem Lande entfernen. Sein Mantel, den man am Bord gefunden, und wodurch man ihn entdeckt hatte, wurde in der Kanzley des Generals aufgehoben, und dem jedesmaligen Nachfolger übergeben. Auf diese Art wurde seine Familie gezwungen, jährlich einen Tribut zu entrichten, damit die Sache nicht von neuem wieder aufgewärmt würde. Hätte man diese Strafbaren nach Venedig geschickt, so wären sie gewiß dem Tode nicht entgangen; denn die venetianische Politik hätte eine solche Nachsicht, wodurch sie compromittirt werden konnte, nicht zugelassen.

Die Gerechtigkeit schlummerte indeß nicht immer so auf diesen Inseln. In den Zeiten, wo äußere Gefahren die Verwalter derselben von ihrem Mißbrauch abhielten, sah man sie den Gesetzen gemäß handeln. Sonst sind die Zeiten des Krieges für die Völker sehr traurig; hier fand unter der venetianischen Regierung das Gegentheil statt. Der Friede war für die Insulaner nicht die glückliche Zeit der Sicherheit und der innern Ruhe; Misbräuche und willkürliche Eingriffe nahmen dann durch

die Nachlässigkeit oder schändliche Politik des venetianischen Senats aufs schrecklichste überhand; denn er bekümmerte sich nur dann ernstlich um diese Inseln, wenn Gefahr war, ihren Besitz verlieren zu können. Die Gouverneurs, denen man in solchen Zeiten das Kommando übertrug, waren Senatoren, die durch ihre Moralität und ihre Kenntnisse sich auszeichneten, und deren Richtschnur eine Bürgschaft war, daß sie aus Eigennutz den anvertrauten Posten nicht verrathen würden. Bey ihrer Rückkunft nach Venedig mußten sie überdies Rechenschaft von ihrer Verwaltung geben, und sich öffentlich gegen die Klagen und Beschuldigungen der Insulaner verantworten. Dieser Gebrauch war das sicherste Mittel allen Mißbräuchen vorzubeugen. Alles dies hat sich bald geändert; das Gesetz, nach dem der Generalproveditor von seiner Verwaltung Rechnung ablegen soll, ist in Vergessenheit gerathen, und dem unterdrückten Insulaner gewährte man kein Gehör, um die Gerechtigkeit des Senats auflehn zu können. Wenn es in den letzten Zeiten auch einige Oberbefehlshaber gab, die von den schrecklichen Verbrechen ihrer Vorgänger und Nachfolger frey waren, so beförderten sie doch durch ihre Sorglosigkeit und Unerfahrenheit, die sie den Händen ihrer untreuen Minister überlieferten, dieselben Unordnungen.

Als dem venetianischen Senat durch den Verlust eines Theils seiner Länder, und den Verfall der Marine, die Gelegenheiten zur Versorgung seines zahlreichen, vom Glück nicht begünstigten, Adels sehr vermindert ward, vertheilte man die Regierung dieser Inseln

und der andern Besitzungen in der Levante, unter eine Menge venetianischer Patrizier, die unter der Aufsicht des Generalproveditor standen. Diese Agenten, die nicht allein arm, verschuldet, und mit großen Familien verbunden waren, sondern überdies noch den thörichten Dünkel hatten, einen ihrer patrizischen Würde gemäßen Aufwand führen zu müssen, suchten nur bey ihrem mittelmäßigen Gehalt, der zu diesen Forderungen nicht hinreichte, alle Mittel zur Bereicherung hervor, sie mochten nun recht oder unrecht seyn. Sie berechneten schon vorher, ehe sie die ihnen anvertrauten Posten antraten, wie viel sie erwerben könnten, und benutzten nachher jede Gelegenheit desto begieriger, da die Verwaltung ihres Amts nur bestimmte Jahre dauerte. Daß ein solches Amt zum Besten der Unterthanen, und nicht zu ihrem Vortheil errichtet sey, kam ihnen nie in den Sinn.

Jedes Jahr machte der Generalproveditor eine Reise nach allen Inseln, unter dem scheinbaren Vorwande, die Verwaltung der verschiedenen Gouverneurs zu untersuchen, eingeschlichenen Mißbräuchen abzuhelfen, und den Insulanern zu ihrem versagten Recht zu verhelfen. Diese Reisen geschahen mit vielem Pomp, und waren in der That nichts weiter, als eine Spekulation, auch die Einwohner der andern Inseln in Contribution zu setzen.

Eine der reichlichsten Quellen für die Habsucht dieser Gouverneurs waren die Untersuchungen, die unter dem Vorwande des Staatsinteresses angestellt wurden. Man kennt das schreckliche Tribunal und die grausamen Prozeduren der Inquisition von Venedig; dieses Amt verrichtete auf diesen Inseln der Sekretair des General-

proveditor. An den Eingängen seines Hauses war in der Mauer ein verschloßner Kasten angebracht, wozu nur er den Schlüssel hatte. In diesem konnte jeder Denunciationen, die er unterschreiben mußte, ohne Gefahr verrathen zu werden, hineinstecken. Auf diese Art wurde oft der rechtschaffenste Mann unvermuthet, und ohne den Urheber und die Ursache seines Unglücks zu wissen, in den Schlund der Inquisition gestürzt. Geld war hier der Köder, womit man den Cerberus einschläfern konnte; der Sekretair bestimmte selbst die Summe, die für ihn und für den General ausgezahlt werden mußte. Der Unglückliche hatte nachher noch den Schrecken, daß ihm unter Bedrohung von Todesstrafe ewiges Stillschweigen aufgelegt wurde; und so konnte er dann in den Schooß seiner Familie zurückkehren.

Die Inquisition von Venedig unterhielt auf den Inseln eine unzählige Menge geheimer Spione, die nicht allein die Insulaner, sondern auch die Mitglieder des Gouvernements beobachten mußten. Die Zahl solcher niedriger Agenten ist wohl das sicherste Thermometer der Verdorbenheit, Schwäche und des Verfalls einer Regierung.

Zuweilen schickte der Senat auch Staatsinquisitoren nach den Inseln. Ihre Sendung, die Folge einer geheimen Politik, erfüllte alles mit Schrecken. Sie waren eine wahre Geißel für die Insulaner; ohne ein äußeres Kennzeichen zu tragen, verbargen sie selbst ihren Charakter. Sie waren mit der größten Macht versehn, und ihr Despotismus kannte keine Gränze.

Alles war zu Venedig für Geld zu haben; die geringsten Aemter wurden verkauft, nur die nicht, die für

die venetianischen Patrizier bestimmt waren; diese sah man übrigens bloß als Mittel an, den verarmten Familien aufzuhelfen, und ihnen Gelegenheit zur Bereicherung zu geben. Daher entstanden die Räubereyen und Plünderungen, deren Opfer die armen Insulaner waren.

Wie weit die Habsucht des Gouverneurs auf den Inseln gieng, läßt sich schwerlich beschreiben.

In Zante war ich Zeuge, wie Landleute sich die Freyheit, einen gewissen Mord zu begehen, im voraus von einem Proveditor erkauften. Ich habe einen Tarif für die Erlaubniß Waffen tragen zu können gesehn; für ein Gewehr mußte dreymal mehr bezahlt werden, als für ein paar Pistolen, für diese wieder mehr als für einen Dolch. Ich sah einen Proveditor, der sich von Unglücklichen, die seine Geldgierde in Ketten hatte schmieden lassen, die Erlaubniß erkaufen ließ, den Körper eines ihrer Gefährten beerdigen zu dürfen, der schon zwey Tage todt war, und dessen Fäulniß ihr Leben in Gefahr setzte. Ich war Augenzeuge, wie das eben so barbarische Weib dieses Kannibalen eine weinende Mutter, die mit sechs jungen Kindern zu ihren Füßen lag, von sich stieß, weil sie um die Befreyung ihres Mannes aus dem Gefängnisse bat, in das er war geworfen worden, weil er zwölf Franken oder drey Thaler nicht bezahlen konnte; wovon er die Hälfte von seiner Excellenz mit der Verpflichtung erborgt hatte, den doppelten Betrag in Früchten wieder zu erstatten, deren Preis willkürlich bestimmt wurde. Man nahm diesen Unglücklichen alles, bis auf ein Brot von zwey Pfunden.

Aus Schonung für meine Leser, will ich nicht mehr dergleichen Geschichten anführen, von denen mir eine un-unzählige Menge zu Gebote stände.

Der eben so unkluge als grausame Grundsatz der venetianischen Aristokratie war: die Provinzen so viel als möglich von der Hauptstadt entfernt zu halten, und zwar in einem Zustande der Unterjochung und moralischer Abstumpfung, damit ihr knechtischer Gehorsam gesichert wäre, und ihnen gar nicht einmal der Gedanke an die Abschüttelung des Joches einfallen könne.

Hiernach wird man sich gar nicht wundern, wenn die größten Unordnungen auf diesen Inseln herrschten; sich jeder selbst Recht zu schaffen suchte; ganze Familien in öffentlichem Kriege lebten, und um eine Kleinigkeit Personen zu bekommen waren, die den Gegner heimlich aus dem Wege schafften. Jeder folgte seinen Leidenschaften.

---

## Fünfter Abschnitt.

### Kriegsmacht.

Corfu, die Hauptinsel der Republik Venedig, war zugleich auch der Vereinigungsort ihrer levantischen Land- und Seemacht.

Das Ingenieurcorps, die Artillerie, und die italiänische und sklavonische Infanterie bildeten zusammen die Garnison.

Das erste Corps bestand aus Offizieren, die in Compagnien eingetheilt waren. Sie fiengen vom Fähn-

drich an und stiegen so zu den höhern Posten, die alle nach dem Alter des Dienstes auf gleiche Art mit den Offiziersgraden der andern Truppen rangirten. Diese Ingenieurs erhielten ihren Unterricht in der Militairschule zu Verona. Ihre Aufnahme in dieses Collegium sollte eigentlich eine Belohnung für die Dienste ihrer Familien seyn, war aber meistentheils nur die Folge von Begünstigung und Familienverbindungen. Auf diese Art wurden auch größtentheils die Offiziersstellen der andern Truppen besetzt. Nachdem diese militairischen Eleven, den zu ihrem Fache gehörigen Unterricht einige Jahre hindurch erhalten hatten, mußten sie sich in Gegenwart der weisen Männer oder gran Savi *), (du sage-grand de Venise), der das Kriegsdepartement verwaltete, einer Prüfung unterwerfen. Ihre hierin bewiesenen Talente und Fortschritte sollten über ihre Aufnahme in den Dienst entscheiden. Die sich durch Talente am meisten auszeichneten, oder am meisten begünstigt wurden, kamen zum Ingenieurcorps, das die größten Besoldungen und vorzügliche Achtung genoß.

Diese Ingenieurs waren in den festen Plätzen der Republik vertheilt. Sie besorgten die Ausbesserung und Erweiterung der Festungswerke, und selbst den Bau der

*) Unter diesem Namen war sonst ein wichtiges Collegium vorhanden, das aus sechszehn Personen bestand. Alles was im großen Rath von Venedig beschlossen ward, mußte vorher von ihnen geprüft und überlegt werden. Von den weisen Männern wurden alle Verordnungen des Senats ausgefertigt, sie hatten die Aufsicht über die Armee und das Seewesen, und ihr Einfluß auf alle wichtigen Staatsangelegenheiten war sehr groß. S. le Brets Vorlesungen über die Statistik. Erster Theil. S. 251 ꝛc.

anstoßenden Häuser, die dem Gouvernement gehörten. Die Kosten, die sie in ihrem Anschlage forderten, ließ man ihnen ohne strenge Prüfung reichen; oft forderte man ihnen nicht einmal den Riß zu dem zu errichtenden Werke ab. Diese Nachlässigkeit begünstigte die großen Verschleuderungen die dem öffentlichen Schatz sehr zur Last fielen. Die zwölf Ingenieurs die sich zu Corfu befanden, wurden nach Erforderniß der Umstände, oder nach der Caprice des Generals oft nach den andern Inseln geschickt. Er verschaffte ihnen dadurch Gelegenheiten sich etwas erwerben zu können. Sie mußten ihn auch zuweilen auf seinen R.isen begleiten, von denen sie aber gar keinen Nutzen hatten. Der größte Theil der Ingenieurs erwarb sich in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen, und deshalb wurde die Aufnahme in dieses Corps sehr gesucht.

Auf diese folgte die Artillerie. Davon stand ein Regiment von neun Compagnien, jede von funfzig Mann, in Corfu. Außer der Sorge für den Unterhalt und für die Dienstübungen der Soldaten hatten die Offiziere noch die Aufsicht über die Geschütz- und Munitionsmagazine. Am Bord der Kriegsschiffe wurde ihnen auch die Besorgung des Pulvers und der Artillerie anvertraut.

Die italiänische Infanterie bestand aus neun Regimentern, deren jedes so viele Compagnien und Mannschaft hatte, als ein Artillerieregiment. Man theilte diese Infanterie in Provinzial- und geworbene Regimenter von unbestimmten Namen. Die ersten führten den Namen von den Städten, wo sie im Kriege errichtet waren. Ihre Zahl stieg auf viere, das Regiment Verona, Padua,

Rovigo und Treviso. Diese Städte hatten noch das Vorrecht, die vakanten Stellen dieser Regimenter mit ihrem Adel besetzen zu können. Diese Offiziere genossen auch immer den Vorzug, wenn sie sich mit andern von gleichem Range um höhere Grade bewarben.

Die geworbenen Regimenter erhielten ihren Namen von dem Obersten, der an ihrer Spitze stand. Jeder vornehme venetianische Unterthan oder Ausländer konnte diese Stelle erhalten. In Ansehung der Uniform fand zwischen ihnen und den Provinzialregimentern kein Unterschied weiter statt, als daß der jedesmalige Anfangsbuchstabe des Obersten auf dem Rücken der Soldatenmontur genäht war. Diese Soldaten wurden zum See- und Landdienst gebraucht.

Ferner befanden sich in Corfu zwey Regimenter Sklavonier, die Anzahl ihrer Compagnien und ihrer Mannschaft war beynah dieselbe, wie bey den andern Regimentern. Sie genossen eine größere Achtung als diese; die sie vielleicht in frühern Zeiten, jetzt aber so wenig, wie die erstern verdienten. Ihr Dienst war übrigens derselbe. Die Art, wie anfänglich die sklavonischen Compagnien gebildet wurden, konnte dazu beytragen, daß sie Soldaten hatten, die sich, wenn auch nicht im Manövriren, doch in der Bravour und in Subordination auszeichneten. Jeder Capitain errichtete seine Compagnie, und rekrutirte sie in seinem Vaterlande. Sie nahmen nur junge Leute an, die sie kannten, und diese begaben sich gern unter die Befehle eines Landsmannes, von dessen guter Behandlung sie überzeugt waren. Der Soldat, der wieder zu den Seinigen zurückkehrte, wurde nur

dann gut aufgenommen und von seinen Bekannten geachtet, wenn er ein gutes Zeugniß von seinem Chef mitbrachte. Dieser nützliche Gebrauch ist nach und nach ganz abgekommen. Die sklavonischen Regimenter werden wie die übrigen zusammengebracht. Der größte Theil der Soldaten waren zwar Sklavonier, sie wurden aber, ohne Rücksicht auf ihre vaterländische Gegend, angeworben, und mit Ausländern vermischt.

Alle diese Truppen wurden aus den italiänischen Städten der Republik rekrutirt. Auf der Insel Lido, die ungefähr anderthalb Meilen von Venedig entfernt liegt, sammelte man die Rekruten, die nach der Levante bestimmt waren. Sie konnten selten gute Soldaten abgeben; denn größtentheils waren es Deserteurs aus benachbarten Staaten; oder Verbrecher, die zur Strafe lebenslänglich dienen mußten. Viele waren schon ungesund, und die tauglichern verloren durch die schlechte Nahrung, Unreinlichkeit ihrer Quartiere, und durch das ungewohnte Clima ihre Gesundheit. Alle zwey Tage bekam jeder Soldat drey Pfund schwarzen Schiffszwieback, und ungefähr vier Sous nach französischem Gelde. Die Kleidung, die sie erhielten, bestand in einem Hemde von der gröbsten Leinewand; in einem Rocke, Weste und Beinkleidern von schlechtem Tuche: in wollenen Strümpfen, die oft schon getragen waren; in Schuhen, die aus dem schlechtesten Leder gemacht wurden, und in einem ledernen Kasket.

Die Uniform der Artillerie war eisengrau, die Aufschläge schwarz, Weste und Beinkleider gelb.

Die italiänische Infanterie hatte weisse Röcke mit blauen Aufschlägen.

Die sklavonische Uniform war eine Mischung von levantischer und ungrischer Tracht. Der Rock bestand in einem langen Ueberrock, der über die Waden reichte, und war dunkelroth; die Weste, ein Gilet mit zwey Reihen Knöpfen besetzt, und die Beinkleider lang und anliegend; beyde Stücke waren blau. Die Stelle der Schuh und Strümpfe vertraten kleine Halbstiefeln; auf dem Kopf hatten sie eine Filzmütze, die mit schwarzem Tuch überzogen war, und an der seitwärts ein rother Zeuglappen herabhieng.

Jeder Soldat hatte auch einen kleinen Mantel, und statt des Bettes eine wollene Decke zum Einhüllen.

Alle drey Jahr bekamen sie neue Montur, und in den Casernen und Quartieren, die größtentheils nur aus Ruinen bestanden, herrschte die größte Unsauberkeit.

Die Republik verwandte so viel auf das Militair, daß die Soldaten eben so gut wie bey andern Nationen in Löhnung und Kleidung hätten können gehalten werden. Dieser Verfall und das Elend der Truppen entstand daher nur aus der hier überall herrschenden Verkäuflichkeit, aus dem geringen Eifer, der Unerfahrenheit und Unfähigkeit der Personen, denen die militairische Verwaltung anvertraut war.

Den Zwieback für die Truppen lieferte gewöhnlich ein Jude; nach dem Contrakt sollte er ihn zwar von der besten Art anschaffen, und die bewilligte Summe war dazu hinreichend; da er aber dem venetianischen Nobili, der ihm die Lieferung zugewandt hatte, eine ansehnliche

Summe und noch andern Personen Geschenke geben mußte, so konnte er ihn nur von der schlechtesten Sorte liefern, wenn er einigen Gewinn haben wollte. War er nicht schon aus verdorbenem Mehl zubereitet, so verdarb er doch gewiß in den Magazinen zu Venedig, wo man ihn eine lange Zeit liegen ließ, ohne die gehörige Vorsicht anzuwenden, das Verderben zu verhüten. Den Zwieback des heiligen Markus hielt man sonst für den besten auf der See; er erhielt sich lange, ohne zu verderben, wenn er nur trocken aufbewahrt wurde, und hatte überdies einen bessern Geschmack und gab bessere Nahrung, als andere Gattungen. Er sah schwarz aus, war nicht wie der französische in dünne Kuchen, sondern in dicke Stücke gebildet und härter gebacken als dieser, daher er beym Anfeuchten auch mehr aufschwoll. Seine Zubereitung wurde von der Regierung eben so geheim gehalten, als die Operationen in ihren Glasfabriken. Die Arbeiter, die in den dazu eingerichteten Bäckereyen angestellt waren, durften auch eben so wenig wie die Glasarbeiter aus der Stadt herausgehn. Man hat Beweise, daß sich dieser Schiffszwieback viele Jahre erhalten hat, ohne zu verderben; er ließ sich daher am besten zur Verproviantirung einer Festung gebrauchen.

Die Soldaten bekamen nicht allein schlechtern Zwieback als ihnen bestimmt war, sondern nicht einmal die gehörige Quantität; denn die Capitains, die den Sold und die Lebensmittel für ihre Compagnien auf einen ganzen Monat bekamen und sie nach und nach austheilen sollten, behielten immer einen Theil davon zurück.

Mit den Montirungsstücken gieng es eben so. Die Regierung bezahlte für gute, und schlechte wurden ausgetheilt. Alles was der Soldat während den drey Jahren, da er wieder neu gekleidet wurde, brauchte, mußte er sich von seinem Capitain geben lassen. Dieser zog den Werth von der Löhnung ab; und so blieb dem Soldat oft nichts als sein Zwieback übrig, der zu seiner Erhaltung nicht zureichte. Trieb er irgend ein Gewerbe, um sein Leben zu fristen, so mußte er seinem Offiziere von dem Ertrag etwas für die Erlaubniß abgeben, auch den bezahlen, der seine Dienste verrichtete. Unter gleichen Bedingungen dienten viele in den Häusern als Dienstboten, oder arbeiteten auf dem Felde. Die nichts weiter hatten, als die kleine Entschädigung, die sie von denen bekamen, deren Dienste sie verrichteten, lebten im größten Elende, das sie oft zu Verbrechen verleitete. Sie konnten sich zu ihrer Nahrung nichts weiter anschaffen, als etwas gesalznen Käse und rohes Gemüse oder Zwiebeln. Sie waren sehr froh, wenn sie sich etwas zu einem Glase Wein ersparen konnten, um auf wenige Augenblicke ihren Verstand und das Gefühl ihrer Leiden zu vertrinken.

Zu dieser elenden Kost gesellte sich auch die Unreinlichkeit; sie hatten kein Hemde zum Wechseln und schliefen meistentheils auf bloßer Erde, da sie ihre Mäntel verkauft hatten. Aus dieser Lebensart mußten natürlich viele Krankheiten entstehn, die ihr Elend noch vermehrten. Man sah daher selten, daß ein Soldat gesund von der Armee kam.

Die Regimenter hatten keine Feldscherer, folglich auch keine Feldapotheken; es war daher unmöglich einem Blessirten oder Kranken schnell Hülfe zu leisten. Sie mußten erst viele Tage schmachten, ehe sie in ein Hospital gebracht werden konnten. Diese schienen auch mehr für die Bereicherung ihrer Verwalter eingerichtet zu seyn als für die Erhaltung des Lebens derer, die das ihrige für den Staat aufgeopfert hatten. Das Hospital in Corfu lag am Ufer des Meers in einer Tiefe, wo die Luft nicht zum gesundesten war. Es war in verschiedene, sehr niedrige Säle abgetheilt, durch deren kleine Fenster kaum etwas frische Luft eindringen konnte. Die Lager bestanden aus Stroh und einer Matte, ohne Linnen und Vorhänge. Auf die Verschiedenheit der Krankheit nahm man gar keine Rücksicht. Die erste Medizin die jedesmal vorgeschrieben wurde, war die Diät; und dieser Befehl des Arztes wurde mit der schrecklichsten Pünktlichkeit befolgt. Theure Arzneymittel waren gänzlich verbannt. Die Säle wurden sehr selten gereinigt. Vier oder fünf Soldaten von der Wache, die am Eingang des Hospitals standen, bedienten die Kranken; wofür sie etwas weniges erhielten. Der Soldat, der ins Hospital kam, erhielt von dem Tage an weder seine Portion Zwieback, noch seine Löhnung; beydes erhielt der Administrator. Kamen sie etwa wieder gesund heraus, so hatten sie dies einzig und allein ihrer Natur und nicht der genossenen Hülfe zu verdanken. Der Grund dieser elenden Beschaffenheit des Hospitals lag noch darin, daß der Vorsteher desselben, seine Unterbedienten und selbst die Gesundheitsoffiziere ihre Stellen erkaufen mußten.

Ich will jetzt zu dem militairischen Dienst übergehn. Zu dem, was ich schon von den Ingenieurs gesagt habe, kann ich nichts mehr hinzusetzen.

Der Artillerieoffizier mußte seine Soldaten in den Evolutionen und in der Behandlung der Waffen und der Kanone unterrichten. Diese Kanoniers waren mit einer Musquete und einem Bajonette bewaffnet. Die sie kommandirten besaßen selten Diensteifer und die erforderlichen Kenntnisse. Die Hoffnung, sich unter seinen Gefährten auszeichnen zu können, die besonders beym Militair ein großer Sporn ist, fehlte dem venetianischen Offiziere gänzlich. Er mochte seinen Dienst schlecht oder gut versehn, so ward er deswegen nicht mehr und nicht weniger geachtet. Von solchen Truppen ließ sich daher nur wenig erwarten, und die Republik konnte daher nur durch ihre Politik mit den benachbarten Mächten den Frieden erhalten.

Das Avancement gieng nach dem Alter des Dienstes. Zuweilen erhob der Senat auch wegen einer auszeichnenden Handlung einen Offizier zu einem höhern Grade; so daß er den Titel und die Einkünfte desselben genoß, ohne die höhere Stelle wirklich zu bekleiden.

Sobald eine Capitainsstelle erledigt wurde, mußten sich die Offiziere, die darauf Anspruch machen konnten, einer öffentlichen Prüfung vor einem Major, Obristlieutenant und Obristen unterwerfen, und Beweise von ihren theoretischen und praktischen Kenntnissen ablegen, und eine Compagnie exercieren. Die Candidaten unterließen nicht, schon vorher ihren Richtern die Cour zu machen und alle möglichen Mittel anzuwenden, ihre

Gunst zu gewinnen. Die abgelegten Proben wurden von den Richtern mit vieler Nachsicht beurtheilt; der Bewerber brauchte nur etwas Dreistigkeit zu zeigen und er ward aufgenommen. Eben ein solches Examen stellte man auch bey der Erledigung einer Majorsstelle an. Es erstreckte sich dann auf die militairische Taktik, auf die Vertheidigung und den Angriff der Festungen, der Läger, und über die verschiedenen Positionen vor dem Feinde, u. s. w. Diese Prüfung endigte sich mit dem Manövriren eines ganzen Bataillons. Der neue Major hatte übrigens von seinen Richtern nicht mehrere Strenge zu befürchten als der Capitain. Die Nachlässigkeit und Unwissenheit der höhern Staatsoffiziere, die bey dem Avancement entschieden, ermunterte die Bewerber eben nicht sehr ihre Kenntnisse zu zeigen. Sie stiegen so nach und nach zu den obersten Graden ohne mehr zu wissen, als sie in den untersten gewußt hatten. Was konnte man nun von dem gemeinen Mann erwarten, da die, welche sie bilden und kommandiren sollten, so unwissend und nachlässig in ihrem Dienste waren? Die Republik Venedig hatte für ihre Truppen die Grundsätze und Maximen des Grafen Schulenburg angenommen. Dieser General hat in einem Werke, das den Titel: le Maréchal führt, die militairische Taktik vom Dienste des gemeinen Mannes an, bis zu dem des Generals aufs umständlichste abgehandelt. Dieses Werk sollte jeder venetianische Offizier besitzen und studieren.

Wenn die Rekruten in Venedig angekommen waren, so wurden sie sogleich unter die Compagnien der verschiedenen Regimenter vertheilt. Man gab dann dem

italiänischen Infanteristen seine Flinte und Bajonett; dem Artilleristen, wie ich schon gesagt habe, eine kurze Musquete. Der Sklavonier erhielt außer der Flinte einen langen, schweren Säbel, der ihn im Exerzieren sehr hindern mußte. Der so bewaffnete Rekrute wurde nun, ohne weitern Aufschub wie der best unterrichteste Soldat zum Dienst gebraucht. Die Sorge seiner weitern Ausbildung überließ man dem Corporal seiner Compagnie. Dieser konnte beym besten Willen ihn nicht mehr lehren, als er selbst wußte; was gewöhnlich nicht vom Belang war. Hieraus kann man sich schon die Unordnung und Verwirrung vorstellen, die bey dem Manövriren eines ganzen Corps herrschte. Der Soldat war ganz unschuldig bey den Fehlern, die er in den Evolutionen machte, da er sie oft gar nicht einmal dem Namen nach kannte; und doch ließ der Offizier, um seine eigne Unwissenheit den Augen des Publikums zu verbergen, so einen Unglücklichen deshalb aufs ärgste fuchteln.

Hunger und die schlechteste Behandlung die sich nur denken läßt, waren das Loos des venetianischen Soldaten, während der sechs Jahre, die seine Kapitulation dauern sollte. Wer sich den Abschied erkaufen wollte, mußte sechs Zechinen geben, und doch wurde er dafür nicht immer bewilligt. Selten ward der Soldat nach einer sechsjährigen Dienstzeit losgelassen. Die Geldprellerey des Capitains beraubte ihn von neuem seiner Freyheit. Sie schossen ihm, wie schon oben erwähnt worden, seine Bedürfnisse vor; und nicht genug daß sie schon hierbey ihren Gewinn hatten, brachten sie es auch dahin, daß die Soldaten beständig ihre Schuldner waren, und keine

Hoffnung zur Befreyung hatten. Forderte der Soldat dessen ungeachtet nach Verlauf der sechs Jahre seinen Abschied, so mußte er entweder auf der Stelle seine Schuld bezahlen, oder von neuem sich unter das Joch schmiegen. Die Furcht den kleinen Gewinn zu verlieren den die Compagnie-Chefs von jedem Soldaten machten, gab zu dieser schändlichen Art von Prellerey Veranlassung. Die Entfernung der Inseln von der Hauptstadt gab noch zu andern Betrügereyen Gelegenheit. Starb ein Soldat, desertirte er oder kaufte er sich los, so blieb sein Name dennoch drey bis vier Monate auf der Liste der Dienstthuenden Soldaten, und der Capitain zog die ganze Zeit hindurch seine Löhnung und Brotportion. Ich habe Compagnien gesehn, die nur aus funfzehn Mann bestanden, und doch ward der Sold und die Portionen vollständig ausgezahlt.

An die regulirten Truppen welche die Republik zu Corfu unterhielt, schloß sich die Bürgermiliz. Es war ein Corps von fünfhundert Mann, die aus der Klasse der Handwerker genommen und von Landadlichen befehligt wurden. Sie nannten sich Scolari, militairische Lehrlinge. Sie bekamen keinen Sold und keinen Proviant, nur von der allgemeinen Steuer wurde ihnen etwas erlassen. Ihr ganzer Dienst bestand darin; daß sie den Artilleristen bey dem sonntäglichen Manövriren mit den Kanonen etwas Hülfe leisteten. Sie hatten keine Uniform, und jeder konnte sich auf seine Kosten bewaffnen. In den Fällen wo die Anzahl der regulirten Truppen für den Dienst nicht zureichte, war die Bürgermiliz ver-

pflichtet sich zu stellen. Jeder Soldat bekam dann täglich ein Pfund Zwieback.

Die Dorfschaften formirten auch eine besondere Miliz. Sie waren in Compagnien getheilt, die von Insulanern kommandirt wurden, deren Chef gewöhnlich ein verabschiedeter Obrister war. Diese Miliz nannte sich Cernide. Sie stand auf demselben Fuß als die Bürgermiliz; und ward besonders zur Erhaltung der Sicherheit und Ruhe im Innern der Insel gebraucht.

In Corfu hielt sich ein Generalsergeant und mehrere Brigadiers auf; von denen einer die Verrichtungen des Commandanten der Festung versah. Selten schickte hierzu die Republik einen Generallieutenant. Der Senat bewilligte diesen Offizieren der Armee nach der Verschiedenheit ihres Grades, eine gewisse Anzahl Freywächter. Diese Soldaten existirten nicht, ihre Unterhaltungskosten und Sold war aber jenen als ihr Gehalt angeschlagen. In den Landtruppen diente kein venetianischer Edelmann, nicht so wohl wegen der geringen Achtung in der sie standen, als weil das Gouvernement sich fürchtete einem Theil seiner Mitglieder eine solche Macht in die Hände zu geben. Ueberall karakterisirte Mißtrauen die venetianische Politik.

In Corfu war gar kein Arsenal zur Verfertigung, auch nicht einmal zur Ausbesserung der Kriegsgeräthschaften. Alles bis auf die Lavetten mußte von Venedig geschickt, und in den Magazinen verschlossen werden. Ein großer Theil der Festungsartillerie war nicht einmal montirt.

Der venetianische Truppenetat zeigte den Nachbarn am deutlichsten, wie friedlich die Republik gesinnt war; er reichte bloß hin die Unterthanen im Gehorsam zu erhalten, die so schon durch die geheimen Operationen einer grausamen und im Dunkeln handelnden Regierung in knechtischer Furcht und Schrecken lebten.

Kunst und Natur haben zur Vertheidigung und zur Festigkeit von Corfu das Ihrige beygetragen. Die im Schatz des heiligen Markus verschlossenen Reichthümer hätten der Republik Truppen und Generäle verschafft, wenn sie einen mächtigen Nachbar hätte befürchten müssen.

## Seemacht.

Nach dem Verluste von Cypern, Candia und Morea wurde Corfu natürlicherweise zum Vereinigungsort der venetianischen Seemacht in der Levante erwählet.

Sie war in zwey Eskadren getheilt; die erste hieß armata suttile; sie bestand aus Galeeren, Galioten und andern kleinen Ruderfahrzeugen: die zweyte hieß armata grossa und bestand aus Kriegsschiffen, Fregatten und Schebecken.

Die Armata suttile behauptete, als die älteste, den Vorrang; ihr Ursprung verschwand in den frühsten Zeiten der Schifffahrt. Die Beschaffenheit der Küsten und der verschiedenen Ankerplätze der venetianischen Seestaaten hatte ihre Beybehaltung unter mancherley Abänderungen veranlaßt, da man sie hingegen bey andern Nationen nach und nach abgeschafft hat. Ihr Zustand richtete sich

nach dem Steigen und Fallen der venetianischen Macht. In den letzten Zeiten hatte sie wenig zu bedeuten, und man zählte im Hafen von Corfu nur sechs bis sieben Galeeren, ebensoviel Galioten und einige Brigantinen. Diese Anzahl reichte indeß hin, um auf den Kanälen die diese ehemaligen venetianischen Inseln unter sich bilden, die Schifffahrt und den Handel zu schützen.

Die vornehmsten Offiziere dieser Eskadre, deren Oberbefehlshaber der Generalproveditor war, waren folgende.

Der Capitain di golfo; oder Viceadmiral. Alle Jahr gieng er in der guten Jahrszeit mit einem kleinen Geschwader von Galeeren, Galioten und Brigantinen in See; um an den Küsten von Dalmazien und im Golfo zu kreuzen. Seine viereckige Flagge wehte am großen Mast.

Der Proveditor d'armata, oder Generallieutenant, dessen viereckige Flagge sich am Fockmast befand. Er kreuzte an den Küsten von Albanien und in dem Canal von Corfu.

Der Govermator degli condannati, Befehlshaber der Verbrecher oder Chef der Eskadre. Seine Flagge wehete vom Hinter- oder Besansmast. Ihm war die Bewachung der Gewässer zwischen den Inseln anvertraut.

Jede Galeere wurde von einem Capitain, der ein venetianischer Nobili war, kommandirt; dessen Flagge eine dreyeckige Gestalt hatte.

Alle Verzierungen des Vorder- und Hintertheils jeder Galeere giengen auf Kosten dessen, der sie kommandirte, und wurden dem Vorgänger von seinem Nachfol-

ger abgekauft. Manche behielten sich auch etwas den Bildhauerarbeiten zurück und brachten sie an ihren Häusern als Trophäen ihres ehemaligen Dienstes an.

Die Admiralgaleere hieß Bastarda, und war viel größer als die andern. Sie wurde nur vom Generalproveditor bestiegen, und trug immer selbst im Hafen die Ehrenzeichen des Oberbefehlshabers, nämlich die beyden viereckigen Flaggen am Haupt und Fockmast, und drey vergoldete Laternen am Hintertheil. Befand sich der Capitain di golfo in Corfu, so wehte seine Flagge nur am Fockmast. Diese Abstuffung mußte auch unter allen andern Befehlshabern beobachtet werden, wenn sie mit ihren Obern zusammen stießen. Mit lächerlicher Sorgfalt suchten sie diese Kränkung ihrer Eitelkeit zu vermeiden.

Die Galeeren waren auf dem Vordertheil mit einem Achtzehn-Pfünder und vier Sechs-Pfündern, die Flanken und das Hintertheil mit Steinstücken bewaffnet. Die Equipage bestand aus dreyßig Matrosen; einer Compagnie sklavonischer Soldaten, und einigen Artilleristen. Die Ruderbänke waren mit hundert und zwanzig bis hundert und dreyßig Verbrechern besetzt, und so bestand die ganze Mannschaft ungefähr aus zweyhundert und funfzig Köpfen.

Die Galioten hatten auf dem Vordertheil vier Sechs-Pfünder, und waren mit zwey Compagnien sklavonischer Soldaten bemannt, die sowohl Soldaten als Matrosen- und Ruderdienste versahen. Sie hatten keinen Feldprediger und keinen Schiffschirurgus, und wurden von einem sklavonischen Capitain kommandirt.

Die Brigantinen, eine Art halber Galioten, waren mit zwey großen Steinstücken bewaffnet, und mit achtzehn Sklavoniern bemannt, die ein Fähndrich kommandirte.

Die Uniform der Galeeren war Scharlach; das Unterfutter, die Aufschläge, wie auch die Weste und Beinkleider waren weiß, und diese wie der Hut mit goldnen Tressen besetzt. Die Offiziere hatten nach der Verschiedenheit ihres Grades statt der Tressen, mehr oder weniger reich gestickte Borten. Jeder von den Schiffscapitains hatte zwey junge venetianische Adliche bey sich, die den Titel führten: Nobili di galera.

Die Armata grossa bestand gewöhnlich nur aus sechs oder sieben Kriegsschiffen, von 64 bis 74 Kanonen; drey bis vier Fregatten von 30 bis 36 und aus einigen Schebecken von 26 bis 30 Kanonen: diese Anzahl ward aber bey der geringsten Bedrohung der Republick vermehrt.

Diese Eskadre stand so wie die Galeeren unmittelbar unter dem Generalprovebitor, ihre übrigen Offiziere waren:

der Capitain delle navi, Viceadmiral,
der Amirante, Generallieutenant: und
der Patrona, Chef der Eskadre.

Alle diese Befehlshaber ließen ihre Flaggen in derselben Ordnung wie auf den Galeeren wehen.

Jeder von ihnen hatte einen Kanzler, der die Verbrechen untersuchte, die auf der Eskadre, in der Division oder auf dem Schiff begangen wurden. Zur See konnte von ihren Sentenzen nicht appellirt werden, selbst dann nicht, wenn sie das Leben absprachen.

Die Verwaltung der für die Flotte bestimmten Gelder war einem Intendanten anvertraut, der Sopramasser hieß. Alle Commissaire und Schreiber der zur Eskadre gehörigen Fahrzeuge standen unter seinen Befehlen.

Auf jedem Kriegsschiff, jeder Fregatte oder Schebecke befand sich ein venetianischer Edelmann, der den Titel des Governator di nave (Schiffscapitain) führte; in seiner Ermangelung wurde das Kommando zwischen einem Obersten der Landtruppen und einem Seeoffizier getheilt, und der letztere Capitain genannt.

Die Uniform der Kriegsschiffe war in allen Stücken wie auf den Galeeren, nur nicht scharlach, sondern dunkelblau.

Der Titel Capi da mar war die Benennung aller Befehlshaber der Flotte. Sie mußten wie der Generalproveditor wenigstens drey Musikanten haben, die ihre Livree trugen; zwey Laufer und zwey Bedienten.

Sie hatten auch wie die Generäle der Galeeren, zwey junge venetianische Patrizier bey sich.

Die Capitaine der Galeere und der Kriegsschiffe durften nur zwey Bedienten haben.

Die Marine war das einzige militairische Corps, in dem der venetianische Adel seinem Vaterlande dienen durfte. Die sich hierzu bestimmten, wurden in der zu Venedig errichteten Marin-Schule unterwiesen. Aus ihr kamen sie als Nobili di nave ó di galera auf die Galeere, oder auf Kriegsschiffe. Sie durften sich gar keinem Examen über ihre Fortschritte und Talente unterwerfen. Die Schiffe bestiegen sie nur dann, wenn sich

ihre Befehlshaber einschifften, und schienen überhaupt nur zur Vermehrung des Hofstaats derselben bestimmt zu seyn, die ihnen auch auf dem Lande Tisch und Wohnung gaben; Diese Nobili di nave thaten gar keine Dienste, und der größte Theil von ihnen hatte einen schrecklichen Abscheu vor allen ernstlichen Beschäftigungen, welches wahrscheinlich von dem närrischen Stolze herrührte, den man ihnen schon in der früheſten Jugend einflößte. Sie kamen von Venedig, ohne die geringsten Kenntnisse von dem Stande zu haben, den sie erwählt hatten, und wie der Dünkel gewöhnlich ein treuer Gefährte der Unwissenheit ist, so glaubten auch sie alles zu wissen. Ihr ganzes Verdienst bestand darin, daß sie mächtigen Familien angehörten.

Die Laufbahn als Nobile di nave dauerte vier Jahre, nachher wurde er zum Governator di nave oder der Galeere ernannt. Er kommandirte alsdann ein Kriegsschiff oder eine Galeere, deren einfachste Manövers ihm oft ein Geheimniß waren. Er hatte am Bord die höchste Macht über die Equipage und über das Militair. Die Offiziere mußte er an seinem Tische speisen. Nachdem er den Dienst eines Governator di nave drey Jahre lang verrichtet hatte, gieng er nach Venedig zurück, wo er sich mit seines Gleichen um den Posten eines Patrona bewarb, von dem er nachher zum Viceadmiral stieg, und endlich bis zum höchstem Grade der Armata grossa gelangte. Bey den Galeeren fiengen diese höheren Grade mit dem Posten des Governator degli condannati an, und endigten mit dem des Capitain di golfo. Da, wo diese Leute Kenntnisse gebrauchten, mußten sie Hülfe bey

den Subalternen suchen; mit deren Augen allein sie nur sahen was nöthig war. Zu diesen höhern Posten, die viel Aufwand erfoderten, stiegen nur solche Adliche, die sehr reich waren, und bey dem mäßigen Gehalte noch das Erforderliche aufbringen konnten. Die Governatori di nave, die nicht so reich waren, verließen die Marine, um an einem der Tribunäle zu Venedig, oder bey einem Provinzialgouvernement angesetzt zu werden. Hatten sie ihr Vermögen verbessert, so konnten sie die Laufbahn der Marine wieder antreten. Dies geschah aber selten.

Seeoffiziere wurden alle die genannt, die sich mit der Regierung des Schiffs beschäftigten. Ihr Corps bestand aus den Capitains, Lieutenants, ersten, zweyten, dritten und vierten Piloten, Pilotinen und den Eleven des Steuerwesens, die sämmtlich unter den Befehlen des venetianischen Adels standen, der in der Marine diente. Seit einigen Jahren hatte ihnen der Senat bewilligt, Uniform, aber ohne Tressen tragen zu dürfen. Sie wurden aus den Kauffartheyschiffen genommen, und erhielten ihre Bestellungen vom Seedepartement des großen Raths zu Venedig. Ihre Anstellung kostete ihnen zwar eine ansehnliche Summe, diese wußten sie aber mit beträchtlichen Interessen wieder zu gewinnen, wenn sie bis zum Capitain gestiegen waren; denn alsdann hatten sie wie die Capitains der Landtruppen die Vertheilung der Provisionen und des Solds, so wie den Verkauf der nöthigen Kleidungsstücke. Alles was der Matrose brauchte, mußte er von ihnen nehmen, und überdies handelten sie auch mit Wein, Brantwein, Käse und gesalzenem Fleische. Pöckelschöpsenfleisch, das besonders stark abgieng,

hieß Castradino. Zu diesem Handel hielten sie sich einen besondern Unterbedienten, der auch seinen Vortheil dabey bedachte. Jeder Capitain der Truppen, aus denen die Garnison bestand, trieb einen ähnlichen Handel; und der Platz dazu war die erste Batterie, die deshalb gar nicht ihrer Bestimmung gemäß zu gebrauchen war. Von den Materialien, die am Bord gebraucht wurden, zogen die Capitains auch einen kleinen Gewinn.

Der Generalproveditor und jeder Capo da mar suchte sich einen aus seinen Offizieren heraus, dem er das Detail seines Dienstes übertrug, welcher Amiraglio, der kleine Admiral genannt wurde.

Der dem Capitain delle navi zugeordnete Offizier, hielt sich im Hafen Gouin auf, wo unter seiner Aufsicht das Kalfatern der Schiffe besorgt wurde. Es war dies einer der einträglichsten Posten. Die Erhaltung und Ausbesserung der Fahrzeuge brachte große Summen ein. Alle Arbeiter, die er nach seiner Willkühr bezahlte, hiengen unmittelbar von ihm ab. Er hatte ferner die Polizey des Hafens, und der Fischfang gehörte ihm auch. Die Admiralstelle bey dem Arsenal von Venedig war der höchste Posten, den diese Capitains erhalten konnten.

Ungeachtet des Verfalls, worin sich die Republik befand, hatte sie doch noch Quellen genug, um eine Marine unterhalten zu können, die ihren Nachbarn Respekt einflößen mußte. Ihr Territorium war reich an Schiffsholz, Hanf, Eisen u. s. w., und so auch an Matrosen. Dieselben Mißbräuche, die bey den Landtruppen herrschten, fanden aber auch bey den Schiffsequipagen statt.

Der größte Theil der Matrosen waren Unglückliche, die entweder aus Noth oder Verbrechen, oder von dem Arm der Gerechtigkeit zu diesem Dienst gezwungen wurden. Die besten Matrosen dienten auf den Kauffarteyschiffen.

In Venedig versammelte man alle Matrosen, und theilte sie besonders nach der Gegend, aus der sie her waren, in drey Klassen.

Die Schiffe giengen aus dem Hafen Quieto nach Istrien, wo sie ihre Rüstung, Artillerie, und ihre Mannschaft so ziemlich vollzählig aufnahmen. Bey ihrer Ankunft war diese aber immer beträchtlich vermindert. Dies war nicht bloß eine Folge der Nachlässigkeit, sondern eine Spekulation der Capitains, von denen man nie Rechenschaft, noch ein Journal über ihre Fahrt abfoderte. Obgleich die Fahrt nicht von langer Dauer ist, so fuhr man doch in jedem dalmatischen Hafen ein. Der Anblick des Landes, die schon ausgestandenen Leiden und die Bedrohung der künftigen, erregte in den meisten Matrosen die Sehnsucht nach ihrer Freyheit, und der Capitain selbst begünstigte ihre Flucht, wenn sie ihm nur das ließen, was sie zu fordern hatten. Die Rationen und Löhnungen der Deserteurs, deren Abgang in den Listen nicht angegeben wurde, genoß nun der Capitain so lange, bis eine Revüe am Bord des Schiffes gehalten wurde. Die Generäle theilten gewöhnlich diesen Gewinn, und waren daher sehr nachsichtig gegen diese Betrügereien, die man übrigens auch mit allerhand Scheingründen zu bemänteln suchte.

So bald die Schiffe auf der Rhede von Corfu geankert waren, eilten die Land- und Seeoffiziere in die

Stadt; und es blieb nur so eine kleine Anzahl Matrosen am Bord, daß sie das Fahrzeug kaum bedienen konnten, wenn je ein Sturm ausgebrochen wäre, was man doch besonders auf einer Rhede immer befürchten muß. Sie verließen sich deshalb auf den guten Ankergrund, und auf den Schütz, den der Felsen von Vido gewährt. Die neue Garnison wurde sogleich ausgeschifft, und in die Casernen der Festung einquartiert.

Sollte ein Schiff eine weitere Reise machen, so ernannte der Generalproveditor den Offizier der Truppen und der übrigen Mannschaft. Dieser Capitain bekam den Titel eines Direttore, wenn das Fahrzeug von keinem venetianischen Adlichen bestiegen wurde, und hatte das Commando über das ganze Militair. Man übergab ihm zugleich eine Instruktion über die Einrichtung und Absicht seiner Fahrt, die der General unterzeichnete. Der Seecapitain erhielt auch eine besondere Instruktion für sich. Kam es wirklich auf eine kriegerische Unternehmung an, so waren die Befehle immer so gestellt, daß man sie nach den verschiedenen Umständen erklären konnte. Die Verantwortung fiel dann jedesmal auf den Offizier. Diese elenden Kunstgriffe verriethen recht offenbar die Schwäche der immer schwankenden und in Furcht lebenden Republik.

Da die Herrschaft auf dem Schiffe zwischen dem Direttore und dem Schiffscapitain getheilt war, so entstanden daraus, wenn diese beyden nicht einig waren, oft die verdrüßlichsten Unannehmlichkeiten für das Militair und die Matrosen, und der Dienst mußte folglich dadurch leiden. Waren sie einstimmig, so machten sie gemein-

schaftliche Tafel, zu der die vornehmsten Offiziere mit zugelassen wurden; waren sie es nicht; so besorgte jeder für sich seinen Tisch, und die dazu nöthige Provision und Feuerung. Der Heerd war gemeinschaftlich. Ein Soldat kochte für den Capitain der Landtruppen, und ein Matrose für den Schiffscapitain. Jede Partey suchte den Kochtopf ihres Obern am besten zu bedenken und zu vertheidigen, und so kam es in der Küche oft zu heftigen Schlägereyen zwischen den Soldaten und Matrosen, wobey das Essen verschüttet wurde, und der arme hungrige Offizier um sein Mittagsbrot, und um den Antheil an den Kosten der Zubereitung kam.

Der Soldat und Matrose, deren Kost und Kleidung äußerst schlecht waren, mußten sich zu ihrer Lagerstätte irgend einen Winkel im Schiffe aufsuchen. Die hieraus entstehenden Uebel wurden noch durch die herrschende Unreinlichkeit vermehrt, welche die Luft verpestete, die sie einathmeten. Man sorgte nicht für ihre Reinigung, sondern beschleunigte ihr Verderben durch eine unbegreifliche Unsauberkeit. Epidemische Krankheiten waren daher auf diesen Fahrzeugen gar nicht selten.

Für Medikamente, die Verpflegung der Kranken, und für das, was die Leiden der Menschheit in dergleichen traurigen Zuständen lindern kann, war hier eben so schlecht gesorgt, wie in den Lazarethen. Jedes Schiff hatte zwar seinen Chirurgus, aber selten besaß er die erforderlichen Kenntnisse, und wenn er auch eine Ausnahme machte, so fehlten ihm doch die gehörigen Mittel, sie anwenden zu können.

Die Fahrten der venetianischen Marine erstreckten sich auf bloßes Umherkreuzen in den Gewässern, die der Republik gehörten. Dieses Kreuzen erfüllte nie seinen Zweck. Denn erstlich machte die Beschaffenheit der Mannschaft und der Schiffe es oft unmöglich, die See eine beträchtliche Zeit halten zu können, und ferner unterblieb dies auch wegen des persönlichen Interesse der Befehlshaber. Jeder Capitain nahm eine Ladung Waaren mit, deren Verkauf ihm desto vortheilhafter war, da er keine Fracht und Zölle bezahlen durfte. Ihr Absatz und der neue Ankauf anderer Artikel zur Rückreise, erforderte einen bald mehr bald weniger langen Aufenthalt in den verschiedenen Häfen. So glichen diese Streifzüge der venetianischen Schiffe völlig den Reisen unserer Handlungscapitaine, die eine Karavane nach der Levante unternahmen.

Der Herbst und der Winter wurden auf die Ausbesserung der Schiffe verwandt, die in dem Hafen Gouin geschah. Dieser Hafen ist ungefähr zwey Meilen von Corfu entfernt; sein Umfang beträgt beynah eine Meile. Er ist gegen alle Winde gesichert, und hat einen sehr engen Eingang. Die Schiffe warteten zum Ein- und Auslaufen einen ruhigen Zeitpunkt ab, und wurden von Galeeren herein bugsirt. Man konnte dort überall ankern und ganz nahe ans Land kommen. Sie wurden dann zum Ausbessern auf einen Damm gezogen, den eine ins Meer laufende Landzunge bildete. An süßem Wasser fehlte es den Schiffen daselbst nicht. Der Flecken Gouin ist unbeträchtlich; seine Einwohner bestanden bloß aus Handwerkern und Handlangern, die für die Marine

arbeiteten, und ihn während des Sommers verlassen mußten, weil die Luft wegen der vielen nahen Moräste und Untiefen des Hafens sehr ungesund war, und anhaltende Fieber hervorbrachte. Alle Gebäude, die man hier zum Dienst für die Marine errichtet findet, sind das Werk verschiedener Capitani delle navi. Der eine hat die Ringmauer, der andere das Haus des Commandanten, ein dritter ein Magazin u. s. w. aufgebaut. Ihre Namen und Wappen prangen an diesen Gebäuden, ob sie gleich immer auf Unkosten der Republik aufgeführt wurden.

Das Gebäude des hier residirenden Capitan delle navi war sehr mittelmäßig. Es enthielt sieben bis acht Stuben und einen großen Saal, wo die Waffen der auf dem Kiel liegenden Schiffe aufgestellt wurden. Die Offiziere, die Beamten und der Amiraglio bewohnten kleine schlecht gebaute Häuser. Ein großer Schuppen war der Aufbewahrungsort der Masten, und zugleich die Arbeitsstätte für die Zimmerleute und Schreiner. Die Schmiede war nicht größer als die gewöhnliche Werkstatt eines Kleinschmidts: in einer andern bereitete man den Schiffstheer zu. In einem großen Magazine, das aber auch schlecht gebaut war, befanden sich Taue, und alles das was zum Takelwerk gehört. Es war aber so schlecht versehen, daß man wegen der nöthigen Materialien häufig seine Zuflucht zu den Magazinen in Corfu nehmen mußte; und da man sie nur zur See konnte kommen lassen, so wurden die Arbeiten hierdurch oft sehr verzögert. Deshalb legte man auch 1786 eine bequeme Straße von Corfu nach Gouin an, die 1790 vollendet ward.

Aus Mangel an Arbeitern und Materialien konnten die Schiffe hier bloß kalfatert werden; um einen neuen Kiel zu bekommen, mußten sie nach Venedig gebracht werden: und doch kann kein Ort zur Anlegung von Schiffswerften besser und günstiger liegen als Gouin. Aus einer elenden Politik versagte sich die Republik die großen Vortheile, welche sie dort hätte erlangen können.

Jeder Capitain bestieg nur immer ein und dasselbe Schiff; wurde dies zum Abtakeln nach Venedig geschickt, so hörte sein Dienst auf. Um ein neues Commando zu erhalten, mußte er wieder neue Kaufgelder darauf verwenden. Doch konnte er dieses auf einige Zeit sparen, wenn er durch Geschenke die Aufseher, die über die nothwendigen Ausbesserungen der Schiffe gesetzt waren, bewegen konnte, ihm ein Certifikat auszustellen, daß sein Fahrzeug die See noch halten könne. Diese Schiffe blieben dann zuweilen noch einige Jahre ohne Aktivität in dem Hafen bey Corfu, und wurden erst dann nach Venedig geschickt, wenn sie gar nicht mehr zu gebrauchen waren. Alles was zum Takelwerk gehört, wurde jährlich von Venedig nach Corfu abgesendet, und das schadhafte dahin wieder zurückgeliefert. Von den Unterschleifen, die hierbey begangen wurden, kann man sich gar keinen Begriff machen.

Venedig hatte für seine Seemacht kein besonderes Seereglement; in allen Theilen des Dienstes entschied bloß das alte Herkommen. Die Generale übten eine unumschränkte Herrschaft aus, und die Governatori di nave, und die sopra comiti di galera besaßen auch eine sehr weit ausgedehnte Macht.

Sobald die Republik bey einem ausgebrochenen Krieg unter den andern europäischen Seemächten wegen der Sicherheit ihrer Gewässer und der levantischen Besitzungen besorgt war, eilte sie, die Anzahl ihrer Schiffe zu vermehren. Dies konnte sehr geschwind geschehen, da man in dem Arsenal von Venedig immer welche in Bereitschaft liegen hatte. In diesen Fällen ward ein Capitan delle navi strasordinario zum Oberadmiral der Marine ernannt, der von dem Generalprovveditor gar nicht abhieng. Wenn die kriegführenden Mächte in die Republik drangen, sich über ihre Bewaffnung zu erklären, oder eine Partie zu ergreifen; so suchte sie zu ihrer Ausflucht mit einer der barbarischen Mächte zu brechen, von der sie nichts zu fürchten hatte, und wo der Nachtheil ganz allein auf den levantischen Handel fiel. Machten die Umstände diesen Scheinkrieg nicht mehr nothwendig, so erkaufte man wieder den Frieden für jeden Preis. Auf diese Art brach sie in dem letzten Kriege zwischen Rußland und der Türkey mit Tunis, und unter dem Vorwand dieses Bruchs hielt sie eine beständige Observationsflotte, und vermied jede Erklärung für eine oder die andere Partey.

In dieser Epoche vertraute sie ihre Seemacht dem Chevalier Emo, der sich als Capitan delle navi strasordinario nach Corfu begab. Dieser Admiral, der vielleicht mehr Staatsmann als Krieger war, benahm sich mit einer solchen Geschicklichkeit und Feinheit, daß er dem Ansehn seiner Stelle auch nicht das geringste vergab. Er bediente sich seiner unumschränkten Macht und des

Zutrauens des Senats, um die Mißbräuche und Mängel der Marine abzustellen, und sie, so zu sagen, neu umzuschaffen. Bis jetzt hatte sie bloß aus Kriegsschiffen und Fregatten bestanden, er ließ auch kleine Fahrzeuge als Corvetten, Kutter, und Goletten zu ihr stoßen, die die hohe See halten und bessere Dienste leisten konnten als die Schebecken. So viel als es die Verfassung von Venedig zuließ, änderte er auch die Bauart der Schiffe nach den neuern bessern Grundsätzen. Er bewirkte die Aufnahme fremder Baumeister und Arbeiter im Arsenal von Venedig, und hatte dergleichen beständig am Bord seines Schiffes. Er feuerte die jungen venetianischen Patrizier zur Nacheiferung an, unterdrückte ihren Dünkel, entriß sie dem Hang zu Vergnügungen und zum Müßiggang, und nöthigte sie an dem Dienst Theil zu nehmen. Er widmete besondere Aufmerksamkeit auf die Seeoffiziere; er zeichnete den Verdienstvollen aus, und belebte das ganze Corps mit einem neuen Geist, indem er ihnen höhere militairische Grade vom Senat verschaffte. Den Dienst der Galeeren, die kostbar waren und zu nichts taugten, ließ er durch Galioten von einer neuen Bauart verrichten, die die hohe See befahren, und hundert Sklavonier als Equipage aufnehmen konnten. Hiezu fügte er Kanonierschaluppen, die eine vier und zwanzigpfündige Kanone führten. Seinen Plan, die Armata sottile gänzlich umzuändern, und mit der Armata grossa zu vereinen, konnte er aber nicht durchsetzen, weil dadurch eine Menge Versorgungen für den venetianischen Adel eingegangen wären. Durch diese Beabsichtigung des allgemeinen Besten machte sich indeß der Ritter den gan=

zen venetianischen Adel zum Feinde. Er verbesserte auch das Loos der Matrosen, ließ ihren Sold vermehren, verminderte so viel als er konnte die Bedrückungen, die sie von den Offizieren erlitten, und ließ ihnen einen vollständigen Winter und Sommeranzug reichen. Er legte auch in Corfu ein Hospital für die Marine an. Den Hafen Gouin hätte er gern auf das beste benutzt, und alle die Anstalten daselbst errichtet, für die er geeignet ist; die Verfassung von Venedig hemmte aber jeden seiner Schritte. Er beschloß auch die Anzahl der Matrosen zu vermehren; die ganze Schiffsmannschaft auf den Fuß zu setzen, wie man sie bey andern Seetruppen fand, und ein von den Landsoldaten ganz abgesondertes Corps Marinen zu errichten. Dalmatien konnte diese Mannschaft liefern, die um desto vorzüglicher gewesen wäre, da die Einwohner meist seekundige Leute sind. Dieser Admiral beschäfftigte sich auch mit der Abfassung besonderer Kriegsartikel für die Marine, aber der Tod raubte ihn vor dessen Beendigung der Republik. Er starb zu Malta, und wie man sagt, an den Folgen einer Vergiftung. Die Größe seines Ruhms, die den Senat ververdunkelte, macht diese Vermuthung nur allzuwahrscheinlich.

Nach seinem Tode bekam Gondolmer das Commando über die venetianischen Flotte. Er hatte den Ritter Emo auf allen Seezügen begleitet, besaß aber weder die Talente seines Vorgängers, noch Empfänglichkeit für dessen Plane. Mit erstaunlicher Schnelle fiel daher die Marine wieder in ihr Nichts zurück.

Die Insulaner dienten nie auf den Schiffen der Republik; wenn sie zum Dienst aufgefordert wurden, so pflegten sie Fahrzeuge auf ihre eigene Kosten auszurüsten.

---

## Sechster Abschnitt.

---

### Cultur und Produkte des Bodens. Industrie. Schifffahrt und Handlung.

---

Die Volksmenge der Insel Corfu beträgt höchstens, wie schon oben angegeben ist, 60000 Seelen. Der fünfte Theil davon bewohnt die Hauptstadt; die andern sind auf dem Lande und an den Küsten zerstreut. Wenn man die Geschichte und die Revolutionen von Corfu studiert, so sieht man daß in den ältern Zeiten die Anzahl seiner Einwohner bey weitem beträchtlicher gewesen seyn muß. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß im Alterthum hier viele Städte vom ersten Range blühten, die an Größe und Pracht die einzige übertrafen, die jetzt noch vorhanden ist.

Trotz dieser größeren Menge hatten sie die nöthigen Lebensmittel im Ueberfluß und konnten damit nicht nur ihre Nachbaren, sondern auch ganze Armeen ihrer Bundesgenossen versehen. Die Lager des Octavius und Antonius wurden durch ihre Unterstützung oft der Hungers-

noth entrissen. In weniger entfernten Zeiten finden wir auf Corfu nie das schreckliche Bild des Hungers; seine eignen Hülfsquellen sicherten es gegen diese Geissel der Menschheit. Heut zu Tage aber lebt es in Rücksicht der ersten Lebensbedürfnisse ganz von der Gnade und Willkür seiner Nachbarn. Der Boden hat seine Natur nicht verändert; seine Fruchtbarkeit und die Milde des Clima sind nicht zerstört, noch durch die traurigen Ereignisse verändert worden, die dieses Eiland in den Zustand der Dürftigkeit versetzt haben. Die Erde hat einzig und allein die nervigten Arme verloren, die ihre Kräfte unterstützten. Unterstützungen und Aufmunterungen haben gar nicht oder nur sehr schwach den gesunkenen Landbau wieder beleben können Die venetianische Regierung hatte zwar das Gesetz gegeben: daß das Land, das fünf Jahre unbebaut gelegen hatte, dem als Eigenthum zugehören sollte, der ihr diese Vernachlässigung anzeigte; es hatte aber keinen Nutzen, da sie nicht zu gleicher Zeit auch die Mittel zu dessen Anbau an die Hand gab. Die Insel kann jetzt ihre Einwohner nicht ernähren.

Das Getreide und der Wein, die gewonnen werden, langen nur auf vier bis fünf Monate. Nur Oehl und Salz sind allein im Ueberfluß, und gewähren die einzigen Handelsartikel. Die Fischerey könnte eine reichliche Hülfsquelle zum Unterhalt darbieten, wegen der Trägheit der Insulaner wird sie aber bloß von Neapolitanern benutzt. Die Jagd ist nicht vom Belang. Der Gartenbau wird auch nicht gehörig betrieben. Das kleine und große Vieh muß von den Nachbarn genommen werden.

Nur einige Ziegenheerden werden unterhalten, deren Milch zu Käsen verwandt wird.

Die jährliche Oehlernte beträgt im Durchschnitt 250,000 Krüge (jarres) von denen einer nach unserm Gelde eilf Franken kostete: der ganze Werth beträgt also 2,750,000 Livres. Den eignen Verbrauch, der ziemlich beträchtlich seyn mußte, da man sich zu den Speisen und zum Brennen ganz allein des Oehls bediente, kann man auf 750,000 Livres anschlagen; es blieben also zum Handel noch 2,000,000 Livres übrig. Das verkäufliche Produkt der Salinen, nach Abzug des eignen Verbrauchs, betrug ungefähr 80,000 Livres. An Liqueurs und Töpferwaaren verkauften sie höchstens für 50,000 Livres. Für die Häute und andre Abgänge des großen und kleinen Viehs erhielten sie ungefähr 50,000 Livres. Die ganze Summe ihrer Ausfuhrartikel betrug daher 2,180,000 Livres. Mit dieser Summe mußten sie die von ihren Nachbarn eingeführten Produkte und Handelswaaren saldiren.

Das Getreide, Vieh und Federvieh, was sie von den Türken erhielten, kostete mehr als 1,500,000 Livres. Ihre Kleidungsstücke und allerley Artikel des Luxus erforderten 660,000 Livres. Kurz, man wußte, daß die ganze Einfuhr von Corfu auf 2,500,000 Livres stieg. Sie übertraf also die Ausfuhr um 480,000 Livres.

Man nahm an, daß dieses Deficit ersetzt werde: erstlich, durch den Verdienst, den sich eine kleine Anzahl Insulaner dadurch erwarb, daß sie jährlich in das türkische Gebiet giengen, um daselbst beym Ackerbau und

in der Ernte zu helfen, zweytens durch das Schifferlohn; drittens durch den Gewinn der Industrie und viertens durch die Vortheile des Transitohandels.

Der erste Verdienst, den die Einwohner durch die Ackerbestellung ihrer Nachbarn erhielten, war wohl offenbar mehr ein Schaden für das Land, als ein Gewinn, da dieserhalb ein großer Theil des eignen Bodens unbebaut liegen blieb. Die Ursache, warum der Insulaner sich zu diesen Arbeiten auf einige Zeit aus seinem Vaterlande entfernte, war nicht die Undankbarkeit des Bodens oder der geringe Umfang desselben, sondern der Mangel an den erforderlichen Mittel die Kräfte der Erde zu unterstützen, sie bearbeiten und besäen zu können. Der ganze brauchbare Boden ist das Eigenthum einer sehr kleinen Anzahl Einwohner, denen es an allem fehlt, um ihn benutzen zu können; kaum ziehen sie so viel daraus, als sie zum eigenen Unterhalt brauchen; an Ueberschuß zum Verkauf ist gar nicht zu denken.

Es ist wahr, das Schifferlohn trug etwas zur Ausfüllung der Lücke der natürlichen Produkte bey; konnte er aber nicht mehr einbringen? Denselben traurigen Ereignissen, welche Bevölkerung und Ackerbau herabgebracht hatten, war auch der Verfall der Schifffahrt von Corfu zuzuschreiben. In dem goldnen Zeitalter der Griechen, unter der Herrschaft der Römer und lange nachher blühte sie; aber heut zu Tage bestand sie nur aus einigen Barken, die von einer Insel zur andern fuhren, und aus zwey oder drey Fahrzeugen von 2 bis 300 Tonnen, die die Küsten von Italien und der Levante bereisten.

Die Industrie hätte können den Mangel der natürlichen Produkte ersetzen. Aber in welchem elenden Zustande befand sie sich! Um Industrie zu beleben, muß man die nöthigen Materialien haben, woran man seine Talente anwenden kann; hat man diese nicht selbst, so muß man sie von andern erhandeln; wo hatten aber jetzt die Corfuaner die Mittel sie zu erkaufen? Sonst freylich führten sie Kunstprodukte aus, die bey ihren Nachbarn Bewunderung erregten, und ihnen selbst Reichthümer verschafften. Das Genie war freylich nicht vernichtet, die Regierung hatte es aber in einen lähmenden Todesschlummer versenkt.

Der Transitohandel konnte wohl so viel einbringen, um die Schulden an die Türken zu tilgen, und man hätte recht gut diese Spekulationen noch weiter ausdehnen können. Die Lage der Insel ist dazu geeignet; die Regierung benahm aber den Kaufleuten die dazu erforderlichen Mittel und beschränkte die Freyheit ihrer Spekulationen.

Die Fortschritte anderer Nationen in der Schiffahrt und in der Handlung, und die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung haben der Republik ihr Uebergewicht zur See und ihren Alleinhandel mit den indischen Waaren vernichtet. Ihre Spiegel- und Spitzenmanufakturen, ihre Eisenfabriken, wodurch sie es sonst den andern Nationen zuvorthat, haben mit ihrer Marine und Handlung ein gleiches Schicksal erfahren. Endlich verlor sie mit einem großen Theil ihrer Besitzungen den Handel mit verschiedenen Materialien, die sie roh ver-

kaufte, und deren Verarbeitung keinen Gewinn mehr brachte.

Zurückgebracht auf ihre eignen Inseln suchte sie die Produkte derselben nicht zum Besten ihrer Einwohner, sondern bloß zum Vortheil der Hauptstadt anzuwenden. Sie nahm das System an, das leider nur allzuvielen Beyfall bey den Nationen gefunden hat, die ihre Macht jenseit des Meeres verbreitet haben. Sie zwang die levantischen Besitzungen ihre Produkte nach Venedig zu schicken, und durch ihre Consumtion die sinkende Industrie dieser Stadt aufzuhelfen. Ihre falsche Politik rieth ihr überdies die Insulaner so viel als möglich von sich abhängig zu machen. So wurden also alle Gesetze der Aus- und Einfuhr dieser Inseln einzig und allein auf das Interesse der Hauptstadt berechnet. Die vorzüglichsten Produkte von Corfu, Oehl und Salz, mußten ausschliessungsweise nach Venedig geschickt werden. Beraubt von der Konkurrenz der Käufer mußte sich der Eigenthümer derselben jedes Gebot des venetianischen Negotianten gefallen lassen. Ueberboten sich auch die venetianischen Handlungshäuser, so wäre der Preis für diese Artikel doch gewiß noch höher gestiegen, wenn auch Kaufleute von andern Nationen mit in Konkurrenz hätten kommen können. Die Art des Oehlhandels war besonders für den Eigenthümer nachtheilig. Mäklerjuden, die von ihren Handlungshäusern in Venedig abhiengen, hatten in Corfu Comptoire errichtet, in denen die Insulaner die Früchte ihrer Arbeiten absetzten und das dafür eintauschten, was ihnen fehlte. Jene immer geldgierigen Wesen studierten hier wie überall bald das Geheimniß aus, das

Vermögen und die Güter des ganzen Volks in ihre Gewalt zu bekommen. Sie verfolgten mit aufmerksamen Augen die schnellen Fortschritte des Luxus und richteten sich nach dem herrschenden Geschmack in Rücksicht ihrer Waaren. Auf eine geschickte Weise nährten und vermehrten sie den Hang nach kostbaren Bequemlichkeiten des Lebens, und durch Ablieferung derselben im voraus, machten sie bald die Gutsbesitzer zu ihren Schuldnern. Diese hatten keine andre Mittel die Schuld zu bezahlen als ihre Produkte, deren Preis jene willkürlich bestimmten. Der Luxus erzeugte bald Abneigung gegen alle Arbeiten; die Insulaner wollten genießen, aber die Genüsse nicht mit dem Preis ihrer Bemühungen erkaufen. Die Juden gaben Credit und ließen sich nachher mit Wucherzinsen die Schuld wieder bezahlen. Zu dieser Art vom Monopol, welche das Vermögen der Insulaner und ihren Erwerb verminderte, gesellten sich die Bedrückungen der Repräsentanten der Republik und ihrer Subalternen. Ihre Plünderung betraf vorzüglich die reichen Einwohner der Stadt, die trotz ihrer Verarmung ihrer Eitelkeit keine Schranken setzen konnten. Sie verwandten das letzte, was sie noch besaßen, lieber auf äußern Staat als auf die Unterhaltung von Arbeitern, die ihnen wieder einiges Vermögen hätten verschaffen können: oder sie suchten sich wegen der Prellereyen, die sie von der Regierung erfuhren, durch einen härtern Druck der Landbewohner zu entschädigen. Einige Geschenke an ihre Vorgesetzten, deren Beyspiel sie folgten, sicherten sie gegen die Rache und gegen die Klagen dieser armen Opfer. Wie konnte unter solchen Umständen der Ackerbau Fort-

schritte machen? Mußte nicht der Landmann ein Land verlassen, zu dessen Benutzung für seinen Unterhalt ihm die Freyheit geraubt war? Wenn der Landbau im Sterben liegt, wie kann da die Industrie blühen, zumal wo nu die Gewalt der Regierung den Künsten überall Hindernisse in den Weg stellt?

Mit dem Verfall beyder muß auch der Seehandel und die Schifffahrt sinken.

Wir wollen nun die Summe der Aus- und Einfuhr mit einander vergleichen.

Die erste betrug 2,180,000 Livres, wovon 2,080,000 Livres an Salz und Oehl ausschließlich nach Venedig giengen. Wem dieses Privilegium zum Vortheil gereichte, haben wir gesehen. Der Werth der Artikel, die zum freyen Handel erlaubt waren, belief sich höchstens auf 100,000 Livres.

Die ganze Einfuhr betrug 2,500,000 Livres. Der größte Antheil hiervon gehörte den türkischen Ländern. Das, was Venedig nach Corfu schickte, war ungefähr 200,000 Livres werth. Triest, Livorno, Senegaglia und andre Häfen des mittelländischen Meeres schickten ungefähr für 280,000 Livres Waaren. Den Gewinn, den diese Plätze machten, hätte den Kaufleuten von Marseille zukommen sollen. Denn es waren lauter Artikel des Luxus; nicht in Italien erzeugt, sondern von Marseille geholt. Wenn sich der Corfuaner unmittelbar zur ersten Quelle gewandt hätte, so hätte er den Gewinn der ersten und zweyten Hand erspart.

Wir wollen nun die Zölle und Abgaben berechnen, welche die Republik von der Ein- und Ausfuhr zog.

Das Oehl war einem Zolle unterworfen, der nach der Beschaffenheit des Käufers sehr verschieden war. Der Insulaner mußte funfzehn Procent, jeder Venetianer achtzehn Procent geben. Der Handel war fast gänzlich in den Händen der venetianischen Juden. Zu sechzehn Prozent gerechnet betrug also der Zoll für die Oehlausfuhre 220,000 Livr.

| | |
|---|---|
| Das Salz gab neun Prozent, dies machte | 7,200 — |
| Die andern Artikel erlegten vom Werth vier Procent, dies machte | 4,000 — |
| Die ganze Summe der Zölle, die Venedig von den Exporten der Insel zog, betrug also | 231,200 — |

Die Waaren, die von Venedig eingeführt wurden, gaben sechs Procent, die aus dem Auslande acht Procent.

| | |
|---|---|
| Der Zoll der von Venedig eingebrachten Artikel war — — — | 12,000 Livres. |
| Der aus dem Auslande — — | 184,000 — |
| Dies betrug zusammen | 196,000 Livres. |

Der ganze Handel brachte also dn Zoll 427,000 Livres ein.

Wenn man die Natur dieser Zölle betrachtet, so sieht man deutlich, daß sie für die Cultur des Bodens, für die Industrie und dem Handel gleich nachtheilig waren. So vermehrte der Oehlzoll noch mehr den Verlust, den der Insulaner schon dadurch erlitt, daß er den Ueberschuß dieser Waare, den er nicht brauchte, allein nach Venedig verhandeln mußte. Anders ist es, wenn man

solche Artikel mit Zöllen belegt, deren Ausfuhr dem allgemeinen Besten schädlich ist. Man hatte diese Zölle, besonders den aufs Oehl, wohl darum so hoch angeschlagen, um einigermaßen die Auslagen wieder zu erhalten, die der Besitz von Corfu jährlich kostete. Wenn man zu diesen Zöllen noch die Abgabe rechnet, die auf die Köpfe des Volks vertheilt war, so zog Venedig im Ganzen von Corfu 600,000 Livres, dessen Ausgaben für die Landesregierung, für die Land- und Seemacht überstiegen diese Summe ansehnlich. Das, was die andern Inseln eintrugen, reichte ebenfalls nicht hin, dieses Deficit zu decken. Venedig mußte deshalb jährlich beträchtliche Summen nach Corfu schicken. Um vieles hätten sie aber vermindert werden können, wenn man den schrecklichen Verschleuderungen in der Administration Gränzen gesetzt hätte.

Der Besitz von Corfu war also für Venedig sehr lästig, und nur die Nützlichkeit seiner Lage, die es zum Bollwerk der italiänischen Provinzen gegen die Unternehmungen der Türken machte, konnte einige Entschädigung gewähren.

---

## Siebenter Abschnitt.

### Veränderungen in den Sitten. Luxus.

Sobald die Einwohner von Corfu unter die Herrschaft von Venedig gekommen waren; nahmen sie nach und nach die Sitten und Gebräuche ihrer neuen Beherrscher an, und ahmten, wie das immer der Fall ist, leichter ihre Laster als ihre Tugenden nach, selbst die Sprache wurde verändert. Das griechische wurde durch die schlechte Abänderung vieler italiänischen Worte ein elendes Gemisch: und die griechische Sprache nur vom gemeinen Mann in der Stadt und vom Landvolk beybehalten. Die wohlhabenden Einwohner der Stadt, und die, deren Beschäftigung Umgang mit Fremden erfoderte, sprachen meist italiänisch, das aber durch ihren eigenen Dialekt auch sehr unverständlich wurde. Die öffentlichen, auch größtentheils die Handlungsgeschäfte wurden in venetianischer Sprache abgemacht, daher mußte sie in Corfu sehr gemein, wenn auch nicht herrschend werden. Die Zeit bewirkte nach und nach Veränderungen, von denen einige dem Insulaner zum Vortheil gereichten, indem sie ihn mehr civilisirten, andere aber das Gegentheil verursachten, indem sie ihm unbekannte Bedürfnisse und den Hang nach neuen Genüssen einflößten. Diese Veränderung in den Sitten, im Geschmack und in den Neigungen der Insulaner, datirt ihren Ur=

sprung von keiner sehr entfernten Zeit. Ihr Fortgang wurde durch die Unruhen der Kriege, die Venedig führte, sehr aufgehalten, und nur erst seit den Jahren, da die Republik den Frieden ängstlich zu erhalten suchte, war er merklich.

Es ist nicht viel über sechszig Jahre her, daß das weibliche Geschlecht in Corfu noch in einer Art von Sklaverey seufzte: die Frauen verlebten ihre traurigen Tage in dem entfernt gelegensten Zimmer: ein dichtes Gitter verschloß ihre Fenster, so daß sie nichts sahen, auch nicht gesehn werden konnten, und durften sich nur den Augen ihrer Angehörigen zeigen. Die Mädchen durften, ehe sie verheirathet waren, nicht ausgehn, auch nicht einmal in die Kirche. Selten erschienen sie in den Gesellschaften, die bey ihren Eltern zusammen kamen. Verdammt zu dem einzigen Umgange mit ihren Dienstboten, mit denen sie die niedrigsten Geschäfte des Hauswesens theilen mußten, hielten sie sich sehr glücklich, wenn sie zuweilen zu der Tafel ihrer Männer zugelassen wurden. Hier war es ihre Pflicht, diese vorher zu bedienen, und dann erst war es ihnen erlaubt, selbst einige Nahrung zu nehmen. Die Abgezogenheit des weiblichen Geschlechts fand zwar schon bey den alten Griechen statt; sie war bey diesen aber ehrenvoll, und die Frauen und Mädchen durften nie niedrige Geschäffte angreifen, erschienen zuweilen auch öffentlich. Die verächtliche und niedrige Behandlung, die sie hier erduldeten, war erst eine Folge des Verfalls und der Verschlimmerung der Sitten. Der Ehemann und der Vater glaubte hier nur dann die Tugend seiner Frau und die Unschuld seiner Tochter zu

sichern, wenn er sie von alten Weibern bewachen und mit Riegeln verschließen ließ. Eine Frau, die nur für die Augen ihres Tyrannen sichtbar war, bedurfte keines kostspieligen Anzugs. Es war also auch kein Wunder, daß sich bey dieser Behandlung ihre Talente nicht entwickelten. Sie waren abgestumpfte Wesen, die nur athmeten, um zu zittern. Sie wurden nicht angeführt, nicht aufgemuntert zu weiblichen Arbeiten; daher beschränkte sich ihre ganze Geschicklichkeit auf das Stricken grober Strümpfe ein. Die Gattin konnte ihren Mann, der sie nur zu seinem Vergnügen gebrauchte, nicht auf die Versüßung ihres Lebens dachte, nicht lieben; sondern mußte ihn hassen und verabscheuen. Sie suchte sich zu entschädigen, und es war ihr sehr zu verzeihen, wenn ihre Tugend fiel. Zwietracht entspann sich nun im Schooß der Familie, und verbreitete ihre Verheerungen auch außerhalb. Der Mann suchte im Blute seines Nebenbuhlers seine Schande abzuwaschen, und die Verwandten von diesem rächten wieder seinen Tod. Auf diese Art entsprangen die kleinen Kriege, die beständig unter den Insulanern wütheten. Diese Uebel hörten in dem Augenblick auf, als die Frauen ihr Joch gebrochen sahen, und es ihnen nun endlich erlaubt war, zu lieben und auf Gegenliebe zu hoffen. Diese glückliche Epoche wurde durch die beständige Verbindung mit Fremden herbey geführt, deren Gebräuche und Sitten man unmerklich aufnahm. Verschiedene von den vornehmen Venetianern, und viele Offiziere die sich in Corfu aufhielten, vermählten sich mit Eingebohrnen der Insel. Die Frau verließ nun die Lebensart ihres Landes, und nahm die des Va-

terlandes ihres Mannes an. Ihre Gegenwart; der Anblick der Freyheit, ihre Erzählung von den Süßigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, die sie genoß, schmolz nach und nach die harten Herzen der Väter und Ehemänner. Sie ließen endlich ihre Frauen und Töchter an den unschuldigen und nützlichen Vergnügungen einer anständigen Gesellschaft Theil nehmen, und diese wurden nun bald ihre schönste Zierde.

Der Luxus entstand, er gab aber dem Insulaner nur eitle und prekaire Genüsse, die zu dem Verfall des Ackerbaues und zur Erniedrigung des Werths der einheimischen Produkte das ihrige beytrugen. Anders ist die Wirkung des Luxus bey Völkern, die reich an Kenntnissen und Materialien zur Industrie sind, hier wird er nützlich; setzt eine Menge sonst müßiger Aerme in Bewegung, ernährt Künste und Manufakturen; eröffnet neue einheimische Quellen des Reichthums, und zieht den ausländischen an sich. Auf Corfu mußte dies wegfallen; da der Geist der Thätigkeit von dem Despotismus der Regierung unterdrückt wurde, und es an eignen Produkten zur Ernährung der Künste fehlte. Der reiche Insulaner warf nun seine Nationaltracht ab, und kleidete sich so wie die, die ihn regierten. Nur das Volk behielt jene bey. Sie bestand in einer wollenen rothen Mütze, in einem kurzen Gilet von Tuch: gewöhnlich von dunkler Farbe, im Winter war es mit Pelzwerk ausgeschlagen, im Sommer trug er ein linnenes. Es war mit zwey Reihen großer silberner Knöpfe besetzt. Die Beinkleider waren außerordentlich weit, und reichten bis auf die Waden herab. Um die Hüfte wurde eine Binde von rother

Wolle oder Seide gewunden: die Strümpfe waren wollen, und die Schuhe mit großen silbernen Schnallen befestigt. Seine Haare ließ der Insulaner wachsen, frisirte sie, und schlug sie seitwärts in einer Falte der Mütze ein. Auf seinen Schnurrbart hielt er sehr viel. Das Abschneiden desselben war für ihm die größte Beschimpfung, und die empfindlichste Strafe. Der lange Dolch, der im Gürtel steckte, war nicht blos ein Gewehr zum Schmuck. Bey rauher Witterung warf er sich in einen Mantel von grobem Zeuge und brauner Farbe, der keinen Regen durchließ.

Die Frauen trugen ein dicht anliegendes Corset ohne Aermel, ein Oberkleid, dessen Farbe von der des Corsets recht abstach; eine Schürze von indischen geblümtem Zeuge, ohne Brustlatz und Schuhe, die bis auf den Knöchel herauf reichten. Die Haare flocht man, und ließ sie lang herunter hängen. Ein sehr großes weißes mousselines Tuch diente zum Kopfputz, und zugleich auch zum Halstuch. In einem gewissen Alter trugen sie auch einen langen kamelotenen Mantel von grauer Farbe.

Die Landbewohner, deren Tracht auf jedem Dorfe etwas anders ist, haben die Verzierungen der Tressen und Stickereien angenommen. Ueber ihr Corset tragen sie ein langes in Falten gelegtes Kamisol, das um die Hüfte herum mit starken goldnen Schnüren befestigt wird, an denen sich vorne zwey vergoldete silberne Bleche, als Schloß befinden. Die Enden der Schnur hängen an beyden Seiten herunter, und sind mit sehr großen vergoldeten Silberherzen verziert. Den Hals schmücken sie auch mit goldnen oder vergoldeten Kreuzen. Ihre Ober-

kleider sind mit Gold oder Silbertressen besetzt, und ihre Schuhe sind niedrig. Auf dem Kopfe tragen sie ein schleiernes Tuch, das mit einer silbernen Nadel befestigt wird, und dessen vier Zipfel nach dem Winde flattern. Ihre Haare sind frisirt, und wogen um den Nacken herum.

Um sich mit diesem Staat und diesem Flitterputze, den sie selbst nicht durch eigne Arbeit sich verschaffen konnten, sondern von Venedig oder von den Ausländern kaufen mußten, versehen zu können, entzogen sie sich und den ihrigen oft die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse: so groß war ihre Eitelkeit und Sucht zum Glänzen. Die vornehmen wie die geringsten Bürger hungerten oft, und versahen ihre Zimmer mit den schlechtesten Möbeln, um sich nur prächtig kleiden zu können, um auf der Straße den Schein der Reichen zu haben.

---

## Achter Abschnitt.

Gesellschaften. Cassinos. Theater. Karneval. Andere Festlichkeiten. Chiostra oder Pferderennen.

Die Annahme venetianischer Sitten und Gebräuche veranlaßte in Corfu bald die Entstehung der Gesellschaften. Sie fanden lange Zeit nur in einer kleinen Anzahl von Familien statt, deren Verwandte mit einigen Freunden zusammen kamen. Endlich führten die venetianischen Patrizier und Offizjere in diesen Cirkeln, die in ihrem Vaterlande üblichen und weniger kostspieligen Cassinos ein; von denen bald mehrere in Corfu entstanden.

In dem ersten kam blos die venetianische Noblesse zusammen.

In dem zweyten der Landadel.

Das dritte bildeten die Militairpersonen, die aber auch die Beamten unter sich aufnahmen, um die Kosten dieser Versammlung zu verringern.

Ein viertes war seit einigen Jahren von den Offizieren der Marine errichtet worden. Der Urheber desselben hatte die Idee, den Genuß des Angenehmen und Nützlichen zu vereinen. Er wollte den jungen Eleven der Marine, die sich hier in den Stunden, wo die Gesellschaft nicht zusammen kam, versammeln sollten, täglich Unterricht im Seewesen geben. Der Plan war schön; das Cassino wurde errichtet, der Saal aber, den

man für den Unterricht der jungen Leute bestimmte, wurde leider bald nichts weiter als ein Ort des Vergnügens für sie.

Die Errichtung eines Cassino mußte zuvor von der Regierung erlaubt werden, und deßhalb mußte man ihr jedesmal den Plan dazu einschicken.

Die Mitglieder solcher Gesellschaften zahlten eine kleine Summe bey ihrem Eintritte, und waren verbunden, eine monatliche Beysteuer zu geben. Eines von ihnen sorgte für den Versammlungsort und für dessen Möblirung. Es waren gewöhnlich mehrere Zimmer, in einigen wurde blos gespielt; in den andern unterhielt man sich oder las die venetianischen Zeitungen; die allein in Corfu erlaubt waren. Für Tabaksraucher war auch eine besondere Stube. Unter den Versammlungszimmern wohnte der Caffeeschenk, dem man zu seinem Etablissement gewisse Vorschüsse gab, und der zu gleicher Zeit Aufseher über das Ganze war. Außer den Vortheilen der Bewirthung bekam er monatlich einen gewissen Gehalt; wofür er Lichter und Karten anschaffen mußte. Am Eingang der ersten Stube befand sich eine Tafel, auf der die Namen der Mitglieder angeschrieben wurden. Gleich bey der ersten Zusammenkunft wählte man nach der Mehrheit der Stimmen drey Beamte. Der erste war Präsident, und mußte über die Erhaltung der Ordnung in der Gesellschaft wachen. Der zweyte besorgte die benöthigten Anstalten und Bedürfnisse. Der dritte hatte die Kasse unter sich. Er bezahlte die Ausgaben, und mußte darauf sehen; daß ein gewisser Etat, für den er verantwortlich war, beständig rückständig blieb. Alle

Monate war eine allgemeine Zusammenkunft, wo jeder seine Meinung über Veränderungen und Verbesserungen vortrug: und neue Mitglieder vorgeschlagen wurden. Die Mitglieder konnten zu jeder Stunde des Tages hier unter sich zusammen kommen. Diese Einrichtungen waren hier um desto nützlicher, da man in Privathäusern keine Gesellschaften zu halten pflegte. Wenn man Geschäfte abzuhandeln hatte, so bediente man sich des Cassinos dazu. Jedes Mitglied hatte das Recht, seine Freunde mit zu bringen. Vereinigte sich des Abends die ganze Gesellschaft in einem Saale; so enthielt man sich aller Gespräche über politische Gegenstände und Staatsangelegenheiten, und sprach nur über gleichgültige Dinge und Lustpartien. Ehe das schöne Geschlecht mit zugelassen ward, entstanden hier oft Händel, da man sich zu gar keinen Rückhalt verbunden hielt: nach ihrer Aufnahme wurden diese Gesellschaften erst angenehm und friedlich. Zuweilen gab man Feten in diesen Cassinos, ein Mittagsessen, ein Conzert oder einen Ball u. s. w., wozu die Kosten unter den Mitgliedern gleich vertheilt wurden. Jeder brachte so viel Damen mit, als er nur konnte, um das Fest recht glänzend zu machen.

Die verschiedenen Cassinos wetteiferten, sich in Politesse und Luxus zu übertreffen.

Diese Vergnügungen langten noch nicht hin, um die müßigen Stunden der ersten Klasse der Einwohner auszufüllen. Einige Offiziere vereinigten sich mit jungen Leuten von Corfu zur Errichtung verschiedener Liebhabertheater. Die kleinen Stücke die sie aufführten, waren freylich mittelmässig oder gar unter aller Kritik;

indeß waren sie für dieses Publikum immer gut genug. Der Saal, der zu den Zusammenkünften der Geschäftsleute und Negotianten 1633 war gebauet worden, wurde nun zu einem öffentlichen Schauspielhaus umgeändert, und jährlich 10,000 Franken zu seiner Unterhaltung zusammengeschossen.

Das Innere war in drey Reihen Logen abgetheilt, die man auf den ganzen Herbst und auf die Karnevals-Zeit, wo allein gespielt wurde, miethete. Jeder zierte seine Loge nach seinem Geschmack aus. Im Hintergrunde standen gewöhnlich auf einem Gesimse ein oder zwey Wachslichter, deren Licht von mehrern Spiegeln reflektirt wurde, und eine schöne Erleuchtung gab. Die Bühne selbst war sehr klein und die Dekorationen und das Costüm äußerst dürftig und schlecht. Am Eingange stand Wache und die Bude eines Limonadeschenken. Außerdem befand sich hier noch eine Art Küche; wo die Bedienten des General-proveditor und der übrigen Militair- und Civilbeamten, die für ihre Herren nöthigen Erfrischungen zubereiteten. Es war nämlich bey dem edeln Venetianer gegen den guten Ton, sich aus der Bude des Limonadeschenken bedienen zu lassen.

Die Polizey und die Aufsicht über das Theater war einem der Generale der Marine anvertraut, der deshalb den Titel des Preside del teatro führte. Er ließ auch durch seinen Adjutanten das Miethsgeld für die Logen einsammeln, und sorgte für die Verschreibung neuer Schauspieler und ihre Besoldung.

Anfänglich besuchten blos Männer das Schauspiel; dann ließ man auch das weibliche Geschlecht hinzu, aber

nur in vergitterten Logen. Da dies am Sehen hinderte, so wurde denselben erlaubt in Masken zu erscheinen. Nachher kamen auch diese ab, und die Frauen und Mädchen erhielten endlich völlige Freyheit.

Lange Zeit hindurch kamen nur herumziehende Schauspieler nach Corfu; die Stücke, die sie aufführten, fielen in das niedrig Komische, und waren von ihnen selbst verfertigt. Die fünf Hauptrollen, die darin vorkamen, waren der Arlequin und Brigella; sie sprachen den bergamaskischen Dialekt; der Pantalon sprach Venetianisch; der Tartaia (der Stammler) stotterte Florentinisch, und endlich der Doktor Balançon, dessen Sprache Bolognesisch war. Die Verschiedenheit dieser Dialekte machte diese Comedien ausserordentlich lustig.

Der wachsende Geschmack an Musik, machte diese Schauspiele bald unschmackhaft, und führte an ihrer Stelle die komischen Opern und Ballette ein. Die ganze Zeit hindurch, in der gespielt wurde, gab man nie mehr als sechs Opern und zwölf Ballette, von denen die sechs letzten gewöhnlich in schlechten Pantominen bestanden. Die Musikanten des Generalproveditor und der verschiedenen Seeoffiziere machten das Orchester aus; zuweilen gesellten sich hierzu auch Musikliebhaber.

Für die Plätze auf der Gallerie zahlte man nach unserm Gelde sechs und für die auf dem Parterre acht Sous.

Das Theater wurde jedesmal am Tage des heiligen Stephans eröffnet. Der Generalproveditor erschien alsdann mit den übrigen Großen im Gefolge ihres Hofstaats und im größten Pomp. Sie hatten allein das Recht, ihre Logen mit purpurrothem Sammt oder Tuch aus-

schlagen zu lassen, daher hießen diese Logen die rothen Logen. Der Generalproveditor, dessen Loge dem Theater gegen über lag; genoß hier dieselben Achtungs- und Ehrenbezeugungen, die man den Fürsten und Königen erweist; auch unterließ er nicht sich dasselbe Ansehn zu geben. Er verließ nie seinen Sitz und alle andre, außer den Generälen, mußten in seiner Loge stehen.

In den Logen herrschte, selbst während dem Spiel die größte Freyheit, man aß, trank und spielte, und gab wenig auf das aufgeführte Stück Acht.

Für die Schauspielerinnen, die sich durch ihre Schönheit oder durch ihr Spiel auszeichnete, sammelte man zuweilen von den Umstehenden ein Geschenk, das ihnen nach Beendigung des Stücks überreicht ward. Das gab zu heftigen Streitigkeiten unter den Nebenbuhlern Anlaß, und wurde deshalb abgeschafft. Um die Schauspielerinnen zu entschädigen, führte man nachher Maskenbälle ein, die zum Besten der begünstigten Aktrizen auf dem Theatersaal gegeben wurden. Die Aktrize, welcher diese Einnahme bestimmt war, saß am Eingange, und jeder Theilnehmer machte ihr ein Geschenk, das Cavalchina genannt wurde.

Die Tage des Karnevals waren die Blüthenzeit aller möglichen Lustparthien und Vergnügungen, in ihnen wurden auch die besten Stücke aufgeführt.

Zu dieser Zeit gaben auch Liebhabergesellschaften Tragödien und Comödien. Das schöne Geschlecht durfte aber nicht mitspielen; ihre Rollen übernahmen junge Mannspersonen.

Zuweilen wurden auch Conzerte im Schauspielhause aufgeführt. Der Zulauf war dann jedesmal außerordentlich groß.

Verschiedene Gesellschaften vereinigten sich zu Privatbällen; denn der Tanz wurde von den meisten Einwohnern leidenschaftlich geliebt.

Der Generalproveditor, die Befehlshaber, ihre Damen und der venetianische Adel erschienen die ganze Zeit hindurch nur maskirt. Ihr Domino kam eigenthümlich den venetianischen Patriziern zu, und kein Insulaner durfte es wagen, ihn zu tragen. Er bestand in einem langen, schwarzseidenen Mantel; über ihm hieng eine Art Hemde, das auch schwarz und mit Spitzen besetzt war und eine Kappe hatte, mit der man sich den Kopf bedeckte. Der Huth hatte drey Spitzen. Die Männer trugen weiße; die Frauen schwarze Halbmasken. Diese Tracht hieß la Bauta.

Die Cassinos waren während dieser Zeit noch sehr glänzend.

Die Landleute strömten haufenweis in die Stadt, um sich auf der großen Esplanade an den närrischen und lächerlichen Verkleidungen zu ergötzen. Die Großen fuhren in Wagen herum, um an diesem Schauspiele Theil zu nehmen.

Unter allen Vergnügungen des Karnevals war das Chiostra, oder Pferderennen, das glänzendste und interessanteste. Es wurde in der Mitte des Karnevals auf einer der größten Straßen angestellt, die mit der Esplanade in Verbindung stand. Auf beyden Seiten wurden Bühnen für die Zuschauer und ein erhabner Sitz für den Ge=

neralproveditor und ein hohes Orchester für die Musikannten errichtet. Jener theilte den Preis des Sieges aus, diese feyerten ihn. Die Ritter, die auf das kostbarste gekleidet, und deren Pferde ebenfalls auf das reichste aufgezäumt waren, stellten sich, mit dem Herold des Spiels an ihrer Spitze, an die Barriere der Rennbahn.

Der General begab sich im vollen Pomp, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, auf seinen Sitz; seine Läufer und die der andern Patrizier standen den Kämpfern zu Befehl, und liefen einen Augenblick eher, als die andern in die Laufbahn eingelassen wurden. Die Ritter brachen zuerst die Lanzen gegen eine hölzerne Figur, die zur rechten der Bahn stand. Auf ein gegebnes Signal der Trompete begann nachher das Ringelrennen. Jeder Ritter zeigte sich mit aufgehobner Lanze, und mußte dreymal hintereinander den eisernen Ring treffen, wenn er den Sieg gewinnen wollte. Die Sieger stellten sich dann vor dem General, der ihnen eine Lanze überreichte, an welcher der Preis befestigt war. Zuletzt kämpften zwey und zwey Nebenbuhler zusammen, unter dem Lerm der Trompete und dem Jubelgeschrey der Menge. Der Senat von Venedig schickte selbst die beyden Preise; der erste war ein vollständiger reich bordirter Anzug; der andre ein Stück Gold oder Silberstoff. Dieser Wettlauf hieß Chiostra publica, und bloß der Adel des Landes konnte um den Preiß streiten.

Die Schranken der Reitbahn blieben die übrige Zeit des Carnevals hindurch stehn. Alle Tage kamen junge Leute die hier ihre Geschicklichkeit übten, und zuweilen auf das groteskeste gekleidet waren.

Einige Tage nach der Chiostra publica, wurde eine andre in der alten Festung angestellt, welche die Chiostra degl' arlioti hieß. Blos die Handwerksleute wurden hier zur Bewerbung des Preises zugelassen, der in einer silbernen Tasse bestand, welche der Proveditor der Festung austheilte.

Diese Arlioti waren Abkömmlinge des neapolitanischen Adels; die, nachdem sie Wunder der Tapferkeit in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gegen die Türken gezeigt hatten; ihre Güter und Vaterland aus Treue für die Republik verließen, und sich nach Corfu begaben. Hier warteten sie vergebens auf die Erkenntlichkeit des Senats von Venedig. Sie versanken in die äußerste Dürftigkeit, und haben sich endlich unter die Klasse des übrigen Volks verlohren, die von der Arbeit einzig und allein leben muß.

---

## Neunter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Insel Paxo, und der Vestungen Bucintro und Parga.

---

### Physischer Zustand der Insel Paxo.

---

Vier Seemeilen südlich von Corfu liegt die Insel Paxo. Sie ist Eyrund und erstreckt sich der Länge nach von Nordost nach Südwest: sie kann sechs Seemeilen im Umfange haben.

Nordöstlich in der Mitte hat sie einen Hafen, in dem ein kleines Eiland liegt. Auf diesem steht eine griechische Kirche, die der heiligen Jungfrau gewidmet ist; und deren Thurm eine Leuchte trägt, die auf den Ort der Bucht hinweißt, wo ziemlich große Fahrzeuge einlaufen können; an andern Stellen ist sie sehr seicht. Gewöhnlich versieht man sich hier mit Wasser, welches sehr gut und in Menge vorhanden ist.

Dieser Hafen heißt Gai. Paulus redet von ihm in seinen Briefen und auf der Stelle, wo das Haus gestanden hat, das dieser Apostel während seines Aufenthalts allhier bewohnt haben soll, hat man eine Kirche erbauet.

Noch befinden sich hier die beyden kleinen Buchten Laca und Longon, in die aber nur Barken und sehr kleine Fahrzeuge einlaufen können. Am Ufer dieser Buchten und des Hafens Gai stehen die meisten Häuser

der Insulaner. Hier findet man auch einige Caffeehäuser und Buden, wo man allerhand Lebensmittel verkauft.

Das Clima ist hier so milde wie auf Corfu. Die Einwohner sind starke und gesunde Leute, ausgenommen diejenigen, welche in der Nähe des Hafens Gai wohnen. Von den seichten Stellen desselben steigen in der Hitze des Sommers böse Dünste empor, welche die Luft verderben und dreytägige Fieber verursachen, die aber zum Glück nicht von langer Dauer sind. Durch Ausgraben dieser Stellen könnte man dem Uebel abhelfen, auch zugleich den Hafen zur Aufnahme großer Schiffe geschickt machen.

Erdbeben sind hier sehr selten, und werden nur dann verspürt, wenn man in Corfu Erschütterungen empfunden hat.

Der Boden ist bergigt und voll Felsen. Das wenige Getreide was hier angebaut wird und worunter sich auch etwas Gerste befindet, langt nur auf einen Monat. Gemüse wächst auch nur in sehr geringer Menge. Eine Art wilder Erbsen, auf deren Anbau man einige Sorgfalt verwendet, wird von den Insulanern getrocknet und auf diese Art lange Zeit erhalten.

Trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens gewährt die Insel doch einen angenehmen Anblick. Sie ist voll Berge, die mit Olivenbäumen bewachsen sind, und zwischen deren Thälern die Hütten der Einwohner zerstreut liegen. Der Oehlbaum ist ihr einziger Reichthum; diese Frucht verschafft ihnen alle Bedürfnisse und darum zieht und pflegt man ihn auch mit der größten Sorgfalt.

Man berechnet das Oehl, welches man in der Erntezeit gewinnt, auf 5,000 Krüge (jarres) und das, was

man in den Jahreszeiten erhält, wo die Bäume auszuruhen scheinen, jedesmal über 10,000; also zusammen 35,000 Krüge. Dieses Oehl ist weit besser, als das von Corfu. Die Ursach hievon liegt nicht allein im Boden, sondern auch in der mühsamern und schnellern Zubereitung des Oehls.

Man sammelt hier die Oliven sogleich als sie anfangen herunter zu fallen, und bringt sie ohne Zeitverlust unter die Presse. Auf Corfu läßt man sie hingegen zu lange liegen, ehe man sie preßt und dadurch verderben sie und geben ein schlecht schmeckendes Oehl. Die reichen Einwohner kaufen das Oehl der übrigen, und heben es in Behältern auf, die in der Nähe ihrer Häuser in Felsen gehauen sind. Hier soll es sich auch weit besser halten als in den Krügen und andern Gefässen, worin es in Corfu aufbewahrt wird.

In den Gegenden der Insel, wo die heftigen West- und Nordwestwinde die Anpflanzung der Oehlbäume nicht zulassen; zieht man Wein, der ziemlich gut ist und auf vier Monate für die Bedürfnisse der Einwohner ausreicht. Die Mühe und außerordentliche Beschwerde, die der Weinbau hier erfordert, sind ein schöner Beweis von der Thätigkeit der Paxinoten. Zu jedem Weinstocke müssen sie eine Vertiefung in den Felsen hauen, die sie mit kleinen Steinen und Erde ausfüllen, diese müssen sie von unten herauf schleppen; und mit großen Steinen und einem Graben umgeben, damit sie von dem herabschiessenden Regenwasser nicht fortgerissen wird.

Baumfrüchte sind selten; die Mandeln aber, die hier wachsen, sind von außerordentlich gutem Geschmack.

Die Jagd ist äußerst unbedeutend und erstreckt sich bloß auf Wachteln und einige andere Vögel, die zuweilen vom festen Lande herüberkommen, und wegen Mangel an Nahrung nicht lange hier verweilen.

Der Fischfang giebt wegen der Tiefe des Meeres eine reiche Ausbeute, kann aber nur mit großen und starken Netzen betrieben werden. Zur Zeit der Ströme werden auch Muscheln in Menge ans Land geworfen.

Von Vieh findet man hier nur einige Ziegen und Maulesel, die zum Transport dienen. Fleisch und Getreide bekommen die Insulaner von dem benachbarten festen Lande; sie brauchen aber nur wenig, da sie äußerst frugal leben und gewohnt sind, sich mit Gemüse und Wurzeln zu befriedigen.

Das nöthige Salz zu ihren Speisen und zum Einsalzen des Oehls erhalten sie, wie auch ihre Kleidungsstücke und andre Bedürfnisse von Corfu.

Die Stämme und Zweige der Oehlbäume, die keine Früchte mehr tragen, reichen zu ihrer Feuerung hin; die wegen des gelinden Klima blos in den Küchen statt findet, und bey den einfachen Speisen der Insulaner, die sie oft nur kalt geniessen, nicht viel Brennholz erfordert.

So wie diese Insel arm an heilsamen Kräutern ist: so wachsen hier auch gar keine giftige. Eben so ist sie gänzlich frey von gefährlichen Insekten und kriechendem Ungezieser. Was man davon zum Versuch hierher gebracht haben soll, ist jedesmal ausgestorben.

Die Anzahl der Einwohner, die außer dem Hafen Gai ganz zerstreut leben und keine Dörfer haben, soll sich auf 7 bis 8000 Seelen belaufen.

Eine Seemeile südlich von Paro liegt die kleine Insel Antiparo, die ungefähr eine Meile im Umfange hat. Sie hat auch nicht die geringste Bucht; ihr Boden, der lange Zeit ganz brache lag, scheint aber für die Cultur sehr empfänglich zu seyn. Es wachsen darauf nur einige kleine wilde Gesträuche, die den Parinoten mit zur Feuerung dienen. Sie ist bis jetzt noch immer unbewohnt. Einige Parinoten hatten zwar versucht, sich daselbst anzubauen; sie wurden aber bald von den Seeräubern, die von dem festen Lande und den benachbarten Inseln kamen, verjagt. Da diese Insel ganz eben und also gegen die Winde nicht gesichert ist, so ließen sich zwar keine Bäume auf ihr anpflanzen, aber wohl Getreide; das für die Bedürfnisse der Parinoten ziemlich hinreichen könnte. Seit einigen Jahren ist sie von der Republik einem Offiziere zur Belohnung seiner Dienste geschenkt worden. Dieser hat sie einigen Parinoten in Pacht gegeben; die einen Theil zu bearbeiten angefangen haben, und auf dem andern Vieh weiden lassen. Die Hirten, denen die Bewachung desselben anvertraut ist, erleiden aber oft Angriffe von den Seeräubern, die ihre Heerden wegführen.

### Politischer Zustand der Insel Paro.

Ohne Zweifel hat die Insel Paxo vor Zeiten einen Theil von Corfu ausgemacht und ist durch ein Erdbeben von ihr getrennt worden. Die Gestalt der sich gegenüber liegenden Felsenküsten und die Gleichheit des Bodens machen dies mehr als wahrscheinlich. Das Stillschweigen alter Schriftsteller, machte es sogar glaublich, daß selbst nach der Eroberung von Troja Paxo noch gar nicht vor-

handen war, denn wie käme es, daß sie diese Insel gar nicht erwähnen, da sie doch sonst die ganze Gegend beschreiben.

Zur Zeit des Plinius, war sie unter dem Namen von Ericusa bekannt: wie und warum diese Benennung in Paxo ist umgeändert worden, darüber habe ich gar keine Auskunft erhalten können.

Sie hat immer zu Corfu gehört; war eine lange Zeit unbewohnt und diente blos zur Weide des Viehs, das in der guten Jahrszeit von jener Insel hingebracht wurde, bis sich denn endlich einige Corfuaner dort anbauten. Diese Kolonisten haben sich nach und nach vermehrt und den Geist der Thätigkeit immer erhalten.

Die Revolutionen, die Corfu erlitt, trafen diese Insel ebenfalls, da ihre Einwohner zu schwach waren irgend einen Feind vertreiben zu können; und so waren zu Zeiten des Krieges bald Freunde, bald Feinde oder auch Seeräuber in ihrem Hafen; welche letztre ihn noch oft besuchen, und Menschen als Sklaven fortführen.

Auf dem kleinen Eilande, welches in der Nähe liegt, stehen noch die Ruinen von einem kleinen Fort, das die Neapolitaner aufgeführt haben, als sie Herren von Corfu waren. In dem Innern welches von einer Mauer und vier Thürmen umgeben ist, wurde jetzt etwas Gerste und Gemüse angebaut.

Die Paxinoten bekannten sich alle zur griechischen Religion nud der Clerus stand unter einem Protopapa, der von dem von Corfu ernannt wurde, und ganz von ihm abhieng. Kirchen waren beynah so viel als Einwohner, da jede Familie eine kleine Kapelle besaß.

Der Adel des Landes bestand in drey oder vier der wohlhabendsten Familien; die sich in Venedig den Grafen oder Rittertitel erkauft hatten. Sie allein kleideten sich französisch; genossen aber keine auszeichnende Achtung unter ihren Mitbürgern.

Kein Raths= oder Regierungscollegium fand hier statt. Nahm sich die Gemeinheit vor, der Regierung etwas vorzuschlagen, oder sie um etwas zu bitten, so versammelten sich die Ersten des Landes zur Berathschlagung.

Der Festungsproveditor von Corfu hatte unter den Befehlen des Generals die besondre Aufsicht über Paro. Er ernannte alle zwey Jahre einen der ersten der Inselbewohner, der die Polizey besorgen und im Fall eines Angriffs die Einwohner zur Vertheidigung anführen mußte. Alle Ereignisse die ins Criminal= und Civilfach einschlugen, mußte er dem Proveditor melden. Dieser Posten wurde mit mehr oder weniger als 500 Krügen Oehl erkauft; je nachdem viele oder wenige Bewerber waren. Vor Zeiten hatten sich die Insulaner in ihren Versammlungen diesen Vorsteher selbst gewählt. Die Wahl fiel dann immer auf einen Insulaner, den sie durch Chikanen recht in Unkosten setzen wollten. Diesem Vorsteher, der Capitain hieß, gab der Proveditor vier Fähndriche, die die Zölle in dem Hafen Gai und den beyden andern Buchten einnehmen mußten. Sie kommandirten noch die Miliz, die aus unbesoldeten Landleuten bestand, welche Cernides genannt wurden.

Der Hafen von Paro war der feste Posten einer Galiote, die ungefähr mit 60 sklavonischen Soldaten be=

mannt war. Sie mußte die Insel bewachen und die Zolleinkünfte der Regierung gegen Schleichhändler sichern. Zu diesem Endzwecke befand sich an den Buchten Lacca und Longon eine Besatzung von acht Mann, denen ein Unteroffizier vorstand. Der Capitain der Galiote hatte für sich und einen Theil seiner Mannschaft eine Wohnung auf dem Lande, welche die Gemeinheit unterhalten mußte. In der guten Jahrszeit befuhr dieses kleine Fahrzeug die Küste der Insel, um die Barken zu visitiren, die vom Lande stießen. Alles wurde dem Ptoveditor der Festung berichtet und nach seinen Befehlen angeordnet.

Das Sanitätscollegium von Corfu ernannte jedes Jahr drey Einwohner zu Gesundheitsbeamten; sie stellten die Päffe für die abfahrenden Fahrzeuge aus, visitirten die ankommenden, und standen übrigens ganz unter den Befehlen jenes Collegiums.

Oehl war der einzige Handlungsartikel dieser Insel, und gab dieselben Zölle wie in Corfu.

Die jährliche Oehlernte bestand wie gesagt, in 35,000 Krügen; dies machte den Krug zu eilf Livres oder einem Thaler achtzehn Groschen gerechnet, die Summe von 385,000 Livres. Ein Drittel hiervon gieng für die eigne Consumtion der Insulaner ab; also blieben nur noch nach Abzug des Zolls von 16 Procent, der 1754 Livres, 3 S. 9 D. betrug, 274,913 Livres für die Ausfuhr übrig. Diese besorgten die Eingebohrnen selbst.

Die Summe, welche das nöthige Korn und die andern Artikel kosteten, die aus der Türkey und von Corfu hergebracht wurden, überstieg bey weitem jenen Ertrag

der Ausfuhr. Dieses Deficit mußte also durch andere Erwerbsarten ersetzt werden. Alles benutzte der Parinote, es blieb ihm also nichts weiter zum Verdienst übrig, als seine Felsen. Einige bestanden aus einer weichen Steinart; diese brach er in Quadersteine; aus den härtern fabrizirte er Mühlsteine zu großen und kleinen Mühlen; beyde wurden nach Corfu gebracht. Ein anderer Theil der Einwohner suchte seinen Unterhalt zur See. Andere bebauten den Boden benachbarter Länder, und einige giengen nach Corfu, wo sie kleine Schenkwirthschaften anlegten. Am meisten beschäfftigte sie aber der Schleichhandel mit ihrem Oehl nach dem festen Lande. Hier verkauften sie es sehr vortheilhaft für alle Arten der ersten Lebensbedürfnisse.

Die Sitten, die Erziehung, die Unwissenheit, der Charakter, (ihre größere Thätigkeit ausgenommen) und die Nationaltracht waren ganz dieselben, wie auf der Insel Corfu. Die Frauen wurden aber besser und freyer behandelt, und die Sprache war nicht so sehr mit gräcisirten italiänischen Wörtern angefüllt.

## Von Bucintro.

Vier Seemeilen nördlich von Corfu liegt auf der Küste von Albanien, die kleine Festung Bucintro. Die Schiffe können nur eine Seemeile von derselben ankern, in der Nähe eines Flusses, der von der nördlichen Seite der Landgebirge herabströmt. Seine Mündung ist durch Schilf und andere Gewächse so verengt, daß nur eine Galiote einlaufen kann. Weiter herauf bildet er einen See von drey bis vier Meilen im Umfange, der ebenfalls

voll Schilf und Wassergewächse ist, und sowohl viele wohlschmeckende Fische als auch reichliches Vogelwildpret liefert. Das Territorium von Bucintro erstreckt sich ungefähr drey Meilen weit in Albanien hinein. Es ist beynah gänzlich unangebaut, und bloß mit Brenn- und einigem Bauholz bewachsen, Oehlbäume stehen nur wenige um die Festung. Die Furcht vor den Plünderungen der Albanier verhindert den Anbau. Diese liefern Korn und Vieh nach Bucintro, das von hier nach Corfu geführt wird. Den hier von den Fischern verfertigten Caviar schätzte man sehr hoch; Das Schilfufer und die vielen Sümpfe, die vom Anschwellen des Sees und des kleinen Flusses durch Regen- und Schneewasser um Bucintro herum entstehen, verschlimmern die Luft so sehr; daß im Sommer die Garnison der Festung alle zwey Tage, und im Winter wenigstens alle acht Tage abgelöst werden mußte.

Die Jagd, selbst von großem Wildpret, als von Schweinen, Hirschen u. s. w. war in diesem Gebiete sehr reichhaltig.

Die Festung liegt auf einer Erdzunge, welche sich in den kleinen Fluß hineinzieht. Sie besteht bloß aus einem dreyseitigen Thurme, den die Venetianer nach der letzten Belagerung von Corfu bauten, und in den Ruinen eines vierseitigen Thurms, den die Türken aufgeführt hatten. Der erste ist ungefähr fünf und zwanzig Fuß hoch, und dreyßig auf jeder Seite breit, die Mauer ist beynah zwölf Fuß dick. Auf dem Thurm stand eine Batterie von zwölf metallenen Kanonen. An den drey Ecken sind kleine Gebäude aufgeführt, die in zwey

Stockwerke getheilt sind; in dem ersten standen zwey kleine Kanonen, und die obern waren zu Wohnungen eingerichtet. Das eine dieser Gebäude bewohnte der Gouverneur, und zeichnete sich äußerlich bloß durch einen Balkon aus, der nach dem Fluß hin zeigte. In dem zweyten hielt sich die Garnison auf, und das dritte besaß ein Gesundheitsbeamter, der die Pässe der anlandenden Barken visitirte. In dem Thurm war eine kleine Kapelle, in der alle hohe Festtage von einem Mönch aus Corfu die Messe gelesen wurde. Zur Seite stand eine Bude zum Verkauf allerhand Lebensmittel für die Soldaten, und in der Mitte befand sich das Pulvermagazin. Der Eingang auf die Erdzunge besteht aus einem doppelten Thore, das so niedrig ist, daß man sich bücken muß. Eine sehr enge steinerne Treppe führt auf den Thurm hinauf: und ein zwanzig Fuß breiter Graben umgiebt die ganze Festung. Auf der Seite nach Albanien zu ist noch ein anders Thor mit einer Zugbrücke.

Auf einer Anhöhe am Ufer des Sees, höchstens eine Meile von Bucintro sieht man die Ruinen einer alten Stadt. Diese kostbaren Ueberreste waren sonst für Liebhaber ein Fundort sehr interessanter Alterthümer gewesen: die meistentheils in die Kabinette einiger venetianischen Generäle gekommen sind. Die wenigen Denkmäler der Baukunst, die dem Zahn der Zeit widerstanden, verrathen noch die ehemalige Pracht dieser Stadt. Der Umkreis dieser Ruinen beträgt ungefähr vier Meilen. Man nennt diese Stelle Paleo castro, und Paléopoli. Lage und Ueberreste der Gebäude zeigen sehr deutlich, daß hier Buthrotum die Hauptstadt von Chaonien

gestanden hat, die durch die Thränen berühmt ist, mit denen die unglückliche Andromache, das dem Hektor errichtete Denkmal benetzte.

Dieser Posten stand unter einem Befehlshaber, der alle fünf Jahre vom Senat ernannt wurde. Gewöhnlich war es ein verabschiedeter Offizier, der aber wenigstens den Grad eines Lieutnants haben mußte. Dem General allein legte er von allen Rechenschaft ab. Die ganze Einnahme desselben bestand blos in dem viel Gewinn abwerfenden Verkehr, das er mit den Albaniern treiben durfte, und in den Geschenken der Fischer, die alle unter ihm standen. Die Garnison bestand aus dreyßig Mann. Die Wache, die immer bey den Kanonen des Forts stand, und eine Galiote, oder wenigstens eine Brigantine hielten die Albanier in Respekt, deren Nachbarschaft sehr oft beunruhigende Angriffe veranlaßte. Der Kommandant hatte überdies noch eine Barke zu seinem Befehle.

## Physischer Zustand von Parga.

Ostnordöstlich von der Insel Paxo liegt auf der westlichen Küste von Albanien das Gebiet Parga. Es hat höchstens zwey Seemeilen im Umfange, reicht ungefähr eine halbe Meile tief ins Land hinein, und wird von einer hohen Gebirgskette begränzt, in der sich eine Menge Hügel befindet, die mit Brenn- und Bauholz bedeckt sind. Die Küste bildet an dieser Stelle einen Halbzirkel von ungefähr anderthalb Meilen Ausdehnung: und dieses Gestade wird durch einen hohen Felsen getheilt, der auf der Spitze einer Landzunge steht. Dieser kegelför-

mige Felsen ist auf seinem Abhange mit Häusern bebaut, die aber über das Meer erhaben stehn, so daß die Wellen sie nicht erreichen können. Die Gebäude stehen über einander, sind hoch und haben drey Stockwerke, Die Straßen sind eng und abschüssig. Auf dem Gipfel steht eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, deren Thurm eine Leuchte für die Schiffer trägt. Von der Landseite ist dieser Haufen Häuser mit einer starken Ringmauer umgeben, auf der eine Batterie Kanonen aufgestellt ist. Diese Anstalt heißt die Festung, die wegen ihrer natürlichen Lage keine größeren Werke nöthig hat. Auf der Seeseite werden die Einwohner durch den steilen senkrechten Abhang ihres Felsens geschützt, der gar keine Landung erlaubt.

Der Ankerplatz nimmt nur Barken auf. Zur linken seines Eingangs befindet sich ein Damm, den die Einwohner zur Sicherheit ihrer Barken selbst aufgeführt haben. Es stehen in dieser Gegend zwey kleine Kirchen und zwey Wassermühlen, die das Wasser zweyer Ströme von außerordentlich guter Beschaffenheit bewässert, auch mehrere Baumgärten, in denen viel Citronen und Orangebäume angepflanzt sind. In der Mitte dieser Gärten steht das Landhaus eines Primateno der ersten des Landes; es ist ein hoher Thurm, auf den man auf steinernen Stuffen steigt, und nur durch eine Zugbrücke mit dem Wohngebäude in Verbindung steht. Dergleichen Wohnungen sieht man häufig in der Türkey. Am Ufer giebt es mehrere Magazine.

Das Klima ist hier sehr gesund; die Einwohner sehen daher größtentheils sehr wohl aus, sind stark und

erreichen ein hohes Alter. Die gewöhnlichen Krankheiten bestehen blos in rheumatischen Zufällen und Seitenstechen: die sich durch die freye Lage ihres Wohnorts und durch Erkältungen nach den schweren Arbeiten ihres Ackerbaus leicht erklären lassen.

Von Erdbeben weiß man hier gar nichts. Das kleine Gebiet von Parga ist sehr fruchtbar; es erzeugt Korn, Wein und Oehl; auch verfertigt man Liqueurs. Die beyden letzten Artikel reichen aber nur zum eignen Verbrauch hin.

Vom Wildpret findet man nur Geflügel; aber in reichlicher Menge. Das andere Wild wird durch die Nachbarschaft der albanischen Dörfer verscheucht.

Der Fischfang reicht auch nur für das Bedürfniß der Einwohner zu.

Die Kleinheit des ganzen angebauten Gebiets läßt keine Viehweiden zu. Man hält also blos einige Ochsen zum Feldbau; das andere Vieh bekommen sie von ihren Nachbarn, mit denen ihre Primaten im beständigen Verkehr stehn,

Holz fehlt ihnen auch nicht, sie hauen es in den nah liegenden albanischen Wäldern, und führen davon noch vieles den benachbarten Inseln zu. Bey diesem Holzfällen gerathen sie oft in kleine Kriege mit den Albaniern, die aber nicht von langer Dauer sind.

Die ganze Bevölkerung steigt ungefähr auf 4000 Seelen, von denen der größte Theil auf dem Felsen wohnt: die übrigen leben in dem Dorfe, das rechts vom Abhange des Felsens am Ufer liegt.

### Politischer Zustand von Parga.

Bis zu dem Passarowitzer Frieden, der 1718 zwischen den Venetianern und Türken geschlossen wurde, gehörte Parga zu Albanien; von dieser Zeit erst kam es unter venetianische Herrschaft. Es ist eine Art von Vorposten, die dem Besitzer blos dazu dient, die Operationen des Feindes in Albanien verzögern zu können.

Die griechische Religion war die einzige herrschende, die Popen standen unter dem Bischof von Paravaitia in Albanien, der sie einweihte, und alle Jahr einmal diese Kirche besuchte.

Auch befand sich hier eine kleine lateinische Kirche für den Kommandanten, die Garnison, und durchreisende Fremde; sie wurde von einem Franziskaner Mönch versehen.

Die Regierung von Parga wurde von den Gesundheitsbeamten dem Aufseher über die Lebensmittel und den Syndiken ernannt. Leztere mußten besonders für die Anfüllung eines Kornmagazins Sorge tragen, wozu jeder Einwohner einen kleinen Beytrag lieferte. Unter andern Privilegien genossen die Einwohner noch folgende Vorrechte; sie waren frey von allen Auflagen, Kopfsteuern, Ein- und Ausfuhrzöllen, und hatten die Freyheit Tabak anpflanzen und fabriziren zu dürfen. In den andern Besitzungen der Republik durften sie nur die Hälfte der gewöhnlichen Zölle entrichten. Die Befehlshaberstelle von Parga erhielt allemal ein Adlicher von Corfu, den das Conseil dieses Ortes erwählte, und der unmittelbar unter den Befehlen des Festungsproveditors von Corfu stand. Gewöhnlich war es ein Syndikus oder Gesund-

heitsbeamter der letzten Stadt, oder ein Doktor der Rechte. Die Gemeinheit gab ihm Wohnung und monatlich 100 Livres, was er nebenbey erwarb, mochte sich eben so hoch belaufen.

Dieser Befehlshaber entschied unwiederruflich alle Prozesse, deren Gegenstand nicht über 150 Livres betrug. In Criminalsachen übernahm er bloß die erste Einleitung, die er dem Festungsproveditor von Corfu überschickte, der sie dann durch eine Commission an Ort und Stelle beendigen ließ. Der Kanzler des Befehlshabers wurde vom Regierungsrath von Parga ernannt. Er war schon ein gelehrter Mann, wenn er einige griechische Worte schreiben konnte.

Die Garnison bestand aus einer Compagnie italiänischer Truppen. Sie war in einem Gebäude einquartiert, das noch am Thor der Ringmauer lag, die die Festung vorstellte. Alle Einwohner von Parga waren Soldaten, ohne wie die Cernides der Inseln, in Musterrollen eingeschrieben zu werden. Sie waren fast täglich mit den Albaniern im Handgemenge, um ihre Einfälle abzuwehren.

Die Ausfuhr der albanischen Produkte, die sie allein betrieben, da sie ihre eignen selbst verbrauchten, machte, daß sie sich sehr mit der Schiffart beschäfftigten. Dieser Handel wurde zuweilen durch die kleinen Kriege unterbrochen, die sie mit den Albaniern führten. Nach einigen Flintenschüssen wurden sie jedoch gewöhnlich beendigt.

Den Fahrzeugen dieser Gegend war nicht immer zu trauen; sie waren oft mit Räubern besetzt, die auf schlecht

bewaffnete Handlungsschiffe lauerten, welche, um ihr Verbrechen zu verheimlichen, ins Meer versenkt wurden, nachdem sie die Equipage ermordet und geplündert hatten. Bey ihrem Rückzuge mußten sie oft ihre Beute mit denen theilen, die ihre Unternehmung hätten verhindern sollen.

Der Karakter der Bewohner von Parga hat das stolze und barbarische der Albaner. Das weibliche Geschlecht genoß volle Freyheit. Aber eine Frau, der man eine Galanterie zumuthete, wozu sie nicht Neigung hatte, wartete nicht erst auf die Rache ihres Mannes: ein Stein, ein Messer, oder was sie bekommen konnte, waren dann keine müßige Waffen. Die Kleidung der Männer gleicht so wie ihre Sitten und Erziehung der albanischen und der Tracht von Corfu. Beständig gehen sie bewaffnet. Ihre Befehlshaber, die Ungerechtigkeiten begiengen, wurden von ihnen oft festgesetzt, bis sie auf ihre Klagen in Corfu ihrer Bestrafung gewiß waren.

---

# Zehnter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand von Prevesa, Vonizza und San-Maura.

## Physischer Zustand von Prevesa.

Wenn man von Parga die Küste von Albanien südöstlich verfolgt, so stößt man auf die Mündung des Meerbusens von Arta: wo Prevesa auf der Gränze der türkischen Provinz Xeromero liegt, die bey den Alten Acarnanien heißt. Diese Mündung wird nordöstlich von einem Hügel gebildet, auf dessen Gipfel eine Kirche des heiligen Georgs und eine Windmühle steht, die man sehr weit sehen kann. Die Schiffart in dieser Meerenge erforderte wegen der vielen Untiefen große Aufmerksamkeit, und deshalb unterhielt hier die Republik einen Piloten, der die Fahrzeuge regieren mußte, wenn sie an der Mündung ankamen, und ihr Capitain ihm das gehörige Zeichen mit einem Kanonenschusse gegeben hatte. Gut wäre es gewesen, wenn man auch ein Nachtfeuer angebracht hätte.

Wenn man den erwähnten Hügel umfahren hat, so erblickt man sogleich die Häuser von Prevesa, die alle längs der Küste erbaut sind. Sie sind nicht sehr hoch, und beynah alle von Backsteinen aufgeführt, die von einer röthlichen Erde in der freyen Luft getrocknet werden.

Die Gestalt des Gebiets von Prevesa ist beynah dreyeckig, und hat ungefähr fünf Meilen im Umkreis. Die Gränzen hatte der Passarowitzer Frieden bestimmt.

Die Rhede von Prevesa beträgt in der Länge anderthalb, und in der größten Breite eine Meile. Schiffe von jedem Range können hier ankern, und werden von den beyden Anhöhen Chiefalo und Scafidachi gegen die Winde geschützt. An der nordöstlichen Seite dieser Rhede giebt es einen kleinen Hafen, ganz nahe am Lande, der wegen seiner Tiefe Vathi heißt. Er dient nicht blos zum Ausbessern, sondern auch zur Erbauung ganz neuer Fahrzeuge von jeder Größe, nur nicht zu Kriegsschiffen, wozu er zu klein ist. Zwischen der Burg von Prevesa und diesem kleinen Hafen befindet sich auf der Küste eine süße Quelle, die Megalivrisi oder der große Brunnen heißt.

Nicht weit von der Burg bildet im Winter der Zusammenfluß der Gewässer, und der Schnee von dem albanischen Gebirge einen kleinen Fluß, der sich ins Meer ergießt, und zwey Wassermühlen in Bewegung setzt.

Die Nachbarschaft des mit Schnee bedeckten albanischen Gebirges, die Moräste und viele seichte Stellen des Meerbusens von Arta erzeugen eine sehr ungesunde Luft. Der oft schnell eintretende Nordwind nöthigt die Einwohner, selbst in der größten Sonnenhitze sich warm zu kleiden. Verkältungen und Brustflüsse sind daher sehr gemein.

Zuweilen empfindet man Erdstöße, gewöhnlich sind sie aber nur eine Folge von den Erschütterungen, die San-Maura erleidet.

Das Gebiet von Prevesa war damals, als die Republik es besetzte, ganz mit Bauholz bedeckt: und der Senat hatte zur Erhaltung dieser schönen Quelle an Schiffsmaterialien, den neuen Einwohnern, denen er Land zum Anbau anweisen ließ, aufs schärfste verboten, Bäume zu fällen; auf allen war das Zeichen des heiligen Markus eingehauen. Dessen ungeachtet haben aber die Prevesaner, die von dem kleinen Lande, was ihnen angewiesen war, nicht leben konnten, nach und nach diesen Wald auf eine listige Weise gefällt, und so ihren Aufenthalt, außer den übrigen Vortheilen auch gesunder gemacht. Es ist nur noch ein kleines Gehölz übrig geblieben, das wahrscheinlich ein gleiches Schicksal erfahren wird.

Da der Boden wenig zum Kornbau, sondern mehr zur Baumzucht geeignet war, so haben die Einwohner Oehlbäume angepflanzt; deren gutes Fortkommen die Mühe des Anbaues bald reichlich belohnte. Die Pflanzungen geschehen im April und May. Man nimmt einen Oehlbaum von anderthalb Fuß Höhe, beraubt ihn seiner Blätter, pfropft ihn in dem Augenblick, wenn man ihn gepflanzt hat, und bedeckt ihn dann mit Erde. Der Baum fordert nun weiter keine Pflege, als daß man ihn, wenn er Blätter treibt, gegen die Gefräßigkeit der Thiere, mit einem Zaun sichern muß. Die Prevesaner sammeln mit größerer Sorgfalt, als auf andern Inseln geschieht, die Früchte zur rechten Zeit zum Pressen, und daher

kommt es, daß ihr Oehl an Geschmack und Weiße bey weitem alles übrige Oehl übertrifft, das in den andern venetianischen Besitzungen zubereitet wird. Noch erzielen sie aber nicht mehr: als sie selbst brauchen.

Die andern Fruchtbäume, als Citronen, Orangen u. s. w., gedeihen hier auch sehr gut. Ein Stamm von einem Fuß Höhe, der ohne alle Zubereitung gepflanzt wird; trägt am Ende zweyer Jahre schon Früchte. Sie sind aber gewöhnlich von einem sehr faden Geschmack. Dies ist auch der Fall mit den Rosinen, und darum legen sie sich auch nicht auf den Weinbau, und holen lieber ihren Wein von Arta und San-Maura.

Kräuter wachsen im Ueberfluß. Das Gemüse sieht schön aus, hat aber sehr wenig Saft. Diese Unschmackhaftigkeit kommt wahrscheinlich vom Brunnenwasser, mit dem man es bewässert, und von dem sandigen Boden her. Es reift hier übrigens wie auch die Baumfrüchte eher, als auf den Inseln.

Das Korn von Prevesa läßt sich nicht lange aufbewahren, und giebt ein sehr schwammiges und etwas schwärzliches Brot. Der türkische Waizen ist zwar von sehr guter Beschaffenheit, wächst aber ärmlich.

Die Jagd liefert in allen Jahrszeiten reiche Beute; Hasen und ander Wildpret im Winter; so wie auch Schweine, Hirsche und andere Thiere, wenn man etwas ins türkische Gebiet hinein geht. Im Sommer fängt man alle Sorten von Flügelwildpret.

Der Prevesaner hat Ueberfluß an Fischen von aller Art und gutem Geschmack; daher verkauft er auch viele derselben frisch und eingesalzen an seine Nachbaren;

einige räuchert er, und verfertigt auch sehr guten Caviar.

Von Vieh befinden sich hier nur kleine Ziegenheerden, aus deren Milch man Käse zubereitet: sonst giebt es nur noch eine gewisse Anzahl Lastvieh und Zugochsen. An Weiden fehlt es aber nicht. Das nöthige Schlachtvieh bekommen sie von den Türken.

Ihr Salz erhalten sie aus den Salinen von San-Maura.

Außer der Burg von Prevesa giebt es keine andere Wohnungen, weil die Nähe der Albanier den Aufenthalt auf dem Lande unsicher macht.

Die Volkszahl soll sich auf sieben bis achttausend Seelen belaufen.

## Politischer Zustand von Prevesa.

Der Meerbusen von Prevesa hieß bey den Alten Sinus Anactorius, von der nahgelegenen Stadt Anactorium; und der von Arta, Sinus Ambracius. Die erste Zeit, wo man gewisse Nachricht hat, daß das Gebiet von Prevesa anfieng bewohnt zu werden, scheint nicht über die Gründung der benachbarten Stadt Nicopolis hinaus zu gehn: die als Denkmal des Sieges bey Actium von den Römern erbaut ward. Die Stadt Prevesa liegt kaum eine Meile weit von den Ruinen jener alten Stadt. Diese Nähe und die Antiken aller Art, die man hier noch täglich findet, haben einige neuere Geographen zu der irrigen Meynung verleitet, daß Prevesa auf einen Theil dieser alten Stadt erbaut wäre. Sie wurde theils vom Erdbeben, und nachher von den Barbaren zerstört.

Mehrere Jahrhunderte nach ihrer Vernichtung wurde erst Prevesa aufgebaut.

Nicht weit von dem Hafen Vathi findet man noch unzählige Ruinen, an denen man die kostbaren Spuren alter Baukunst und Bildhauerarbeit erkennt, die unsern Künstlern zum Muster diente. Eben so hat man auch in Prevesa interessante Antiken, Medaillen, Cameen, Vasen und Inschriften gefunden; die meistentheils in die Kabinette verschiedener venetianischer Gelehrten und Liebhaber der Alterthümer gekommen sind. Erst vor ungefähr zwanzig Jahren machte ein Hirt eine Entdeckung, die der Aufmerksamkeit werth ist. Er stand auf seinen Stock gelehnt, als sich der Boden unter ihm senkte, und er mit Hülfe eines andern Landmannes ein steinernes Grabmal entdeckte. Sie fanden in demselben eine Menge Medaillen, Goldmünzen, ein Götzenbild von demselben Metall und mehrere Ringe, deren Steine aber von wenigem Werthe waren. Der Gouverneur bemächtigte sich dieses Fundes, nachdem er die Entdeckung erfahren hatte, und ließ weitere Nachsuchungen anstellen, die aber vergeblich waren. Noch heut zu Tage finden die Landleute beym Ackern Medaillen, Gold,= Silber= und Kupfermünzen, Cameen und geschnittene Steine, worunter sich oft sehr kostbare Stücke finden.

Nicht weit vom Hafen Vathi sieht man noch ein ganz unversehrtes steinernes Grab, das bleyfarben aussieht. Es ist sechs Fuß lang, und zwey Fuß breit und tief. Die Trauervasen, Thränen und Aschenkrüge, die man aus ihm herausgenommen hat, waren aus einer röthlichen, sehr harten Erde verfertigt.

Auf der einen Seite des Grabes stand folgende Inschrift.

ΚΟΡΝΗΛΙΑ
ΘΕΟΝΙΕ
ΕΤΩΝ ΕΞΕ
ΣΙΛΒΑΝΟΣ ΣΙΟΥ
ΥΙΟΣ ΕΤΩΝ ΟΖ ΧΑΙΡΕ.

Cornelia, Tochter des Theon, alt 65 Jahr;
Sylvanus, Sohn des Sius, alt 76 Jahr,
Heil!

Dieses Denkmal scheint nicht über die Zeiten der Römer hinauszugehn.

Als die Türken noch Herren von Prevesa waren, haben sie hier eine Festung gebaut, die ganz der von San-Maura gleicht, aber nicht von gleichem Umfange ist. Ihre Mauern waren ungefähr eilf Fuß dick, und von einem sehr harten Stein aufgeführt, in der Mitte hätte man einen großen Thurm errichtet, der zum Magazin für die Munition diente. Dieses Fort beherrschte eine weite Ebene, die sich nach und nach zu einem Hügel erhob. Die Untiefen erlaubten den Fahrzeugen nicht, sich der Küste zu nähern: eine Landung war daher sehr schwer zu unternehmen.

Als Venedig durch den Passarowitzer Vertrag in Besitz von Prevesa kam, bestanden die hier befindlichen Wohnungen aus sechzig kleinen Hirten und Fischerhütten, die mit Stroh bedeckt waren, und aus zwey oder drey besser gebauten Häusern. Der Frieden, die Handlung

des Meerbusens von Arta, und der Fischfang machten, daß nach und nach viele Anführer der griechischen Truppen aus den benachbarten türkischen Ländern flohen, und sich auf diesem Gebiete mit ihren Familien niederließen. Viele Vornehme sind ihrem Beyspiele nachgefolgt. Diese Einwanderungen dauern noch heut zu Tage fort, vermehren die Bevölkerung von Prevesa, und geben Hoffnung, daß es einst eine ansehnliche Stadt werden kann.

Die Prevesaner standen seit der Zeit der venetianischen Herrschaft unter dem Bischof von Arta und Lepanto. Jedes Jahr besuchte der Prälat die Kirchen von Prevesa. Die venetianische Regierung schickte ihm zu seiner Reise eine Brigantine, und erwies ihm alle mögliche Freundschaftsdienste. Gegen die Popen war er sehr streng, und erpreßte von ihnen unter allerhand Vorwänden viel Geld. Die Repräsentanten der Republik duldeten dies nicht allein, sondern waren ihm dazu auch behülflich; weil man gern seine Freundschaft zu erhalten suchte, da sie wegen seines Ansehns bey den Albaniern von großem Nutzen seyn konnte. Er besaß das Recht, am Weihnachtsfest drey Gefangenen die Freyheit schenken zu können, nur mußten sie nicht Todesverbrecher seyn.

Diese Befreyung brachte ihm immer einiges Geld ein. Bey seiner Ankunft in Prevesa brachte er dem Gouverneur jedesmal Wachslichter, Kälber, Hüner, Tobak und türkische Pfeiffen zum Geschenk mit.

Die Primaten von Prevesa bilden ein Collegium, das die Municipalbeamten erwählte. Sie versammelten sich dazu in einer Kirche, nachdem der schlechte Saal,

der ihnen gehört hatte, und an der Festung lag, in eine Art von militairischem Hospital war verwandelt worden.

Der Gouverneur dieses Orts, der jedesmal ein venetianischer Edelmann war, und alle zwey Jahr vom Senat ernannt wurde, hing gänzlich von den Befehlen des Proveditor von San-Maura ab. Er hatte zwey Kanzler unter sich, der eine gab sich mit den Criminalsachen ab, die ihm aber nicht viel Mühe verursachten, da sie gewöhnlich mit Geld abgemacht wurden. Als Faktor des Proveditors erwarb er sich auch ein gutes Nebenverdienst. Der andere Kanzler besorgte die Civil- und Staatsgeschäfte, führte die Correspondenz, und stellte die Pässe für die Handlungsbarken aus.

Von der alten Festung, die nah an der Mündung des Hafens stand, und 1701 von den Venetianern zerstört wurde, sind nur noch einige geringe Ueberbleibsel zu sehen. Die Türken bauten sie nachher eine halbe Meile tiefer ins Land hinein.

Sie besteht aus einem viereckigten Wall, der mit Pallisaden von Eichenstämmen umgeben war, von denen aber viele in die Küche der Proveditoren gekommen sind, die mehr für diese, als für die Sicherheit des Landes besorgt waren. Ringsherum geht noch ein Graben, der nicht sehr tief ist und nie Wasser enthält. Die beyden Spitzen dieses Forts, die den Flecken und den Hafen beherrschen, sind mit zwey Bastionen versehen, auf denen zwey Batterien von schweren Canonen errichtet sind; viele von ihnen waren so wie die Stücke, die auf dem Wall standen, gar nicht montirt. Zwischen diesen beyden Bastionen liegt das Thor des Forts, das immer offen stand,

und nie einen Mann Wache hatte. Im Innern wohnte der Proveditor und die Besatzung, die aus acht Soldaten und einem Unteroffizier bestand. In einem andern kleinen Gebäude hielten sich vier Artilleristen auf, zugleich diente es auch zum Magazin für Kriegsbedürfnisse. Noch waren hier drey Brunnen und eine lateinische Kirche, deren Gottesdienst von zwey Franziskanermönchen auf Unkosten der Republik besorgt wurde.

Zur Bewachung des Hafens diente eine Galiote und eine oder zwey Brigantinen; erstere war mit funfzig slavonischen Soldaten und einem Capitain, jede der lezten mit funfzehn bis achtzehn Mann besetzt. Man gebrauchte diese Soldaten auch zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe auf dem Lande. Diese kleinen Fahrzeuge kreuzten auch abwechselnd im Meerbusen von Arta und beschützten die Handlungsbarken, die dahin fuhren. Diese Schifffahrt wurde oft von türkischen und selbst noch öfter von prevesanischen Seeräubern gefährdet, deren Verbrechen die Regierung ungestraft hingehen ließ. Die Republik unterhielt auch beständig zwey Detaschements griechischer Truppen, jedes von vier und zwanzig Mann, welche die Gränzen gegen das türkische Gebiet bewachen mußten. Wurden die feindlichen Angriffe der Albanier für Prevesa beunruhigend, so eilte der Proveditor von San-Maura mit einer Verstärkung von italiänischen und sklavonischen Truppen herbey. Diese kleine Kriege waren niemals von Dauer oder blutig. Die Prevesaner die ihren Wohnsitz zu San-Maura aufgeschlagen hatten, mußten sich bey diesen Vorfällen an das kleine Hülfs-

corps anschließen; nur unter dieser Bedingung war es ihnen vergönnt hier zu wohnen.

Der Prevesaner zieht aus seinem Boden kein Produkt, das er verhandeln, oder an seinen Nachbar gegen andre Waaren umtauschen könnte. Alles was er gewinnt, braucht er selbst, und das erste Bedürfniß, das Korn, fehlt ihm sehr. Was ihn dafür entschädigt und noch überdies reinen Gewinn bringt ist erstlich der reiche Fischfang und dann besonders der Transporthandel. Dieser wird mit vieler Thätigkeit betrieben und ist sehr einträglich, ob er gleich nur auf Barken geschieht, und sich nur auf die Küstenländer und nahe liegenden Inseln beschränkt. Sie führen den Albaniern ausländische Waaren und Luxusartikel zu, und führen dafür deren natürlichen Produkte nach andern Ländern.

In ihrem Karakter, in ihren Sitten und Gebräuchen, gleichen sie sehr ihren Nachbaren. Von diesen nehmen sie auch viele Wörter in ihrer Sprache, die eigentlich die griechische ist, auf. Ihre Tracht ist beynah ganz albanisch. Albanier waren auch die ersten Ansiedler dieser Gegend, und sie haben trotz der Veränderung ihrer Herren, dieselben Neigungen und Gewohnheiten beybehalten.

Die Frauen genießen die Annehmlichkeiten der Freyheit; sie theilen mit ihren Männern die geselligen Vergnügungen des Lebens, und sind viel sanfter als die von Parga.

Albaniens Handel über Prevesa.

Die Lage von Prevesa an den Küsten von Albanien und am Eingange des Meerbusens von Arta macht diesen Ort zu einer Niederlage türkischer Waaren sehr geschickt, und dies Verkehr hätte für die Republik Venedig vortheilhaft werden können, da sie hier keinen Rival zu befürchten hatte. Durch diesen Handel konnten ihre Inseln Produkte erlangen, an denen die Einwohner ihre Talente hätten üben können, und wodurch denn gewiß Künste und Industrie unter ihnen in Aufnahme gekommen wären. Die unterdrückende und falsche Politik von Venedig fand es aber nicht für gut die dazu nöthigen Handlungsverbindungen mit den türkischen Ländern einzugehn: sie suchte blos die nahen Paschas bey friedlichen Gesinnungen zu erhalten, damit sie gegen ihre Besitzungen auf dem festen Lande nicht feindselige Pläne entwerfen möchten, und die für die Insulaner nöthige Ausfuhr der ersten Lebensbedürfnisse aus Albanien ungestört erlaubten.

Aus einer gewissen Unthätigkeit ließ es also die Republik geschehen, daß sich andre Mächte dieses so wichtigen Handels bemächtigten, der für sie viel vortheilhafter gewesen wäre. Die Mittel, welche die besten zu der Errichtung dieser neuen Handelsetablissements mit vielem Glück anwendeten, waren nicht allein das Studium der Landesprodukte, und der Bedürfnisse der Einwohner von Albanien; sondern auch das Studium des Karakters und der politischen Maximen der verschiedenen Paschas, die dieses Land beherrschten, und besonders ihre Einmischung in die Streitigkeiten und Verhältnisse, in denen sie unter sich, oder mit der ottomanischen Pforte

standen. Auf diesem Wege erhielt Frankreich die vielen Handelsverbindungen mit diesen verschiedenen Ländern, und so erhielt zum Beyspiel noch Spanien, durch die Aussöhnung der Pforte mit dem mächtigen Pascha von Skutari, von diesem leztern große Begünstigungen. Dieses einzige Mittel zur Errichtung fester und vortheilhafter Handelsverbindungen vernächlässigte Venedig gänzlich. Es bemühte sich gar nicht durch reelle Dienste die Freundschaft dieser Paschas zu erhalten, und konnte daher von ihnen auch keine Begünstigungen erwarten.

Der Handel, den Frankreich mit Albanien führte, erstreckte sich blos auf Bauholz für das Arsenal von Toulon. Anfänglich geschah er durch griechische Kaufleute, die mit dem Minister der Marine einen Handel schlossen, und Vorschüsse erhielten. Ihr Gewinn erregte bald die Conkurrenz der Kaufleute von Marseille; sie schlugen den Ministern vortheilhaftere Bedingungen vor, und erhielten von diesen nicht allein ansehnliche Vorschüsse, sondern auch Zimmerleute aus dem Arsenal von Toulon. Diese neuen Entrepreneurs wählten sich Durazzo zum Etablissement und Aufenthaltsort. Ihre ersten Unternehmungen giengen glücklich; nachher aber legten ihre Nebenbuhler die griechischen Kaufleute, durch allerhand Intrigen ihnen viele Hindernisse in den Weg. Auch fuhren sie fort in denselben Wäldern Holz zu fällen, das sie nach Neapel und Maltha versandten.

Durch diese Nebenbuhler stieg der Preis, den man den verschiedenen Paschas, in deren Gebieten die Wälder lagen, für die Erlaubniß des Fällens zahlen mußte. Man konnte sich auf ihr Wort nie verlassen; der geringste Vor-

wand diente ihnen zur Brechung ihres Worts, und man mußte wieder eine größere Summe bewilligen. Die bewaffneten Albanier, die man zur Wache für die Sicherheit der Arbeiter beym Fällen und Bearbeiten des Holzes brauchte, vermehrten die Unkosten noch mehr. Wie man an den Küsten keine schickliche Wälder mehr fand, so wandte man sich zwar in das Innere des Landes; der Transport war aber so kostspielig, daß man diesen Holzhandel bald ganz aufgeben mußte.

J. B. Lasalle, Vorsteher eines der größten Handlungshäuser von Marseille, ein äußerst thätiger und spekulativer Kopf faßte den Plan diesen für Frankreich so wichtigen Holzhandel mit Albanien wieder herzustellen. Er verschaffte sich durch die französische Regierung und ihre Consuls Addressen an die Paschas dieser Länder, und reiste 1784 von Marseille ab, um den schicklichsten Ort für diesen Handel, den er ins Große zu führen gedachte, auszusuchen. Prevesa entsprach am besten seinen Unternehmungen. Hier ließ er sich nieder und suchte nun durch alle mögliche Mittel und von seiner Regierung unterstützt, den Pascha von Janina, Ali zu seinem Freunde zu bekommen, in dessen Wäldern von Xeromero er das Bauholz fällen und bearbeiten wollte. Sein großer Geist und seine unermüdete Thätigkeit siegte über alle Hindernisse und Unglücksfälle, die er erlitt. Seine Unternehmung gieng so glücklich von statten, daß er nicht allein mit einigem Gewinn Bauholz nach Frankreich schickte, sondern daß er auch in dem Hafen Vathi ordentliche Schiffswerfte und ein großes Magazin anlegte. Die dazu erforderlichen Materialien erhielt er durch seine Ver=

bindungen aus den Magazinen von Corfu. Das Auslaufen einer ansehnlichen Fregatte von seinem Stapel setzte seine schon immer an seinem Untergang arbeitenden Neider und Feinde in Feuer, unter denen sich auch Venedig befand. Alles wurde angewandt ihm die Unterstützung des Paschas Ali von Janina zu entziehen; aber vergeblich. Endlich wurde Lasalle im August 1792 auf der Straße nicht weit von seinem Hause in Prevesa durch zwey Pistolenschüsse ermordet. Das Benehmen der venetianischen Regierung bey diesem Vorfall bestärkt nur allzusehr den Verdacht, daß sie bey diesem Morde mit im Spiel war.

Der Tod dieses großen Mannes setzte dem glücklichen Erfolg seiner großen Staats- und Handlungsunternehmungen ein Ende. Seine Anlagen blieben wie verlassen in den Händen zweyer jungen Leute, die seine Gehülfen gewesen waren, und deren Unerfahrenheit die Kenntnisse und Thätigkeit des verlornen Aufsehers nicht ersetzen konnte. Der eine, der mit Lasalle verwandt war, glaubte sich nicht mehr sicher, und begab sich in ein französisches Comptoir in der Levante. Sein Gefährte blieb allein zurück; er war nichts weiter als ein Aufseher über die Besitzung in Vathi; die sich täglich ihrem Verfall immer mehr näherte.

---

## Eilfter Abschnitt.

### Zustand von Vonizza.

Das Vorgebürge Scafidachi gegen Norden von Prevesa und das Cap Chiefalo, bilden den Paß, durch den man in den Meerbusen von Arta einfährt. Hat man diese Fahrt zurückgelegt, so erblickt man bald Vonizza. Dieser Ort liegt zwey und eine halbe Meile hinter dem Paß, und beynahe vier von Prevesa.

Dies Gebiet gränzt an die türkische Provinz Xeromero, die sonst Acarnania hieß. Seine Gränze ist auch nach dem passarowitzer Frieden durch venetianische und ottomanische Comissarien berichtigt worden. Man kam hier wie bey Prevesa darin überein, daß der Lauf eines Pferdes, während einer Stunde nach den verschiedenen Richtungen des Windes, die Gränzen bestimmen sollte. Es durchlief ungefähr 25 italiänische Meilen, und dies ist der wirkliche Umfang dieses Gebiets.

Eine halbe Meile östlich von der Festung erhebt sich eine kleine Insel aus dem Meere die höchstens eine Meile im Umfang hat; sie ist angebaut und hat eine Kapelle.

Außer der, Rhede von Vonizza giebt es hier keinen Ankerplatz. In jener kann man sich leicht mit Wasser versehen, da die Ströme vom Gebürge von Xeromero sich hier ins Meer ergießen. Der beträchtlichste, der zu Paradissi entspringt, ist der alte Verdas; er

fällt gleich hinter der Festung in die Rhede von Vonizza; und treibt mehrere Mühlen, auf denen nicht allein die hiesigen Einwohner, sondern auch die von Prevesa ihr Getreide mahlen. In seinem Wasser wäscht man auch die Wolle, aus der man die großen Decken verfertigt, die Schiavine genennt werden.

Am Fuß eines Berges der im Hintergrunde der Bucht von Vonizza liegt, entspringt eine sehr reiche salzige Quelle, deren heilsame Kräfte man noch nicht untersucht hat. Man findet in dieser Gegend noch mehrere dieser Art.

Die Erdbeben sind hier selten und werden nur dann verspürt, wenn die Insel San-Maura starke Erschütterungen erlitten hat.

Das Klima von Vonizza ist sehr ungesund und für die Fremden gefährlich. Die verdorbene Luft rührt von den Untiefen, Morästen und Sümpfen her, die sich hier in großer Menge befinden. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind dreytägige Fieber, die sich schwer heilen lassen, und mit Verstopfungen endigen. Die Einwohner sehen daher auch sehr ungesund aus und sind im Herbst, wenn sie sich nicht recht gut verwahren, häufig den Schlagflüssen ausgesetzt. Außer der Luft soll auch das Wasser, dessen sich die weiter ins Land wohnenden Einwohner bedienen, zu diesen Krankheiten beytragen. Sie schöpfen es aus kleinen Bächen, deren Ufer mit Platanen bewachsen sind. Im Herbst fallen ihre Blätter, die mit einer Art feiner Federchen bedeckt sind, ins Wasser, und dadurch soll es verderben.

Das Gebiet von Vonizza besteht aus einer ziemlich ausgedehnten Ebne, die von der Festung und von einigen andern weniger beträchtlichen Bergen beherrscht wird. Die Erde ist fruchtbar, aber die Anzahl Einwohner reichte nicht zur Kultur hin. Sie beschränkten sich blos auf das Getreide, dessen sie bedurften. Der türkische Waizen wächst sehr üppig, wahrscheinlich wegen der vielen Bäche, die das Land bewässern. Weinbau treiben sie gar nicht, auch ziehen sie fast gar keine Obstbäume. Oehlbäume könnten sie leicht ziehen, da man in den Gehölzen herum eine Menge wilde findet, die man blos pfropfen dürfte. Gemüse wird auch wenig angepflanzt, alle diese Bedürfnisse holen sie sich von San-Maura. Beynah alle Hügel sind mit Waldungen bewachsen, in denen sich Holz zum Häuser- und Schiffbau findet. Die Thäler sind voll von Platanen, Weiden und andern Bäumen, die einen feuchten Boden lieben.

Die Beschaffenheit des Bodens und der wenige Anbau desselben macht, daß die Vonizzaner reich an Weiden sind. Sie halten deshalb Kühe, Schaafe, Ziegen, Büffel und Schweine; deren Produkte, als Wolle, Häute, Butter und Käse sie nach S. Maura fahren, und dafür ihre fehlenden Bedürfnisse eintauschen.

Die Butter und der Käse, sind wegen der geringen Sorgfalt, die man auf ihre Zubereitung verwendet, sehr schlecht. Vor ungefähr funfzig Jahren unterhielt hier die Republik ein kleines Corps Kavallerie.

Die Jagd ist an Thier- und Flügelwildpret reich. Der Vonizzaner hält aber bloß wilde Schweine, Hirsche und Füchse eines Schusses werth.

Die Küsten haben auch Fische und Muscheln von allen Arten im Ueberfluß; jene sind aber gemeiniglich von keinem guten Geschmack; wahrscheinlich kommt dies von den vielen stehenden Gewässern her, in denen sie sich nähren. Die Vonizzaner brauchen daher auch nur zwey oder drey schlechte Kähne zum Fischfang.

Die ganze Volksmenge soll nur in 2000 Seelen bestehn, die in vier Dorfschaften leben.

Das erste Dorf heißt Mirtassi und ist auf der Erdzunge gebaut, welche die eine Küste von der Bucht Vonizza bildet, und der Festung gegen über liegt. Dieses Dorf enthält ungefähr dreyßig Häuser, oder vielmehr Hütten mit Strohdächern, außer einigen, die mit Ziegeln gedeckt sind. Darin befindet sich das griechische Mönchskloster, das Santa Veneranda genennt wird, dem dies Dorf gehört. Die Mönche hängen von dem Kloster der heiligen Jungfrau ab, das auf einem Felsen des zwischen Vonizza und Arta gelegenen Meerbusens steht. Dieser Felsen heißt Coronisi und gehört den Türken. Das Territorium von Mirtassi ist von allen Abgaben frey.

Das zweyte Dorf heißt die Burg; es ist das größte, und liegt unter der Festung gegen Ostsüdost. Es zählt vier und zwanzig Häuser, von denen einige zwey Stockwerk hoch sind; auch giebt es hier einige Fleischer und Handwerksbuden.

Das dritte, Bucali, liegt von jenem eine Viertelmeile entfernt an der Küste, und enthält ungefähr vierzig schlechte Hütten.

Das vierte steht auf der kleinen Landspitze, die unmittelbar von der Festung nach der Küste des Hafens

führt. Es heißt die verschlossene Burg, weil es von dem einen Flügel der Festung bis zum Hafen mit einer Mauer umgeben ist; in der sich ein Thor befindet, das des Nachts geschlossen wird. In diesem Dorfe findet man noch die besten Häuser, sonst hielten sich hier auch einige venetianische Offiziere auf. Hier wohnte der Stellvertreter des Proveditors, sein Haus lag auf der Spitze des Dammes, an dem man landete. Nicht weit davon stand eine lateinische Kirche und ein Barfüßer Convent. Es wohnte aber nie mehr als ein einziger Mönch darin, der von der Republik seinen hinlänglichen Unterhalt bekam. Auch befand sich hier eine kleine griechische Kirche der heiligen Jungfrau gewidmet.

Die Festung Vonizza ist ein längliches Viereck, mit ziemlich starken Thürmen und Bastionen versehen, die aber nicht sehr im Stande gehalten wurden. Sie hatte zwey Ausgänge, einer führte nach der großen der andre nach der geschlossenen Burg. Die wenigen eisernen und metallenen Kanonen, die aufgestellt waren, hatten keine Lavetten, und die meisten konnten gar keinen Dienst mehr leisten. Alle die Gebäude, welche die Festung umschloß, als die Casernen für die Soldaten, die Magazine und die Wohnung des Proveditors und der Offiziere, waren gänzlich eingefallen, nichts war mehr übrig als die Mauern. Diese Festung könnte nach ihrer glücklichen Lage sehr von Bedeutung und der Schlüssel vom Meerbusen Arta seyn. Sie bestreicht das Meer und die Ebne, wird von keinem nahen Berg beherrscht, und ist weitläuftig genug, um eine starke Garnison aufnehmen zu können. Der Man=

gel an türkischen Festungen in der Nähe macht sie noch wichtiger.

### Politischer Zustand von Vonizza.

Die Einwohner von Vonizza bekennen sich sämmtlich zur griechischen Kirche; ihre Popen standen unter dem Bischoff von San Maura. Zur römisch katolischen Kirche hielten sich blos die Gouvernementspersonen und die Garnison.

Der Proveditor, der hier die Regierung führen mußte, war immer ein venetianischer Edelmann, den der Senat ernannte, und der eben so wie der von Prevesa unter den Befehlen des Proveditor von San-Maura stand. Seine Stelle ward alle zwey Jahre von neuem besetzt. Außer seinem Gehalte genoß er noch einige kleine Rechte, die erst nach und nach durch alten Gebrauch gesetzlich geworden waren. Sie bestanden in kleinen Abgaben von allen Waaren, die man aus dem Hafen Vonizza ausführte. Ferner mußten ihm die Einwohner wöchentlich ein vierspänniges Fuder Holz liefern, und einen Bedienten halten. Endlich mußte ihm jeder Eigenthümer einer Heerde jährlich ein Schaaf, und jeder Vornehme des Landes ein Paar Kapaunen und einen Kuchen schenken.

Die Garnison bestand aus acht Soldaten und einem Unteroffizier. Die Kranken brachte man zu Wasser in das Hospital von Maura.

Vor zwölf Jahren hatte man hier auch eine Regierung errichtet, wie zu Prevesa. Sie versammelte sich bey dem Proveditor und ernannte durch Stimmenmehrheit die Municipalbeamten.

Eine schlechte Hütte, die auf dem Landungsdamm stand, diente zum Versammlungsort der Gesundheitscommissarien.

Der Zoll war dem Zöllner von Maura verpachtet, und wurde von einem seiner Gehülfen eingenommen.

Die Einwohner von Vonizza sollen einen fähigern und lebhaftern Verstand haben als die Einwohner von Prevesa. Da ihre Anzahl aber so klein ist, so können sie sich mit nichts weiter, als mit dem Landbau beschäfftigen, und ihr ganzer Handel besteht blos in der Ausfuhr ihres überflüßigen Getreides und Viehes. Ihr Karakter ist sehr sanft, und besonders zeichnet sich diese Sanftheit bey dem weiblichen Geschlechte aus. Alle diejenigen welche von Thiaqui und Cephalonien fliehen, um in San-Maura eine Freystätte zu suchen, empfangen so wie die durchreisenden griechischen Mönche die freundlichste Aufnahme und Unterstützung. Ihre Geistlichen versehen sie auf das reichlichste mit allem, was sie selbst besitzen. Ihre Kost ist sehr frugal und besteht meist nur in einem großen Brote von türkischem Korn. Sie breiten dasselbe auf ein Kohl- oder anderes großes Blatt aus, damit es sich nicht an die Backschaufel anhängt, wenn sie es in den Ofen schieben.

Ihre Tracht ist beynahe albanisch. Die Beamten zeichneten sich durch ein langes Kleid, eine gestreifte Jacke und durch einen runden, oder aufgeschlagenen Huth aus, den sie auf ihre rothe Kappe stürzten. Die übrigen trugen eine weiße Kappe, einen Mantel, und ihr Hemde

hieng über die Beinkleider. Die Frauen kleiden sich hier wie zu Prevesa; nur hängt ihr langes Tuch, womit sie sich den Kopf bedecken, hinten bis auf die Beine herab.

Durch die Anfälle der Albanier, zu denen sich auch Räuber aus Prevesa und selbst aus Vonizza gesellen, werden sie oft beunruhigt, geplündert, und ihrer Heerden beraubt. Haben einige von ihnen das Unglück in die Gefangenschaft dieser Räuber zu fallen, so werden sie zu Sklaven gemacht, und auf das grausamste behandelt. Man bindet sie in den entfernt liegenden Wäldern an Bäume, und martert sie so lange, bis sie in Briefen ihre Eltern oder Verwandte bitten, die geforderte Summe zur Freylassung zu bezahlen. Kommt diese nicht bald, so schneiden sie dem Gefangenen die Nase oder ein Ohr ab, und schicken dies seinen Angehörigen zur Erinnerung an die Bezahlung. Erhalten sie eine abschlägige Antwort, so stillen sie ihre Rache durch den Tod des armen Schlachtopfers. Erhalten sie die geforderte Summe, so lassen sie den Gefangenen frey; und glauben die verübte Grausamkeit dadurch wieder gut zu machen, daß sie ihm den Bart scheeren.

Die Republik unterhielt hier eine Compagnie von vier und zwanzig Mann Landtruppen, die Armatolier genannt wurden, sie waren dazu bestimmt, die Einfälle der albanischen Räuber abzuwehren, Da diese Armatolier selbst Land- und Heerdenbesitzer waren, so verrichteten sie, aus Furcht vor der Rache der Räuber, selten ihren Dienst. Ihr Befehlshaber war der Commandant von Prevesa.

Vonizza ist das Anactorium der Alten, von dem nur noch sehr geringe Spuren übrig geblieben sind. Eine Meile weit von der Festung sieht man die Ruinen eines vierseitigen Gebäudes; man kann aber nicht erkennen, was es seyn mag. Auf der Gränze von Prevesa und Vonizza nehmen die Ruinen eine beträchtliche Strecke ein; es sind Ueberreste von Mauern und großen Quadersteinen aufgeführt, und ohne Kalk zusammen gefügt. Uebrigens scheinen diese Ruinen älter zu seyn, als die von Nicopoli.

---

## Zwölfter Abschnitt.

### Physischer Zustand der Insel Santa oder San-Maura.

Die Insel San-Maura liegt zwischen Corfu und Cephalonien; sie ist beynah rund, und hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreise. Sie ist fast durchaus mit Bergen und Hügeln bedeckt, bis auf eine schöne Ebene, die sich längst der nordöstlichen Küste zwey Meilen weit erstreckt, und wenigstens eine halbe Meile breit ist. Auf ihr liegt am Ufer des Meers die kleine Hauptstadt Amaxichi, der Sitz der venetianischen Regierung. Man sollte diese Insel eigentlich eine Halbinsel nennen; denn sie hängt mit dem festen Lande durch eine Sandbank zusammen; die fast fünf viertel Meilen lang ist, und von der nördlichen Landspitze, unweit dem Meerbusen von Arta an, mit der Küste dieser Insel parallel fortläuft. Sie hält in ihrer größten Tiefe sechs Fuß Wasser. Diese Sandbank, auf der die Festung von San-Maura erbaut ist, ward einstens von den Corinthern durchschnitten. Die Insulaner haben die venetianische Regierung vergeblich darum ersucht, dieses Werk wieder herstellen zu dürfen, da es für ihren Handel und den Transport ihrer Lebensmittel außerordentlich vortheilhaft seyn würde. Zwischen der Insel und dem festen Lande können nur sehr kleine Fahrzeuge durchkommen; jedes größere Fahrzeug muß sich außerhalb der Insel an der westlichen Küste der-

selben halten; wo ein kleiner Hafen ist, der aber nur zwey Fahrzeuge von hundert bis hundert und funfzig Tonnen aufnehmen kann.

Flüsse giebt es hier gar nicht, sondern bloß einige Quellen süßen Wassers von vortrefflicher Güte. Zwey liegen nicht weit von Amarichi. Lange Zeit hat es aber der Stadt am Wasser gefehlt, bis endlich ein Proveditor die alten Kanäle wieder reinigen ließ, die das Wasser von dem großen Brunnen, der ungefähr eine Meile weit liegt, in die Stadt leiten.

In einem von Bergen umgebenen Thale, zwey Meilen von der Stadt bilden die herabfließenden und aufschwellenden Bäche in der Mitte des Oktobers einen Teich von ansehnlichem Umfange. Gegen Ende des Maimonats ist er wieder ganz vertrocknet, und bildet nun eine schöne sehr fruchtbare Ebene. Das Getreide, die Früchte und das Gemüse, was dort angebaut wird, gehört dem benachbarten griechischen Mönchskloster, das dem heiligen Johannes geweiht ist.

Die höchsten Berge liegen mitten auf der Insel, sie und die kleinern sind aber nicht mit Holz bewachsen. Die wenigen Eichen, die man hier findet, stehen auf der Küste von Basilichi. An Oehl und Mandelbäumen ist die Insel aber sehr reich. Die letztern wachsen auf der Ebene von Amarichi zu einer außerordentlichen Größe. Das Oehl ist von gutem Geschmack, aber viel gelber als das in Provence und Toscana gewonnene.

Die kleinen Gehölze, die selbst um die Stadt herum stehen, liefern Brennholz im Ueberfluß; man macht daraus auch sehr hübsche und starke Zäune.

Metalle scheint die Insel gar nicht zu enthalten, auch findet man keine mineralischen Quellen.

Im Herbst und Winter ist das Klima sehr angenehm, im Sommer muß man aber die schrecklichste Hitze ausstehn. Die Gegend der Insel, die dem festen Lande gegenüber liegt, und besonders die um die Stadt herum, ist wegen der Dünste, die aus den seichten Stellen des Meeres und den vielen Sümpfen der Küste hervorsteigen, nicht sehr gesund. Die östlichen Winde; welche die pestilenzialischen Dünste vom Meerbusen Arta herüber führen, verschlimmern noch mehr die Atmosphäre, und verursachen viele dreytägige Fieber.

Im Sommer herrschen Nord- und West-, im Winter Süd- und Ostwinde.

Den Erdbeben ist diese Insel sehr ausgesetzt; es vergeht kein Monat, in dem man nicht häufige Erschütterungen empfindet, die oft so stark sind, daß sie die festesten Gebäude beschädigen. Seit dem letzten schrecklichen Erdbeben von Calabrien hat die Insel besonders viel durch sie gelitten. Die Erschütterungen entstehen hier unmittelbar, und lassen also vermuthen, daß sich hier ein unterirdisches Feuer befindet.

Die Ebene von Amarichi ist außerordentlich fruchtbar, sie trägt Getreide von aller Art, Oehl, Wein, Flachs, und ist reich an Fruchtbäumen, besonders an Orangen und Citronen. Der Boden der Berge ist gewöhnlich steinigt; er könnte aber auch mit Nutzen bebaut werden, wenn es nur nicht an Menschen fehlte.

Die Weine von Leucadia wurden von den Atheniensern sehr geschätzt; man hielt sie aber wegen der Versetzung mit Gyps für schädlich.

Der Fischfang gewährt reiche Ausbeute, besonders an Austern und Muscheln; auch fängt man Fische, welche die Griechen Octapodia (acht Füßler) nennen, und den Tintenfisch. Aus den Lagunen erhält man eine Art Aale von fünf bis sechs Fuß Länge, und von der Dicke eines Mannsarms. Man salzt und räuchert sie. Von den andern Insulanern werden sie sehr gesucht, besonders zur Fastenzeit.

In den Gebirgen hält sich auch viel Wildpret auf. Das Gemüse wächst sehr üppig, und hat einen vortrefflichen Geschmack, besonders die Artischoken. In den verschiedenen Gärten, die man um die Stadt herum antrifft, wird es mit besonderer Sorgfalt angebaut.

An Vieh ist die Insel nicht reich; man hält nur einige Schaaf- und Ziegenheerden, und eine Anzahl Maulesel, die man zur Arbeit und zum Transport braucht.

Der Handel will nicht viel sagen. Die Salinen, die das beträchtlichste Produkt lieferten, waren einem Partikulier von der Regierung verpachtet. Das meiste Salz gieng nach Venedig, auch wurden zuweilen einige Ladungen nach Schweden ausgeführt.

Da man hier fast gar keine Schiffe hat, so bedient mon sich der Prevesanischen Fahrzeuge. Vor zehn Jahren ließ sich indeß ein Insulaner eine schöne Brigge von zweyhundert Tonnen bauen. Dieser Versuch zeigt, daß

die Einwohner sich sehr leicht die Frachtkosten ersparen könnten, die sie den Prevesanern zahlen.

Die alte Stadt Leucadia, von der diese Insel sonst ihren Namen führte, scheint an der Küste ungefähr eine drittel Meile südlich von der jetzigen Hauptstadt gelegen zu haben. Man sieht daselbst noch einige Ueberreste von einer Mauer griechischer Art.

Amarichi, der Sitz der Regierung, nachdem sie die Festung verlassen hat, ist schlecht gebaut und sehr unreinlich. Erst vor einigen Jahren hat man die Hauptstraße, die nach den kleinen viereckigen Platze des heiligen Markus führt, gepflastert. Auf diesem Platz sieht auf der einen Seite die lateinische, und auf der andern die griechische Kirche des heiligen Spiridions. In der einen Ecke steht das Haus des Proveditors, und in der Mitte wurde vor einigen Jahren eine in den Ruinen von Nicopolis gefundene Marmorsäule aufgerichtet, auf die man den Löwen des heiligen Markus gesetzt hat. Die Häuser sind meist nur ein Stockwerk hoch, manche haben Gallerien; alle aber sind ohne Geschmack und Plan aufgeführt, und verrathen nicht einmal eine Idee von Baukunst.

Die Festung von San-Maura wurde im dreyzehnten Jahrhundert von einem Prinzen aus der Familie der Tochis, auf der Sandbank, die diese Insel mit dem festen Lande verbindet, erbauet. Sie stand mit der Stadt Amarichi durch eine Wasserleitung in Verbindung, die eine halbe Meile lang, und von den Türken unter Bajazet auf der Lagune aufgeführt war. Dieses Gebäude hat sehr durch Erdbeben gelitten, und die Leitung

des Wassers ist ganz vernichtet worden. Es ist, die Seitenmauern abgerechnet, drey Fuß breit, und dient nur noch zu einem sehr gefährlichen Wege für Fußgänger. Man zählt dreyhundert und siebenzig Bogen, von denen der mittelste sehr hoch und breit ist. Beym Herauf- und Herabgehn steigt man auf drey Stufen. Diese Wasserleitung ist die große Merkwürdigkeit von San-Maura.

Die Festung ist irregulair, und mit fünf Thürmen besetzt. Für die venetianische Garnison, die kaum aus zweyhundert Mann bestand, war sie groß genug. Ihre Lage macht sie sehr fest, da sich wegen der Lagunen, von denen sie umgeben ist, nur ganz flache Fahrzeuge ihr nähern können. Die Wohnungen des ordentlichen und außerordentlichen Proveditors, die in ihren Ringmauern standen, haben die Erdbeben niedergestürzt. Es befand sich auch daselbst die Wohnung des Commandanten, des Schatzmeisters, die Casernen und ein Franziskanerkloster, worin der Vicarius des Bischofs von Zante wohnt. Nahe daran stand eine griechische Kirche des heiligen Timotheus und der heiligen Maura. Die Verehrung dieser Heiligen soll die Familie der Tochis aus Spanien gebracht haben. Man stützt diese Vermuthung auf die kostbare Kapelle, die in der Kathedralkirche zu Toledo, dieser Heiligen zu Ehren erbaut ist.

In Amarichi zählt man vierzehn griechische Kirchen, die schönste ist die der heiligen Mina: und auf der ganzen Insel fünf griechische Mönchsklöster.

Die Anzahl der Dörfer beläuft sich auf einige dreyßig; das beträchtlichste ist das des heiligen Peters, das nicht weit vom Hafen Vasilichi liegt. Der Proveditor

besuchte es alle Jahre einmal, um einige Contributionen für sich zu erheben.

Die Volksmenge soll ungefähr 16000 Seelen betragen, von denen 6000 die Stadt bewohnen.

Politischer Zustand der Insel San-Maura.

Zuerst hieß die Insel bey den Alten Neritis, und dann Leucadia. Ihre ersten Bewohner waren wahrscheinlich Acarnanier.

Nach einer Stelle in Virgils Aeneide scheint es, daß die Stadt Leucate damals nicht sehr beträchtlich, und die Insel blos durch den Tempel des Apollo berühmt war, der damals auf dem höchsten Vorgebirge stand.

Der Name Leucadia ist wahrscheinlich der Insel wegen ihrer weißen Felsen gegeben, und nachher durch den von San-Maura verdrängt worden; weil man die Reliquien dieser Heiligen hier besonders verehrt.

Die Ruinen des Apollo Tempels haben noch lange Zeit, dessen ehemalige Pracht bewiesen, sie haben auch noch heut zu Tage die Aufmerksamkeit anderer Gelehrten an sich gezogen. Herr Ossur von Petersburg, der auf seiner Reise nach dem Archipelagus hierher verschlagen wurde, hat sie zuletzt besucht. Nachdem er lange die Schutthaufen nichts sagender Steine durchsucht hatte, fand er endlich einen mit griechischen Karakteren, die sich auf eine Grabstätte bezogen. Er ließ nachgraben, und entdeckte ein steinernes Grab; indem er mehrere Rollen von einer Art Papier fand, das sich völlig erhalten hatte. Er entrollte sie mit der größten Sorgfalt, und sah, daß

sie ein Gedicht der Sapho von Mytilene enthielten, das den Namen Phaoniade führte. Es bestand aus einer Sammlung von Hymnen und Oden, in denen diese berühmte Dichterin ihre Leidenschaft für den Phaon besang. Dieses Gedicht war noch nicht auf uns gekommen, ob es gleich die Alten gekannt haben.

Ovid hat vielleicht aus diesem Gedicht den Inhalt seiner schönen Heroide der Sapho an Phaon geschöpft. Herr Ossur vertraute dieses Werk einem seiner Freunde an, der es in italiänischen Versen übersetzte. Er erhielt es nachher mit der Uebersetzung zurück und war im Begriff den Text mit Noten herauszugeben, der Tod entriß ihn aber dieser interessanten Arbeit. Nach vielen vergeblichen Bemühungen habe ich ein Exemplar von der erwähnten Uebersetzung, die sehr selten geworden ist, auf einige Augenblicke zu sehen bekommen. Der Vorbericht dieses Werkes sagt nicht wie, wenn, und durch wen die Phaoniade ist entdeckt worden; auch steht auf dieser Uebersetzung weder der Name des Uebersetzers noch ihr Druckort. Das Stillschweigen über diesen wichtigen Punkt, und das wenige Feuer, welches in diesen Gedichten herrscht, lassen beynah vermuthen; daß es nicht eine Uebersetzung; sondern eine Nachahmung oder ein eigenes Machwerk des vorhergenannten Verfassers ist.

Der Felsensprung von Leucate ist lange Zeit die Strafe der Verbrecher gewesen; Aus Menschlichkeit band man ihnen Flügel und viele große lebendige Vögel an; wodurch der Sprung mehr zu einem Fluge ward. Unten standen mehrere Barken, die den Gefallenen aus dem

Wasser zogen und ihn retteten, wenn er am Leben geblieben war.

Die Venetianer haben diese Insel seit 1716, da sie ihnen von den Türken abgetreten wurde, bis auf die Ankunft der Franzosen besessen. Sie war langeder Zufluchtsort vieler Judenfamilien, die man aus Spanien vertrieben hatte.

Die Einwohner dieser Insel bekennen sich zur griechischen Kirche. Der Klerus war sehr zahlreich, so unwissend wie auf den übrigen Inseln, aber fromm und sittsam; er stand unter einem Erzbischof, der gemeinschaftlich von dem Klerus, dem Adel und den Vorstehern der Regierung erwählt wurde. Nur immer ein Adlicher des Landes gelangte zu dieser Würde, die ungefähr 600 Franken eintrug. Die Kirche des heiligen Maura galt für eine der ältesten, und gehörte zu dem Patriarchat von Constantinopel.

Das Corps der Adlichen war auch sehr zahlreich; alle Jahre versammelten sie sich im April, um die Syndizi, Justitiarien, Gesundheits- und andere Municipalbeamten zu erwählen, 1788 wurde diese Versammlung auf einen Ausschuß von fünfzig Mitgliedern eingeschränkt, der die Wahlen nur in Gegenwart der Repräsentanten der Republik vornehmen durfte.

Die Häupter der Regierung waren zwey Proveditoren aus der venetianischen Noblesse, welche alle zwey Jahre vom großen Rath von Venedig ernannt wurden. Der erste führte den Titel eines außerordentlichen Proveditors. Ihm war die politische und ökonomische Verwaltung der ganzen Insel und der Plätze Prevesa und

Vonizza auch das Oberkommando der Truppen anvertraut. Er schlichtete alle Prozesse und Streitigkeiten, die sich zwischen den Einwohnern und Auswärtigen, oder den Bewohnern einer andern Insel entspannen. In Nothfällen, als z. B. bey Einfällen der Albanier in Prevesa oder Vonizza, war er verbunden, sich an Ort und Stelle zu verfügen. Zu seinen Befehlen hatte er eine Galiote, zwey kleine Brigantinen und eine Feluke, die mit sclavonischen Soldaten besetzt waren. Zur Instruirung und Führung der Prozesse hielt er sich einen Kanzler, und zur Ausführung seiner Aufträge einen Adjutanten.

Der zweyte Proveditor, welcher der Ordinarius hieß, richtete in den Civil und Criminalsachen, die blos Einwohner der Insel betrafen. Er hatte auch seinen Kanzler, Adjutanten, und wie der erste eine Garde von funfzehn bis zwanzig Mann, die von einem Offizier kommandirt wurden. Sie kleideten sich beyde wie der Festungsproveditor von Corfu. Sie legten dem Generalproveditor der Inseln Rechnung ab.

Zwey italiänische und zwey sclavonische Compagnien, die zusammen höchstens zweyhundert Mann ausmachten, waren die Garnison der Festung und der Insel. Sie wurde von einem Obristlieutenant kommandirt, der zugleich Commendant war. Von den Insulanern waren auch vierhundert Mann enrollirt, sie bekamen aber keinen Sold, und standen unter einem Capitain, den der Generalproveditor von Corfu ernannte. Diese Miliz war zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern der Insel bestimmt.

Der Karakter der Einwohner, ist sanft, friedlich und leichtgläubig. An Thätigkeit, Energie und Ehrgeiz fehlt es ihnen sehr; alle ihre Wünsche beschränken sich auf den Besitz eines mittelmäßigen Vermögens.

In ihren Gebräuchen gleichen sie sehr den Griechen von Morea.

Das weibliche Geschlecht ist meist schön; genießt alle mögliche Freyheiten, und liebt sehr den Putz. Ihre Tracht ist wie die männliche orientalisch. Alle ihre Kleidungsstücke bis aufs Hemde besetzen sie reichlich mit Gold oder Silbertressen und seidenen Stickereyen. Das Hochzeithemde, was der Bräutigam seiner Braut schenkt, ist von weißer Seide, und an den Ermeln und am Busen mit Gold gestickt. Wenn er seine Neuvermählte mit Musik in sein Haus führt, so trägt man in ihrem Gefolge alle die Sachen ihrer Mitgift öffentlich zur Schau. Man sieht erstlich eine große Schüssel, in der die mitgegebne Geldaussteuer liegt; dann große offne Kasten, worin Kleidungen und die Wäsche verwahrt sind, diesem folgt das Hochzeitbette in voller Parade, und zuletzt kommen die Küchengeräthe. Den Tag darauf wird hier wie auf allen übrigen Inseln das hochzeitliche Hemde feyerlich besichtigt. Die festlichen Gastereyen dauern gewöhnlich noch acht Tage nachher fort.

Sobald sich die Vermählten bey der Trauung die Hände gegeben haben, trennt sie ein junger Mann von einander. Durch dieses Mittel glauben sie, werde das erstgebohrne Kind ein Knabe.

In einigen Dörfern wird der junge Ehemann am Morgen des Hochzeittages in die Mitte eines Hofes

oder freyen Platzes geführt, und auf einen Stuhl gesetzt; zwey junge Leute stellen sich neben ihn; der eine kömmt und frisirt ihn; der andere seift ihn ein und rasirt ihn. Dies dauert bis zum Untergang der Sonne. Zu seinen Füßen steht ein Becken, in das ein jeder ein Stück Geld hineinwirft. Die Neuvermählte sitzt unterdessen in den schönsten Kleidern geschmückt auf Kissen in dem Hintergrunde einer Kammer, die mit ihrer ganzen Ausstattung ausgeziert ist. Ihre Anverwandten und einige Freunde leisten ihr hier Gesellschaft.

In wenig Häusern pflegt man die Speisen selbst zu kochen, sondern schickt die in einer Pfanne zubereiteten Speisen in die Gemeinöfen.

---

## Dreyzehnter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Inseln Thiaqui und Cephalonia.

### Physischer Zustand von Thiaqui.

Die Insel Thiaqui, östlich von Cephalonien, ist nur durch einen zwey Meilen breiten Canal von letzterer getrennt. Ihre Gestalt ist ein länglichtes Viereck, und ihr Umfang beträgt ungefähr zehn Meilen, ihre Länge aber vier, und die größte Breite anderthalb Meilen.

Die Vorgebirge gegen Norden und Süden heißen alle beyde St. Johannes: es sind hohe Felsen, an die man dicht heranfahren kann. Die verschiedenen Klippen, welche Thiaqui umgeben, sind zum Theil bebauet. Aber ihr Hauptnutzen besteht in Viehweiden. Im Sommer muß man das Vieh wegtreiben, weil sich kein Wasser darauf findet; in den andern Jahreszeiten sammelt sich das Regenwasser in den natürlichen und künstlichen Höhlungen.

Cephalonien fängt bey dem Vorgebirge Fiscardo an, und bildet mit Thiaqui einen Canal von ungefähr sieben Meilen. Wegen der großen Tiefe kann man darin nicht ankern, man würde auch überdies sehr heftigen Windstößen ausgesetzt seyn. Nur kleine Fahrzeuge, und auch nur diese bey günstigem Winde wagen es durch den

Canal zu segeln. An dem Hafen Thiaqui, welcher von ungemeiner Sicherheit ist, liegt das ansehnlichste Dorf, und nahe dabey eine Quelle, welche die Schiffe mit Wasser versieht. Eine Erdzunge trennt diesen Hafen von einem kleinern, der nur Fahrzeuge von hundert und funfzig Tonnen aufnehmen kann, aber eben so sicher ist als der erste. Am Ufer stehen blos einige Fischerhütten, die meisten Wohnungen liegen auf den Bergen.

Thiaqui ist mit Felsen bedeckt, welche dem Ackerbau unübersteigliche Hindernisse entgegen setzen, indessen ernten die Einwohner mehr Getreide als sie verzehren können. Der Ueberrest und die Produkte der bebauten Klippen werden nach Cephalonien und Zante ausgeführt, welche sich gern damit versorgen, da das Korn von besserm Gehalt, als auf Morea ist.

Die Insel bringt funfzig bis sechzig Centner trockne Corinthen hervor, dieses und eine sehr kleine Quantität Oehl machen die Hauptartikel der Ausfuhr aus. Der Wein reicht gerade zur eigenen Konsumtion hin. Jagd giebt es fast gar nicht, aber die Fischerey ist sehr ergiebig. Die Gärtnerey schränkt sich auf einige wenige Gemüse und Früchte ein. Federvieh zieht man vorzüglich gut in Thiaqui. Die Truthühner gedeihen dort vortrefflich, werden sehr groß, und sind vorzüglich zu Geschenken bestimmt.

Die Insel wird von Erdstößen, doch ohne Schaden heimgesucht, es sind aber nur Folgen der Erdbeben auf St. Maura oder Cephalonien.

Die ganze Bevölkerung von Thiaqui wird auf sechs bis sieben tausend Seelen angegeben, die in vier bis fünf Dörfern, deren vorzüglichstes Vathi heißt, zerstreut leben.

### Politischer Zustand von Thiaqui.

Thiaqui hat mehrere Namen gehabt; aber Dulichium und Ithaca kommen am häufigsten vor. Sie machte einen Theil der Besitzungen des berühmten Ulysses aus, und seine Einwohner fochten unter dieses Helden Anführung vor Troja.

In der Geschichte hat die Insel immer eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, da sie beständig von dem benachbarten größern Cephalonien abhängig war, und mit diesem ein Eigenthum der Griechen, Römer, byzantinischen Kaiser und endlich der Venetianer wurde. Spuren des Alterthums finden sich nirgends mehr.

Die Bewohner von Thiaqui bekennen sich zur griechischen Kirche, und die Geistlichkeit steht unter einem Protopapa, der vom Erzbischoff von Cephalonien abhängt. Kirchen und Klöster sind so zahlreich wie auf den übrigen Inseln: der letzteren giebt es vier von der Regel des heiligen Basilius, aber alle sind sehr arm, und ohne Einkünfte außer den milden Gaben der Frommen. Das Kloster der heiligen Jungfrau von Catara ist hundert, so wie das des heiligen Nicolaus von Maurena etwa funfzig Jahr alt, und beyde wurden von Privatleuten gestiftet.

Das Kloster des Erzengels Michael liegt auf einem hohen Berge, und besteht aus einem einzigen Mönche und einem dienenden Laienbruder; die bloß von Almosen leben:

das vierte liegt im Dorfe Oroi. Frauensstifter und lateinische Kapellen giebt es nicht.

Thiaqui ward von einem cephalonischen Edeln regiert, den der Senat in Argostoli wählte. Sein Amt das nur ein Jahr dauerte, schränkte sich auf Erhaltung der Ruhe, und Befolgung der Criminal- und Civilgesetze ein, wovon er dem Proveditor von Cephalonien Rechenschaft geben mußte. Dieser Edle schickte bey Processen einen von seiner Canzley an Ort und Stelle, um den Handel zu schlichten. Obgleich dieser Posten eben nicht sehr einträglich war, schmeichelte er doch dem Ehrgeiz der Cephalonier, und ward nur solchen gegeben, die schon die ersten Stellen bekleidet hatten.

Die vornehmsten der Insel versammelten sich jährlich unter Vorsitz des Gouverneurs in einer Kirche, und ernannten die Municipalobrigkeiten.

Die Besatzung bestand aus zehn bis zwölf italiänischen Soldaten von dem cephalonischen Regiment, die ein Unteroffizier kommandirte: Sie lagen im Hause des Gouverneurs, und wurden alle Monate abgelöset.

Sitten, Gebräuche, und Lebensart der Einwohner von Thiaqui, stimmen so sehr mit denen der Cephalonier überein, daß sie keine Merkwürdigkeit darbieten, die das Aufzeichnen verdienen.

### Physischer Zustand von Cephalonien.

Cephalonien liegt westlich von Albanien, und östlich von Romelien im Golfo von Patras. Ihre Gestalt ist rund, und ihr Umfang beträgt etwa sechzig Meilen.

Die vorzüglichsten Vorgebürge sind nördlich Cap Fiscardo und südlich Capra: dieses letztere liegt sehr hoch, und ist mit einem dickem Walde, der Schwarzwald benaunt, gekrönt.

Der nordöstliche Hafen ist mit hohen Bergen umgeben, und so geräumig, daß eine ganze Flotte der größten Kriegsschiffe sicher darin vor Anker liegen könnte. Am Ende des Hafens liegen zwey Buchten, welche sehr viele Galeeren fassen können. Sie werden von Morästen umschlossen, welche zwar Ueberfluß am Sumpfwildpret haben, aber die Luft in dieser Gegend sehr ungesund machen. Auf dem höchsten Berge am Hafen steht eine dem heiligen Theodor geweihte Kirche, welcher Heilige auch dem Hafen den Namen giebt. Nördlich liegt der Felsen Guardiani, mit einem griechischen Mönchskloster, und einer Mariencapelle. Oestlich entspringt eine Quelle, welche die Schiffe, und das benachbarte Argostoli mit Wasser versorgt, auf der andern Seite liegt das Städtchen Lixuri dicht am Hafen, in einer sehr glücklichen Lage für den Handel.

Am östlichen Ufer liegt eine Kirche und ein Kloster der heiligen Familie geweiht. Es wird von achtzehn Mönchen bewohnt, die sich bey Landungen der Seeräuber in einen vier Stockwerk hohen Thurm retten, auf dessen obern Theil vier Kanonen stehen. In dem Thurm ist immer ein Vorrath von Gewehren, Munition, und Lebensmitteln.

Auf derselben Küste liegt eine Höhle, welche von den prächtigsten Farben schimmert, und ganz das Werk der Natur ist. Sie wimmelt von wilden Tauben, die

von den Einwohnern gefangen werden, indem man Netze vor den Ausgang derselben spannt, und die Tauben durch Lärmen herausscheucht. Weiterhin liegt eine andre Grotte, die merkwürdige Figuren von Tropfstein, und viele officinelle Pflanzen enthält.

In diese und viele andre kleinere Höhlen, begeben sich die Hirten des Nachts mit ihren Heerden, und schlafen auf Heu, nur im Winter mit ein paar Schaaffellen bedeckt.

Korn ist auf der Insel, der vielen Felsen wegen, nicht hinreichend vorhanden, und muß von Morea geholt werden: sechs bis sieben Millionen Pfund Corinthen und ziemlich viel Oehl, sind die einzigen Handelsprodukte.

Die Insel bringt auch sehr gute Baumwolle hervor, die theils auf Cephalonien, theils auf den benachbarten Inseln verbraucht wird. Dies war einer der Artikel, auf welche die venetianischen Seeoffiziere bey ihren Expeditionen ihr Augenmerk richteten. Auch wird Seide, zwar in geringer Menge gewonnen, sie ist aber von besserer Güte, als die von Morea.

Die Tafel- und Liqueurweine werden größtentheils auf der Insel verbraucht. Man hat versucht ihn auszuführen, aber die Einnahme war geringe, da die Geschicklichkeit der Cephalonier sehr gute Liqueure zu bereiten, nicht bekannt genug ist. Der größte Theil dieser Getränke wird von den Einwohnern ihren Gönnern in Venedig und Corfu geschickt.

An Früchten und Gemüsen ist Cephalonien nicht reicher als die andern Inseln. Der Gartenbau ist noch in der ersten Kindheit und wird durch die Vorurtheile der

Landleute noch lange darin bleiben. Man sammelt auf Cephalonien eine Art Wintermelonen, Namens Bacchieri, welche die bräunlich grünen Malthesermelonen an Geschmack noch übertreffen. Wenn man sie aufhängt, halten sie sich lange Zeit. Im März wirft man zwanzig oder weniger Samenkörner zusammen in kleine Graben, deren man viele hinter einander zieht. Sobald die Stengel hervorschießen, wählt man vier bis fünf der stärksten in jedem Graben und reißt alle übrigen aus. Die erstern düngt man sorgfältig und schützt jede Pflanze durch einen kleinen Wall vor der zu großen Sonnenhitze. Im December sind sie reif.

Aus Mangel an Weide giebt es wenig Vieh auf der Insel. Das Rindvieh und die Hämmel, welche von den Insulanern verzehrt werden, kommen von Morea. Bloß Ziegenheerden giebt es auf der Insel, deren Milch zu gesalzenen Käsen verbraucht wird, die man in Oehl aufbewahrt. Die Ziegenhaare mischt man mit Wolle, und verfertigt eine Art Teppiche daraus, welche Zenie heißen, und in Venedig zu Gondeldecken benutzt werden.

An einer Ziegenheerde hatte ich Gelegenheit eine besondere Merkwürdigkeit zu beobachten. Ich hielt mich auf dem Lande bey einem vornehmen Geistlichen auf, und trank alle Morgen ein Glas Milch. Der Grieche, welcher mir aufwartete, hatte eine Ziege gewöhnt, sich durch einige Rosinen auf meine Stube locken zu lassen. Eines Tages bemerkte ich, daß ihre Zähne von einer schönen goldgelben Farbe waren. Ich öffnete ihr den Mund, rieb die Zähne, aber die Farbe ward noch glänzender. Diese Entdeckung interessirte mich sehr; ich hätte meine Ziege

nicht mit Amalthea der Amme des Donnergottes vertauscht. Ich theilte die Beobachtung meinem Wirthe mit, und er zeigte uns auf einer benachbarten Wiese über zweyhundert Ziegen mit eben so schön vergoldeten Zähnen. Ein aufgeklärter Arzt, den ich um Auflösung dieses Räthsels bat, wies mir einen goldnen Ring, der halb in Silber verwandelt zu sein schien, und versicherte mir daß das scheinbare Silber nur eine Tinctur sey, welche durch das schärfste Reiben sich nicht herunterbringen ließ. Er hatte, als er von St. Maura nach Cephalonien fuhr, unterweges auf einer kleinen unbewohnten Klippe Pflanzen gesammelt, und fand auf der Rückkehr seinen Ring fast ganz versilbert. Da er ihn vergebens rieb, schrieb er die Veränderung einer der gesammelten Pflanzen zu. Er machte den Versuch auf der Stelle mit einem andern goldnen Ringe, hatte aber den Kummer zu bemerken, daß er die rechte Pflanze verloren habe, und konnte den rohen Schiffspatron und die dummen Passagiere nicht bereden umzukehren. Es ist gewiß zu bedauern, daß wir keine Kenntniß von zwey Pflanzen haben, welche durch ihre Wirkungen, die sie so bestimmt auf zwey so harte Dinge, als den Schmelz der Zähne und das Gold, äußern, große Kräfte verrathen.

Es ist gewiß, daß Cephalonien Ueberfluß an officinellen Kräutern hat; das Kraut, dessen Wirkung ich beschreiben will, wird den Leser eben so wie anfangs mich, überraschen. Im Jahre 1785 landete die französische Corvette la Semillante unter Anführung des Lieutenants Duboscage, welcher zu Zeiten sehr an der Gicht litt. Ich rieth ihm den Doktor Zulatti um Rath zu fragen,

welcher ein geheimes Mittel wider diese Krankheit besitzen sollte. Daboscage nahm den Vorschlag an, und besuchte zuerst mit seinem Chirurgus vier der geheilten Gichtkranken. Die Dauer und der Grad der Krankheit waren verschieden.

Der erste, ein siebzigjähriger Mann, war seit fünf und zwanzig Jahren gichtisch. Drey Dosen der Arzney halfen ihm so, daß er am fünften Tage aufstehen konnte, und seit sechs Jahren ist er von Gichtschmerzen befreyet. Der andere von acht und vierzig Jahren war funfzehn Jahr krank, und ward durch drey Dosen, so wie der dritte sechs und sechzig jährige, und seit fünf und dreyßig Jahren Leidende, durch fünf Dosen geheilt. Der letzte war ein acht und zwanzigjähriger sehr starker sclavonischer Offizier, und zwey Dosen waren hinreichend, ihn von seinen Schmerzen zu befreyen. Seit neun Monaten hat er nie wieder geklagt.

Alle vier Genesene beschrieben die Heilungsmethode auf folgende Art: im heftigsten Anfall des Schmerzens, gab man ihnen eine Tasse mit einer weißlichen geschmacklosen Arzeney. Nach einer Stunde verminderte diese die Schmerzen und bewirkte starken Schweiß und häufigen Urin: die folgenden Dosen brachten dasselbe hervor, und als die Schmerzen völlig aufhörten, verfiel der Kranke in eine gänzliche Abspannung. Man kam ihm durch stärkende Mittel zu Hülfe, und er ward geheilt. Gesalzene Speisen und hitzige Getränke waren ihm auf immer verboten.

Der Doktor sagte uns, daß ihm ein bloßer Zufall zur Entdeckung dieser Pflanze verholfen habe: seine Köchin

fand sie unter dem Sallat, und brachte sie ihm, als er eben mit einer chemischen Operation beschäfftigt war. Er zerlegte sie, und ihre Eigenschaften erregten seine Neugierde. Als Arzneymittel brauchte er sie zufällig zum erstenmale bey einem Gichtbrüchigen, und mit dem besten Erfolg.

Nach vielen Versuchen auf Morea entschloß er sich es auch an seinen Landsleuten zu versuchen, aber immer nur während der Crise. Aus diesem Grunde weigerte er sich auch hartnäckig dieses Mittel dem Capitain Duboscage außer den Anfällen zu geben, weil er dann nicht für die Folgen stehen könne. Noch weniger aber war er zu bereden seine Entdeckung, ohne große Belohnung bekannt zu machen.

Im Frühling gewinnt Cephalonien viel Manna, welches denselben Geschmack wie das von Calabrien hat; es wird aber nicht benutzt. Fischfang und Jagd sind so unbeträchtlich, wie auf den übrigen Inseln, doch ist es der erstere mehr aus Trägheit der Bewohner. Das einzige Wild sind Füchse.

Erdbeben sind auf der Insel häufig, und während derselben dünsten die Brunnen Schwefel aus. Das Clima ist gemäßigt, aber veränderlich. Regen fällt im Sommer selten, und gewöhnlich erst im November: im Winter giebt es häufige Gewitter, und die Luft ist so gelinde, daß die wilden Rosen und andere Blumen im Ueberflusse wachsen. Von der großen Fruchtbarkeit der Weiber und den geschwänzten Mißgeburten, die Morosino erwähnt, bemerkt man nichts mehr.

Wilhelm Eton *) spricht von einer Indigo- und Kaffeeplantage, die auf dieser Insel existirt haben soll, der wahre Zusammenhang aber ist folgender. Ein Ce-

*) Der oben benannte Britte war vom Handel der Levante und der benachbarten Länder gründlich unterrichtet. Nachdem er seine Kenntnisse in diesem Fache auf den angesehensten Komtoren in London, Liverno und Aleppo erweitert hatte, ernannten ihn die Holländer zum Consul in Bassora. Hier zwangen ihn Unruhen, seine Stelle aufzugeben, und er durchreisete hierauf Persien, Arabien und Indien. Nach seiner Rückkehr in Europa, wandte er sich nach Rußland, um in den neu erlangten südlichen Häfen den Handel mit Constantinopel über das schwarze Meer zu erweitern, und hielt sich in den Jahren 1777 bis 1781 in Constantinopel, Taganrock und den Krimmischen Seehäfen auf. Weil er hier mit seinen Gesellschaftern und dem russischen Hofe in Streitigkeiten gerieth, so kam er wieder nach England zurück. Hier hat er 1798 seine Beobachtungen über das türkische Reich und die Resultate seiner mehrjährigen Erfahrungen, über dessen fortdauernden Verfall in einem besondern Werke gesammelt. Dasselbe führt den Titel: Survey of the turkish Empire by W. Eton. Es ist durch eine deutsche Uebersetzung bekannt genug, erschöpft aber bey vielen lehrreichen Nachrichten den Gegenstand nicht, weil er dabey Nebenabsichten hatte. Nach diesen sollte Grosbrittannien die Türken, seiner eigenen Handelsvortheile und Verbindungen mit Rußland wegen, aus Europa vertreiben, das türkische Gebiet entweder theilen oder in einen neuen christlichen Staat verwandeln. Was er vom verunglückten Indigo-Bau des Herrn Carburi erfahren hatte, beweist vielmehr seine genaue Kundschaft von den Entwürfen, welche andere Nationen oder einzelne Abentheurer auszuführen suchten, von denen die Levante seit dem ersten russischen Kriege wimmelte. Da er wahrscheinlich lange nach Herrn Grasset Saint Sauveur das türkische Reich verließ, und Eton mehr in den östlichen als westlichen Häfen der Levante beschäftigt war, so konnte ihm leicht das verunglückte Projekt des Abentheurers unbekannt bleiben.

phalonier, Namens Carburi hatte nach langem Umherschweifen eine französische Dame verleitet, ihn nach Cephalonien zu begleiten, unter dem Vorwand, daß er eine große Indigopflanzung daselbst besäße. Er gieng auch wirklich nach Venedig, machte dem Senat sein Project bekannt, und erhielt den Grafentitel. Da aber weder seine Umstände, noch die Insel selbst eine Pflanzung möglich machten, so miethete er zwanzig Bauern von Morea, um einen Sumpf am cephalonischen Hafen urbar zu machen; diese Bauern behandelte er so schlecht, und bezahlte sie so unrichtig, daß sie ihn erschossen, wodurch die ganze Unternehmung beendigt ward. Seine Wittwe heyrathete einen Venetianer auf Corfu, und die Bauern wurden auf die Galeeren geschickt. Carburis Vermögen aber ward vom Proveditor confiscirt.

Das schlechte Wasser, und die zur Fastenzeit häufig genossenen gesalzenen Fische, machen die Krätze zu einem Nationalübel. Das beste Mittel dagegen ist das Bestreichen mit Schwefel.

Cephalonien enthält drey Städtchen; Argostoli, den Hauptort, Lixuri, und die Festung Axo. Dörfer giebt es beynahe hundert und dreyßig, und die Totalsumme der Bevölkerung steigt auf zwanzigtausend Seelen.

Man findet hier fünf und zwanzig griechische, und drey lateinische Klöster. Letztere sind schlecht besetzt, aber das kleinste griechische Kloster enthält zwanzig Mönche.

### Beschreibung der Städte Argostoli, Lixuri und Axo.

Argostoli, die Hauptstadt von Cephalonien, liegt auf der Westseite des südlichen Ankerplatzes, und ist von

allen Seiten mit hohen Bergen umgeben. Sie besteht aus niedrigen, schlecht gebauten, und von Erdbeben beschädigten Häusern, so daß man sie nur mit einem unserer Dörfer vergleichen darf.

Vom Hafen her fällt einem zuerst das Lazareth, ein artiges viereckiges Gebäude in die Augen, das an jeder Seite mit einem Thurm versehen ist. Das Innere besteht aus einigen Zimmern für die Fremden und zwey Waarenlagern. Dabey ist eine kleine Kapelle und die Wohnung des Papa oder Priesters. Der Administrator des Lazareths bewohnt die ganze Fronte, so wie die Wache von fünf bis sechs Mann das Parterre. Die Schiffe ankern hinter einigen Klippen, die einem Damm sehr ähnlich sind.

Weiter vorn ist die Quelle, welche die Schiffe und auch die Einwohner der Stadt mit Wasser versieht. Letztere holen es in Tonnen, die gerade ein Boot, Corinthio genannt, ausfüllen. Die Häuser in der Nähe der Quelle hängen nicht zusammen, sondern sind durch die Ruinen ehemaliger Gebäude getrennt. Die Wohnungen dicht am Ufer haben alle einen kleinen steinernen Vorsprung in die See, wodurch die Küste wie gezähnt aussieht.

Bey vielen Wohnungen ist die Thüre im zweyten Stockwerk, und man steigt durch eine Treppe von außen hinan. Das Parterre wird nämlich nur als Keller benutzt, um Wein, Oehl u. s. w. aufzubewahren, da die Erdbeben keine unterirdischen Gewölbe erlauben.

Die Stadt liegt am Fuß eines Hügels, worauf ein Dorf mit einigen Windmühlen steht. Kein einziges der öffentlichen oder Privatgebäude verdient einige Aufmerksamkeit. Der Proveditor wohnt zur Miethe in einem Privathause, in dessen Parterre man die Wache und ein Gefängniß angelegt hat. Ein großer Saal ohne andre Meublen als Bänke, diente zum Audienz- und Gesellschaftszimmer. Zu den Berathschlagungen des Adels dienten ehedem blos vier Mauern ohne Dach, und nur bey Regenwetter zog man in eine Kirche.

Da das Amt eines Gouverneurs nur zwey Jahr dauert, so hält es keiner der Mühe werth, etwas auf Ausbesserung der Wohnung zu verwenden. Auch der Kanzler und sein Gericht befand sich in diesem Hause. Die Caserne für die Soldaten liegt gerade gegenüber.

Der Markt ist ein großer Platz, der durch den Einsturz vieler Häuser entstanden ist, und auch St. Markusplatz genannt wird. Ein Krämer hatte eine elende Bude daselbst errichtet, die er ein Kaffeehaus nannte, und wo man zuweilen zur Erhohlung hin gieng. Auch hatten die vornehmsten Einwohner ein Gebäude mit einem großen Saal, an diesem Platz erbaut, das zum Leihhaus, und zu den Versammlungen des Adels diente.

Am Ufer steht das Haus der Pestcomission. Es enthält nur eine Stube und Kammer ohne Fenster, um die Comissarien vor der Zudringlichkeit der Neuigkeitsforscher zu bewahren.

In Argostoli ist ein Franziskanerkloster, dessen Kirche die einzige mit einem Glockenthurm versehene ist, Bey den griechischen Kirchen steht vorn oder an der Seite

eine Art von Schwibbogen, unter dem die Glocken hängen. Oft hängen sie nur an einem Balken, der über zwey Cypressen liegt. Sie sind halbmondförmig, und geben den Bewohnern der übrigen Inseln oft Gelegenheit zum Spott.

Am Hafen stehen einige Werfte zum Bau der Flotte, welche die zahlreichste im ganzen Archipelagus ist.

Lixuri die zweyte Stadt liegt nordöstlich vom Haupthafen, gut zum Handel und gesünder als Argostoli: auch haben die Erdbeben hier nicht solche Verwüstungen angerichtet, wie dort. Oeffentliche Gebäude giebt es nicht; der Commendant wohnt zur Miethe und seine Truppen liegen in einem Magazin. Hier steht die lateinische Cathedralkirche, die der Bischof eben besuchte, und die Pferde und Maulesel, zu deren Stallung die Griechen sie benutzt hatten, daraus entfernte. In den Straßen liegt so viel Schutt, das es schwer hält darin zu gehn.

Vor einigen Jahren fand man in einem hiesigen Brunnen, einige alte Büsten, Münzen und Zähne, welche dem Generalproveditor der Inseln als Geschenk überreicht wurden.

Obgleich der Luxus so erstaunend beschränkt zu Argostoli ist, so ist er doch zu Lixuri noch geringer. Die angesehensten Bürger tragen Mützen, und nehmen Hut und Degen nur, wenn sie nach Argostoli gehn.

Zwey Meilen von Argostoli liegt Axo, das 1595 von den Venetianern auf einem steilen Felsen erbaut ward, so daß man bloß auf einigen schmalen Treppen hinauf kam. Die Vestungswerke sind der Lage wegen, schlecht

und unregelmäßig, da dieses Fort aber blos den Uferbewohnern zur Zuflucht gegen Corsaren dienen soll, erreichen sie ihren Zweck vollkommen. Am Fuße des Felsens von Aro liegt eine Bay für etwa fünf Galeeren, die aber von den Regengüssen allmählig verschlemmt wird. In der Vestung liegt die griechische Cathedralkirche, und die Wohnung wo der Erzbischof sich aufhalten soll.

Auf einem benachbarten Berge liegt ein griechisches Mönchskloster, welches das reichste in Cephalonien ist. Die Bewohner desselben besitzen die Reliquien des heil. Erasmus, zu denen die Insulaner ein besondres Vertrauen haben. Sein Körper liegt in einem sechs Fuß hohen silbernen Sarge, und wird am Namenstage dieses Heiligen, so wie bey allen öffentlichen Unfällen gezeigt.

Weiber- und Mannsklöster sind zahlreich, allein auf der ganzen Insel findet man nicht eine einzige Schulanstalt.

## Religion.

Die Anzahl der Bekenner der lateinischen Kirche, schränkt sich beynah blos auf die Glieder der Regierung und auf die Soldaten ein. Das Kloster des heiligen Franz in Argostoli versah auch Lixuri mit einem Priester, der aber nur an den Festtagen in der kleinen, da befindlichen Capelle Messe las. Religiöse Handlungen wurden schon seit langer Zeit nicht ausgeübt. Zuweilen kam der Bischoff von Zante nach Argostoli, um die Sacramente, die er allein reichen konnte, auszutheilen, und die Sachen, die von ihm abhiengen, zu entscheiden.

Schon zu den Zeiten des griechischen Kaiserthums war Cephalonien ein Bisthum: und als es an Venedig kam, wurde es zu einem Erzbisthum erhoben. Die beständigen Streitigkeiten die aus den Anmassungen der cephalonischen Erzbischöfe über die Kirchen in Zante entstanden, verursachten ein Decret des Senats, daß die Cephalonier zwar das Recht den Prälaten zu wählen behalten, aber immer den dritten Bischoff aus Zante nehmen sollten.

Die Wahl wird immer verschoben bis der Generalproveditor Cephalonien besucht: welcher bey dieser Handlung den Vorsitz hat, und die neue Wahl bestätigt. Ich hatte Gelegenheit diese Feyerlichkeit mit anzusehn. Die ungeheure Menge Popen, welche sich zur Wahl versammelt hatten, machten es nöthig, diese unter freyem Himmel in einem mit Mauern umgebnen Garten vorzunehmen. An einer Seite stand ein Thron für den Generalproveditor, und vor ihm Lehnstühle für die Räthe und den Adel, nebst einem Tisch auf dem das Evangelium und der Schleyer lag, den der Bischof trägt, wenn er nicht in pontificalibus ist. Der General kam in der Uniform des Proveditors, von vielen Offizieren, Räthen und Adlichen begleitet, und setzte sich auf den Thron so wie sein Gefolge auf die Sessel. Sogleich besetzten Soldaten den Eingang, und die Rathsdiener vertheilten die Votirkugeln unter die schon versammelten Popen. Es waren nur zwey Candidaten; aber beyde von großem Anhang. Die Wahl war sehr stürmisch, und hätte auf eine verdrießliche Art ein Ende nehmen können. Endlich stellte das Ansehn des Generals, und die Reden der Vernünf=

tigsten die Ruhe wieder her. Beyde Candidaten wurden ausgeschlossen, und alle Stimmen vereinigten sich auf einen alten Mönch, der sich durch seine Tugenden ein großes Ansehen erworben hatte. Der Erwählte näherte sich dem General, und dieser befestigte den bischöflichen Schleyer an seiner Mütze.

Der Prälat ward auf einem Armsessel, unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Canonen, und dem Freudengeschrey des Volks, in die Cathredalkirche getragen, wo er sein Gebet verrichtete, und eben so nach Hause gebracht. Hier umringten ihn eine Menge Menschen, um ihm Glück zu wünschen. Er lebte aber nicht lange, und nach seinem Tode bestieg endlich einer der obenerwähnten Candidaten, den bischöflichen Stuhl.

Der Erzbischof von Cephalonien hieng im Geistlichen vom Patriarchen zu Constantinopel ab. Er hatte keine bestimmten Einkünfte, aber die Accidentien machten etwas Beträchtliches aus. Jährlich bereisete er alle Dörfer, und alle zwey Jahr die Kirchen von Zante, und dies war seine Haupteinnahme. Außer den Beschäfftigungen die sein Amt nothwendig machte, als Ehescheidungen, Priesterweihe, und dergleichen; verrichtete er in jedem Dorfe wo er sich aufhielt, alle Functionen der Landpriester. Der Landmann dünkte sich glücklich, wenn sein Kind von dem Haupt der Kirche getauft, oder seine Ehe von ihm eingesegnet ward und zufrieden mit seinem eingebildeten Glück, bezahlte er ohne Anstand, die Pflicht der Dankbarkeit nach Vermögen.

Diese kleinen Einnahmen hätten ihm ein gutes Auskommen gesichert, wenn er nicht die Summen hätte er-

setzen müssen, die ihm sein Ehrgeiz kostete. Die Stimme des Generals, die Minister und Diener desselben, sogar der Wahlpriester mußten bezahlt werden. Welch ein angenehmes Schauspiel bot vor Zeiten eine Bischofswahl dar, wo die zahlreiche Versammlung der Diener der Kirche, den besten unter ihnen, an ihre Spitze setzten!

Den griechischen Bischöfen ward dieselbe Ehre als den lateinischen erwiesen. Ein Senatsschluß nöthigte sogar die Mitglieder der Regierung, an einigen feyerlichen Aufzügen Theil zu nehmen. Bey den Etikettebesuchen beobachtete man beym Proveditor dasselbe Ceremoniel, wie bey den lateinischen Bischöfen.

## Regierung, Adel, Handel, von Cephalonien.

Der Proveditor, welcher Cephalonien regierte, ward vom venetianischen Senat und aus den venetianischen Nobili erwählt. Zu Räthen hatte er zwey andre Patricier, welche mit ihm in Argostoli residirten. Der Commendant von Axo, hatte auch den Titel Proveditor, war aber von dem zu Argostoli abhängig; der oberste Kriegsbefehlshaber stand in Lixuri.

Die Besatzung machte höchstens dreyhundert Mann aus. Die Bauern waren wie auf den übrigen Inseln unter dem Namen Cernide enrollirt. Ein Eingebohrner hatte das Amt den schwarzen Wald zu lichten, und von Räubern rein zu halten. Er führte den Titel; Capitan del Bosco, und hatte Hauptmannssold.

Der griechische Adel erwählte, wie auf den übrigen Inseln, die Glieder der Municipalstellen. Wer vom Adel sich auf Corfu befand, durfte in den dasigen Rathsver-

sammlungen mit stimmen; der Adel von Corfu hatte dasselbe Recht in Cephalonien.

Den Handel den Cephalonien mit Corinthen und Oehl zur Zeit der Venetianer trieb, will ich bey Zante mit anführen. Die Einwohner haben sich vorzüglich der Schiffarth beflissen; ihre Marine ist die beste in Griechenland, und sie unterlassen nichts um sie im besten Stand zu erhalten. Sobald als Rußland durch den Besitz der Krimm sich der Schiffarth auf dem schwarzen Meer versicherte, verließen viele Cephalonier die venetianische Flagge und folgten der russischen. Sie befuhren zum erstenmal das schwarze Meer, brachten italiänische Waaren nach Cherson, und holten Eisen, Hanf, und Caviar von daher. Von letzterm verzehren die Griechen sehr viel; sie würzen ihn mit Oehl und Citronensaft.

Die Cephalonier sind fein, geschickt, und sehr ausdauernd bey ihren Unternehmungen. Hat ein Insulaner sich etwas vorgesetzt, so schreckt ihn nichts ab, und wie ein wahrer Proteus, nimmt er alle Gestalten an die ihm zu Erreichung seines Zwecks nöthig scheinen. Diesen Charakter bemerkt man vorzüglich bey den Vornehmen. Argostoli war in hundert verschiedne kleine Factionen zertheilt, und die venetianische Politik arbeitete daran sie mehr zu unterhalten, als zu unterdrücken. Sie sind rachsüchtig und ränkevoll, und man kann aber ihnen keinesweges großes Talent zu allen Wissenschaften absprechen. Cephalonien hat dem Auslande, Staatsmänner, Generale und Gelehrte gegeben. Gastfreyheit ist noch eine

Haupttugend des Cephaloniers, er liebt die Fremden, und ist er gleich so stolz wie alle Griechen, so läßt er doch ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren.

Die übrigen nicht so gastfreundlichen Griechen beschuldigen die Cephalonier, daß ihre Gastfreyheit nur vom Eigennutz erzeugt werde: indem sie glaubten, sich, wenn sie einmal in das Vaterland der Fremden kämen, eine gute Aufnahme zu verschaffen.

Diese Insulaner lieben das Vergnügen der Gesellschaft sehr, und ihre Weiber genießen alle Freyheit. In ihren Gebräuchen und Sitten haben sie nichts, das sie vor den übrigen Griechen auszeichnete.

---

# Vierzehnter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Insel Zante und der Strophaden.

## Zante.

Zante liegt nahe bey Cephalonien, an der Westküste von Morea, und hat etwa zwanzig Meilen im Umfang. Sie ist vier bis fünf Meilen breit und sieben lang. Die Hauptvorgebirge sind Schinari und Scopo. In der Nähe von beyden sind Untiefen, die bey Scopo heißt St. Spiridion.

Schinari bildet einen kleinen Hafen von ziemlicher Sicherheit. Nahe dabey liegt ein ansehnliches Dorf und eine Quelle, weiterhin einige unbeträchtliche Salzwerke. Die Küste bietet einen sehr lachenden Anblick dar, den im May der angenehme Geruch der Corinthenblüthe sehr vermehrt.

Bisweilen muß man das letztere Vergnügen theuer bezahlen, indem am Ufer von Schinari einige tiefe Hölen sind, aus denen eine weiße Fettigkeit von dem abscheulichsten Geruch hervorquillt. Die Einwohner bedienen sich derselben, um die Geschwüre ihres Viehs damit zu reiben, aber kein Chemist ist im Stande, den Ursprung und die Bestandtheile dieser Fettigkeit anzugeben. Will

man es aufbewahren, so zerfließt es in eine gelbe Feuchtigkeit.

Der Berg Scopo ist ziemlich hoch, und enthielt einen alten Tempel der Diana Opitis geweiht. Jetzt sieht man keine Spur von ihm, allein es findet sich in einer Kirche ein Stein, dessen griechische Aufschrift deutlich zeigt, daß er zum Altar in diesem Tempel gedient habe. Das Portal derselben Kirche besteht aus vier Säulen von cipolinischem Marmor.

Jetzt steht auf dem Berge eine griechische Kirche unserer Lieben-Frauen gewidmet, und ein großes Mönchskloster von der Regel des heiligen Basilius, unter der Aufsicht eines Abts. Diese letztere Stelle ist eine der einträglichsten auf der Insel, und ward nur an Adliche vergeben. Das reiche Kloster ward oft um Gelübde abzulegen besucht, aber eben so oft um Lustreisen dahin zu machen. Man hielt ein ländliches Mahl, und tanzte darauf nach dem Schall einer Geige und einer elenden Leyer. Wurden diese Instrumente etwa noch vom Oboe und der Trommel begleitet, so war jedes feine Ohr genöthigt, sich zu entfernen. Die Priester entschädigten sich beym Weine für das Vergnügen des Tanzes, dem sie mehr aus Zwang als aus Abneigung entsagten.

Der Hafen Chierri ist immer eine Zuflucht der Seeräuber gewesen. Im Jahr 1781 nahm ein englischer Kaper die französische Fregatte la Marie, und brachte die Ladung nach Chierri, wo sie verkauft ward, und trotz aller Klagen bey den Engländern und Venetianern verloren blieb.

Im Jahr 1783 kam ein englisches Schiff dicht vor den Hafen Chierri, und blieb zwey Tage dort liegen, ohne daß jemand ans Land kam. Der Pope des Inselchens Marotonisi ließ sich aus Neugier in einem Boote hinbringen, und fand auf dem Verdeck nur drey Leute, einen Sclavonier, einen Albaneser, und einen jungen Griechen von Paros. Diese erzählten, ein Seeräuber habe sie verfolgt, das Schiffsvolk habe sich in der Schaluppe davon gemacht, und sie ihrem Schicksal überlassen; doch wären sie glücklich entflohn, der Capitain schliefe eben, und wünschte nur einige Matrosen von Zante zu haben. Der Priester benachrichtigte den englischen Consul und den Proveditor davon, welche aber der Sache keinen Glauben beymaßen, sondern verlangten, er solle einen der Leute ans Land locken, welches ihm auch mit dem Albanier gelang. Man bemächtigte sich seiner, und er gestand im Verhöre folgendes.

Das Schiff sey wirklich englisch, und heiße die Großherzogin von Toskana. Der Sclavonier, Namens Osegovich, habe sich längst an den Venetianern, die ihn für einen Mord hatten aufhängen wollen, zu rächen gewünscht, und deshalb ihm, (dem Albanier) und dem Griechen den Plan, sich des Schiffs zu bemächtigen mitgetheilt. Dies gelang auch, durch Ermordung eines Theils der Mannschaft, und Verjagung der andern in die Schaluppe. Die Frau des Capitains ward gezwungen Mannskleider anzuziehn, und nebst zwey Seekadetten Matrosendienste zu thun. Osegovich suche jetzt Matrosen, um das Schiff nach Maina zu bringen, und habe in seinem Zimmer ein Faß mit Pulver und eine

brennende Lunte bereit, um sich bey der geringsten Gefahr in die Luft zu sprengen.

Der englische Consul begab sich sogleich allein an Bord, und Osegovich zeigte ihm den Paß. Der Consul stellte sich alles richtig zu finden, und bat ihn um Erlaubniß, die Frau des Capitains und die Cadetten am Ufer frische Luft schöpfen zu lassen. Durch diese List wurden alle drey gerettet.

Nun kamen sechs in Matrosen verkleidete Soldaten an Bord, ergriffen Osegovich nebst dem Griechen, besetzten das Schiff, und brachten die Verbrecher nach Zante. Man machte ihnen den Prozeß, und alle drey wurden erschossen, und ihre Köpfe am Meeresufer aufgespießt. Der Geist des Osegovich spukte nach der Meinung des Pöbels daselbst, und ein Dichter benutzte die ganze Anecdote, um ein Trauerspiel daraus zu verfertigen.

Ich selbst war auf meiner Reise von Marseille nach Zante in Gefahr, von einem Griechen Namens Lica, der ein neapolitanisches Schiff gekauft hatte, weggenommen zu werden. Zwey russische Kriegsschiffe retteten uns, wurden aber doch von dem Corsaren übel zugerichtet. Dieser Lica ward endlich gefangen, und auf die Galeeren von Corfu gebracht, wo er sich aber nach einigen Jahren loskaufte.

Im Jahr 1789 diente Chierri den russischen Corsaren zur Zuflucht, welche ihre Prisen dort verkauften, und auch von den Einwohnern unterstützt wurden, bis die venetianische Regierung ein Schiff dorthin verlegte. Chierri ist der einzige Ort der diesseitigen Küste, der den

Schiffern einen muntern Anblick gewährt, alles übrige besteht aus steilen Felsen.

Nahe bey dem Dorfe Chierri liegt eine große sandige Ebene, die blos zum Corinthenbau dienlich ist. Die Luft ist hier ungesund, wie die Bewohner der umliegenden Gegend durch ihre gelbe Farbe beweisen. Mitten in der Ebene befinden sich zwey Theerquellen, die aus tiefen Löchern entspringen. Ueber dem Theer steht ein Fuß hohes Wasser, das immer kühl bleibt, so wie auch der Theer, ob er gleich heftig braust, vorzüglich im Sommer und bey Erdbeben. Letztere sind nicht heftig, und man glaubt dieses den Theerquellen verdanken zu müssen. Viele Reisende glauben, daß die ganze Gegend umher hohl sey, und daß die Ebene ehedem ein Pechsee gewesen, bis ihn die Erdbeben verschütteten; eine Stelle des Herodot scheint dasselbe zu beweisen.

Leichte Körper, die man in die Quellen wirft, findet man nach einiger Zeit auf dem Meere schwimmen. Im April füllen sich die Löcher bis an den Rand; die Einwohner holen den Theer mit Eimern heraus, und schütten ihn in Gräben, wo das Wasser abläuft, und füllen ihn sodann in Fässer; bis zu hundert und funfzig Pfund. Ein Pfund kostet drey bis vier Sous französischen Geldes.

Das Wasser aus den Löchern schmeckt salzig, und riecht nach Theer: die Einwohner brauchen es wider das Fieber und andere Zufälle, wie auch die fremden Schiffer gegen den Scorbut. Die Griechen trinken davon wenn sie auch völlig gesund sind. Man gebraucht das Pech zum Calfatern der Schiffe, und es giebt bey hinlängli-

cher Menge den vortrefflichsten Mörtel ab, wie man an den Steinen sehen kann, womit die Insulaner die Pechgräben einfassen. Sie halten so fest zusammen, daß man sie eher zerbrechen als trennen kann.

An der Nordostseite von Zante giebt es ein schwefligtes Wasser, das die Bauern zur Heilung ihres Viehs besonders bey der Krätze anwenden. Sie waschen dasselbe damit, und der Erfolg ist immer glücklich. Das Wasser ist klar, schmeckt salzig und riecht nach Schwefel. Eine andere Quelle ist ein sicheres Purgiermittel, so wie eine dritte vollkommen nach Oel schmeckt. Am Ufer sind einige, die einen Fuß hoch salzig und darunter süß sind.

An den Felsen befinden sich sehr tiefe Hölen, die man aber nicht untersuchen kann, weil es unmöglich ist, einen Begleiter zu finden.

Die Erdstöße, die von Nordost nach Südwest sich verbreiten, sind nicht gefährlich, wohl aber die, welche mitten auf der Insel entstehn, und sich nach allen Seiten verbreiten, und fast alle fünf und zwanzig Jahr wiederkehren. Das letzte dieser Art war den zweyten November 1790, sehr verwüstend, über zwanzig Personen kamen ums Leben, und alle Oehl- und Korinthenvorräthe in Zante wurden verschüttet.

Zante verdient den Titel Blume der Levante, den ihr die Italiäner geben, wegen ihrer großen Fruchtbarkeit; denn sie bringt außer zehntausend Tonnen Wein, vierzig bis funfzig Millionen Centner Rosinen hervor. Zwey Drittel des nöthigen Getreides holen die Insulaner aus Morea, und bezahlen es baar.

In guten Jahren soll Zante wohl zwölf Millionen Centner Corinthen hervorbringen. Der Weinstock, welcher sie trägt ist niedrig, und wird an Pfählen gezogen. Die Trauben ähneln den Johannisbeeren, nur daß die Beeren dichter sitzen und keine Kerne haben. Wenn sie noch nicht ganz reif sind, haben sie eine angenehme Säure, welche die zu große Süßigkeit mindert. Im October gräbt man die Erde sorgfältig um, düngt den Stock mit fettem Mist, und beschneidet ihn im März. Im Ende des Julius werden die Trauben gelesen, und vierzehn Tage lang getrocknet.

Wenn es während dieser Zeit regnet, so deckt man die Trauben sorgfältig zu, da zu viel Regen sie gänzlich verderben kann, daß sie das Vieh nicht einmal frißt. Sobald sie hinlänglich trocken sind, leert man die Trauben ab, und füllt die Beeren in Säcke, welche man in die Magazine (Seraglie) bis zur Versendung hinlegt.

Jeder Bauer bringt seine Rosinen in das Magazin, welches aus hölzernen Bohlen besteht, und erhält dafür einen vom Eigenthümer unterschriebenen und untersiegelten Zettel. Diese Zettel gelten im Handel wie Bankonoten. Erst kurz vor der Einschiffung werden die Corinthen in Fässer gepackt. Jedes Magazinn kann drey bis vierhundert tausend Pfunde halten.

Man verfertigt aus den Corinthen einen süßen öhlichten Wein, der sehr gut für den Magen ist. Man läßt die Corinthen etliche Tage trocknen, preßt sie, und mischt den dicken Saft mit etwas Wasser. Wenn er einige Zeit gelegen hat, wird er klar.

Es giebt noch zwey Arten Corinthenweine, welche sehr süßlich schmecken. Der eine heißt Generoide, und wird aus einer Traubenart bereitet, welche im ersten Jahr große Beeren, in den folgenden aber eben so kleine wie die übrigen Corinthen hat.

Der andere heißt Muscato, weil er aus dem Muscateller gemacht wird. Da es keine Keller der Erdbeben wegen giebt, hält sich der Wein nicht gut: man macht einen sehr starken Essig daraus. Zuweilen hält er sich dreyßig Jahr, und ist dann vortrefflich, auch das Verschicken übers Meer ist ihm zuweilen mehr nützlich als schädlich.

Die weißen und rothen Tischweine sind stark und berauschend, weil der Erdboden, worauf der Wein wächst schwefelhaltig ist. Die schlechten Weine werden von den Verkäufern mit allerley berauschenden Ingredienzen gemischt, wodurch sie zwar besser bezahlt, aber auch ungesunder werden.

Aller Wein welcher jährlich gepreßt wird, beläuft sich auf zehntausend Fässer; es ist hinlänglich, um die Insel und die hier ankommenden Schiffe zu versorgen.

Auch an Oehlbäumen hat die Insel Ueberfluß: es giebt davon zwey Arten, die erste einheimische heißt Nostrani, die andere Dacoron von dem Ort auf Morea wo sie her sind. Die Nostrani sind hoch; und schon im September reif, die Dacoron niedriger, und können erst im Februar gesammelt werden. Die Einwohner von Zante schütteln die Bäume nicht, sondern nehmen die Oliven mit der Hand ab. Ehe man das Oehl auspreßt, thut man ein Zehntel Salz dazu. Die Nostrani geben

ein Viertel, und die Dacoron ein Drittel Saft. Zuerst zerquetscht man sie auf einer Mühle, welche von einem Pferde bewegt wird, und bringt sie dann unter die Presse, Das Oehl, welches nicht versendet, sondern auf der Insel verbraucht wird, macht man mit mehr Sorgfalt. Man salzt die Oliven nicht, wodurch dem Oehl der scharfe Geschmack benommen wird, und läßt sie vier bis fünf Tage trocknen, ehe man das nun sehr klare Oehl auspreßt.

Das zur Ausfuhr bestimmte Oehl wird in steinerne Krüge gethan, und wie die Korinthen in die Seraglie gebracht. Man benutzt es vorzüglich in den Seifenfabriken, und es ist so gut wie das peleponnesische. Die Olivenkerne werden vom Volk zur Heizung der Backöfen benutzt, da es am Holze fehlt, das man nur in geringer Menge von Albanien und den Klippen um Morea holt.

Das auf der Insel verfertigte Salz reicht zur Consumtion, aber nicht zum Einsalzen der Oliven hin; man muß daher das übrige von St. Maura einführen. Flüsse giebt es auf der Insel nicht; im Herbst und Winter nur bildet das Regenwasser einen Waldstrom, Finmara, kleiner Fluß, genannt.

Die Einwohner rühmen ihren Gartenbau sehr, und er ist wirklich vorzüglicher als auf den übrigen Inseln. Die Früchte würden sehr schön seyn, wenn man sie nicht immer aus Furcht vor Dieberevyen, oder bey einer Gelegenheit sie vortheilhaft zu verkaufen, zu früh abnähme. Das Gemüse schmeckt nach dem Erdreich, daß es dem Fremden schwer fällt sich daran zu gewöhnen. Nach Körbel, Sauerampfer, und andern der gewöhnlichsten

Küchenkräuter, frägt man vergeblich. Selbst Petersilie ist nicht immer zu haben. Die Einwohner gebrauchen sehr häufig eine Art kleiner Gurken, welche sie Zuchette nennen. Sie verzehren sie gekocht oder als Salat. Die Soldaten und Matrosen essen sie roh, ziehn sich aber durch ihren Genuß Coliken zu.

Das gemeine Volk ißt Bohnen, Erbsen und vorzüglich Kichern roh, und hebt die Blätter und Stiele auf, um am Johannistage ein Freudenfeuer anzuzünden.

Der Broccoli ist eins der häufigsten Gemüse, und wird wie die Gurken bereitet, auch thut man zuweilen Rosinen daran. Man liebt auch die Auberginen sehr, schneidet sie entzwey und bereitet sie mit Oehl-, Salz- und Pfeffer. In jedem Garten ist ein Brunnen zum Begießen; es giebt zwar Quellen genug, aber entfernt, und zwischen Felsen.

Wälder findet man nicht, aber einzelne Gehölze von Myrthen, Oehl- und Lorbeerbäumen. Virgil nennt die Insel zwar das waldigte Zante, aber er meynt entweder diese Büschel fruchttragender Bäume, oder es gab zu seiner Zeit mehr Holz darauf.

Wildpret ist selten, und aus Mangel an Wald und Sümpfen giebt es weder Land- noch Wasservögel. Im Frühling geht jährlich ein Trupp Jäger von Zante in die Wälder auf Morea, und kommt mit der Beute zurück, die sie selten verkaufen, sondern größtentheils mit ihren Familien verzehren.

Auch der Fischfang ist nicht ergiebig, sondern die Fischer sind genöthigt auf die benachbarten Küsten zu fah-

ren; sie salzen die wenigen kleinen Fische in- und auswendig ein, aber sobald das Wetter die Rückkehr der Fischerbarken verzögert, verdirbt die Ladung dennoch. Frische Fische sind so theuer, daß nur die Reichsten sie sich verschaffen können.

Die Bewohner des Dorfes Agala auf der Südseite der Insel haben eine Fischerey, welche der Jagd ähnelt. Die Felsen, welche das Dorf von der Küste trennen, sind sehr gefährlich zu besteigen, aber die Bauern, welche die Uebung kühn gemacht hat, wagen sich mit großer Leichtigkeit dorthin. Sie binden einen Strick um einen Baumstamm auf der Spitze der Felsen, und das andere Ende desselben um den Leib. Dicht am Meer sind Hölen, worin sich viele Meerkälber aufhalten. Der Jäger muß bis an den Hals untertauchen, um zum Eingang der Höle zu gelangen, und hält sich mit einer Hand an dem Strick, und mit der andern ein Pistol. Nun muß er dem Thier eine tödtliche Wunde am Kopfe beybringen, sonst springt es augenblicklich ins Meer. Sobald es todt ist, zieht ihm der Jäger in der Höle das Fell ab, und schneidet das Fett aus: das übrige läßt er den Vögeln und Wellen. Aus dem getrockneten Fell verfertigen die Bauern Schuhe, die sie der Dauer wegen den rindsledernen vorziehen. Das Fett wird geschmolzen und als Lampenöhl verbrannt: es giebt ein helles Licht, hat aber einen unerträglichen Geruch.

Rindvieh, Schaafe und anderes Vieh kommt von Morea, da der Mangel an Weide den Einwohnern nicht erlaubt, etwas anders als einige Ziegen zu halten. Aus ihrer Milch verfertigen sie Käse, aber es werden

eine Menge Käse aus Morea eingeführt, die sehr hart und salzig sind. Auch Federvieh kommt daher, so wie Caviar von Constantinopel und dem schwarzen Meer. Die übrigen Salzspeisen werden von den Engländern nach Zante gebracht, und machen die Hauptnahrung der Insulaner aus.

Zur Zeit der Ernte gehn vier bis fünftausend Bauern von Zante nach Morea, um dort zu arbeiten. Man bezahlt sie mit Korn, wovon sie nach der Rückkehr in ihre Heimath etwa drey Monat leben können. Die ganze Bevölkerung besteht aus funfzigtausend Seelen, die in einer Stadt und fünf und vierzig Dörfern leben.

Man wird im Sommer sehr von zwey Arten Mükken geplagt; deren Stich äußerst empfindlich ist. Die erste Art heißt Mussoni, ist klein, und macht ein lautes Geräusch. Sie dringen in die Stuben, und sogar in Speisen und Getränke ein. Ehe man des Abends Licht bringt, sucht man diese unbequemen Gäste dutch Rauch und Tücher zu vertreiben, aber die Fenster schließen so schlecht, daß sie haufenweise wieder hineinstürzen. Sie setzen sich an die Wände, und man entfernt sie durch brennende Wachsstöcke, die man so hält, daß sie in die Flamme fliegen. Des Nachts thut man am besten, das Bette mit Vorhängen von Baumwolle zu umgeben, die im Lande verfertigt werden, und Moschali heißen.

Die andere Art ist eine weiße Fliege, welche Papatasi heißt, weil sie gar nicht lärmt. Der Stich ist noch empfindlicher als der von den vorigen Mücken. Es entstehen große Beulen, die Stunden lang schmerzen.

Giftige Insecten sind sehr häufig und vorzüglich in den Häusern, wo sie durch die herrschende Unreinlichkeit ernährt werden. Unter denen, deren Biß man für tödtlich hält, zeichnet sich ein Wurm mit einer unendlichen Menge sehr kurzer Füße aus. Er ist einen bis anderthalb Zoll lang, von grauer Farbe, und läuft sehr schnell. An feuchten Mauern sieht man sie häufig, Die Insulaner nennen sie Galera, wahrscheinlich ist es eine Art Scolopendra.

Man fürchtet auch eine gewisse Spinne sehr, welche zum Geschlecht der Mauerspinne zu gehören scheint, sie hat die Größe einer Nuß, schwarze Farbe und starke Klauen. Sie vergräbt sich in der Erde neben Hecken und Büschen, in einem drey bis vier Zoll tiefen Loche, das sie mit ihrem Gewebe überzieht. Dieses Loch ist mit einem Deckel versehen, den sie mit Spinneweben befestigt und mit Erde bedeckt. Sie sitzt auf dem Boden dieses Lochs, und läßt die Thüre halb offen; sobald sich eins der Insecten, von denen sie sich nährt, zeigt, schließt sie die Thüre und bemächtigt sich der Beute. Heraus wagt sie sich selten, da ihr langsamer Gang den Insecten Gelegenheit giebt, leicht zu entwischen. Ihr Biß soll in zwey Stunden tödten. Das einzige Mittel ist, den verwundeten Theil abzuschneiden. Auf dem Lande ist diese Spinne sehr häufig, und sie wird auch zuweilen mit den Reißbündeln, welche die Bauern verkaufen, in die Stadt gebracht.

Auf den Mauern findet man häufig eine Art schwarzer Eidexen, von der Größe und Gestalt der französi=

schen: sie liebt Ruinen, und ihr Biß soll ebenfalls tödtlich seyn. Die Insulaner nennen sie Luzerton.

Eine andere Art Eidexen Namens Luzerta, ist kleiner wie die vorige, und von grauer Farbe. Ihr Biß ist nicht so gefährlich. Die Eidexen laufen sehr schnell, sobald man sich ihnen nähert, sehen sie einen starr an, und bey der kleinsten Bewegung entfliehen sie. Sie nähren sich von Fliegen und Mücken, die sie sehr geschickt zu belauern wissen.

Der Stich der Skorpionen ist nicht tödtlich; verursacht aber vier und zwanzig Stunden lang so lebhafte Schmerzen, daß gewöhnlich ein heftiges Fieber darauf erfolgt. Ein gewisses Kraut, Scorpio Corto, Skorpionskraut genannt, ist ein sicheres und schnelles Mittel wider das Gift dieses Thiers.

Schlangen und Vipern sind selten, klein und unschädlich. An officinellen Pflanzen soll Zante Ueberfluß besitzen.

Der Leser wird es mir ohne Zweifel danken, wenn ich ihm beschreibe, wie man zu Zante die rachitischen Personen behandelt; da die Kunst der Aerzte bey dieser Krankheit so oft ohne Erfolg ist. Sobald die Krankheit sich zeigt, giebt man dem Kranken ein gelindes Abführungsmittel von Senesblättern. Dreymal des Tages muß er sechs Unzen eines dicken Syrups nehmen, der aus Aristolochia longa, Cardus sanctus, Scolopendria und Verbena bereitet wird. Der kranke Theil wird mit demselben Syrup gebadet und gerieben.

Nachdem man diese Kur acht Tage lang, während welcher der Kranke das Bett hüten muß, fortgesetzt hat, erholt er sich wieder.

Es ist gebräuchlich, den neugebornen Kindern die ersten Tage einige Löffel dieses Syrups zu geben, und vielleicht hat dies zur Folge, daß man die englische Krankheit sehr selten auf der Insel antrifft. Die mehresten Patienten sind Fremde, die Weiber gebrauchen dieses Mittel nur im letzten Mondsviertel, und lassen sich nicht ausreden, daß es zu ieder andern Zeit ohne Wirkung seyn würde.

---

## Funfzehnter Abschnitt.

Beschreibung der Stadt Zante. Mahlerische Lage dieser Stadt. Die Vestung. Der Pallast des Proveditor. Griechische und lateinische Klöster. Bevölkerung. Griechische Kirchen. St. Markusplatz. Lateinische Kathedralkirche. Bischöflicher Pallast. Hauptwache. Wohnung des Commendanten. Addreßhaus. Bauhof. Gesundheitsbureau. Zollhaus. Leuchthurm St. Niklas. Damm. Fontego oder das öffentliche Kornmagazin. Der Markt. Hauptstraße. Kirchen. Begräbniß eines russischen Generals. Lazareth. Arsenal. Soldatenhospital. Gottesacker der Engländer. Bevölkerung der Stadt und der Insel. Judenviertel. Garnison.

Zante liegt auf der östlichen Seite der Insel am Abhange eines Bergs, der sich unmerklich bis zum Meeresufer neigt. Sie liegt in einem halben Kreise, den in Süden der Berg Scopo begränzt. Die Häuser sind, aus Furcht vor dem Erdbeben, niedrig; die Bauart ist besser, und nicht so ärmlich wie auf den übrigen Inseln. Die Gebäude, welche auf den höchsten Orten stehen, durch Oliven- und Cypressenwäldchen, oder durch kleine Gärten getrennt, krönen gleichsam die Stadt und bieten dem Auge des Fremden einen bezaubernden Anblick dar. Sobald er aber diesen lockenden Ort betritt, hat er Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie wenig man dem Aeußern trauen darf.

Ein hoher Berg beherrscht die Stadt, und auf seinem Gipfel ist die Vestung erbauet; der Weg, welcher hinaufführt, ist steil, und nur für Fußgänger oder gut abgerichtete Pferde gangbar. Am Fuße des Berges findet man eine Anzahl gesattelter Esel und Maulthiere, deren Führer jeden einladen, sich ihrer zu bedienen. Dies rief mir die Posten am Berge Cenis ins Gedächtniß. Der erste Posten der Vestung ist ein Thor mit einer Zugbrücke, welches vier oder fünf Soldaten in einer elenden Hütte bewachen. Am Eingange der Vestung liegt ein Dorf, Namens Bucoli, dessen Einwohner als die rachsüchtigsten und blutgierigsten Menschen bekannt sind. Hinter zwey andern Posten von derselben Art als der erste liegt eine ziemlich unscheinbare griechische Kirche. Man steigt darauf durch eine enge Straße bey einem griechischem Mönchskloster vorbey, und kommt so auf eine Art von öffentlichem Platze. Rechts sind die Gefängnisse, welche die Venetianer niemals leer ließen, und links die Wohnung und die Gerichtsstuben des Kanzlers und anderer Civilbedienten.

Am Ende des Platzes stand der Pallast des Proveditor, ein ziemlich elendes Gebäude. Man trat zuerst in einen Vorsaal, wo sich die Garde seiner Excellenz, die aus etwa dreyßig Soldaten bestand, aufhielt; wie im vordersten Saale beym Generalproveditor hieng auch hier ein ungeheures Gemählde mit dem Wappen des Gouverneurs. Sechs Hellebarden und die Mäntel der Hellebardiere paradirten gleichfalls an der Mauer. Eine schlechte Pritsche für die Soldaten nahm die andre Seite des Vorsaals ein. Aus diesem Vorsaale kam man in den

Saal, wo der Proveditor Gericht hielt, und wo sich die Adlichen versammelten, wenn das schlechte Wetter seine Excellenz verhinderte, sich in die Stadt zu begeben. An der Decke war Themis mit allen ihren Attributen abgebildet. Da ich einstmals einem Prozesse beywohnte, näherte sich mir einer von den Klägern, wunderte sich, daß ich dieses Gemählde so oft anblickte, und erklärte es mir folgendermaßen: Was Sie da sehen, ist das Bildniß einer Buhlerin, ihre Gunstbezeugungen sind für Geld feil, und ich habe nie etwas von ihr erhalten können. Die Vernunft ist für mich in dem gegenwärtigen Prozeß, wie in funfzig andern. Ich habe alle funfzig verloren, und werde diesen auch verlieren. Er irrte sich nicht, schien aber sein Unglück sehr gleichmüthig zu ertragen.

Die Möbeln des Saals bestanden in einem kleinen, mit einem Teppich bedeckten Tische, auf dem das Evangelienbuch lag, drey Armstühle für den Proveditor und zwey Räthe, und gegenüber eine Bühne für den Redner. Während dieser sprach, standen die Procuratoren bey ihm, welche die Acten und das Gesetzbuch hielten, woraus sie einzelne Stellen, nachdem es der Redner verlangte, ablasen. Die Zuhörer von Stande hatten gleichfalls Stühle. Wenn sie alle Reden bis zu Ende hören müssen, waren sie sehr zu bedauern.

Eine hölzerne Treppe führte zu den Zimmern des Proveditor. Ich habe nichts darin gesehen, was die Neugierde der Leser befriedigen könnte.

Neben dem Pallaste des Proveditor wohnten die beyden Räthe, die der Senat ernannte, in einem Hause, welches der Regierung gehörte. Seitdem dieses gänzlich

zusammenfiel, mietheten sich die Herren in die Stadt ein, und erhielten etwas Gewisses zur Entschädigung. Dasselbe geschah mit dem Proveditor selbst, weil das letzte Erdbeben seinen Pallast zerstörte.

Die Vestungswerke bestehen blos aus Mauern, die an mehrerern Stellen beschädigt sind. Südlich liegt ein Ravelin, wo die Flagge des heiligen Markus wehte; etwa zwanzig eiserne Kanonen lagen in der Vestung, aber die mehresten in schlechtem Zustande und ohne Lavetten. Oft mußte man sie durch Böller verstärken, um die Grüsse der fremden Kriegsschiffe zu beantworten.

Die Vestung hat eine vortreffliche Quelle, welche Naranzera heißt. Entweder wegen der Nachbarschaft einiger Orangenbäume, oder um den vortrefflichen Geschmack des Wassers zu beschreiben. Diese Quelle versieht einen Theil der Stadt mit Wasser, aber der Transport auf Mauleseln macht es sehr theuer. Außerdem giebt es mehrere Cisternen. Nahe dabey liegt ein Franziscanerkloster. Der Convent bestand aus einem einzigen fetten Mönche, der in aller Frömmigkeit die Einkünfte verzehrte, welche für zwölf Conventualen bestimmt waren. Kirche und Kloster waren auch in schlechtem Zustande.

Der Proveditor ließ alle Sonn- und Festtage die Messe bey sich lesen, und hatte zu diesem Zwecke einen Caplan aus Venedig mitgebracht. Man weiß, daß in Italien, Spanien, und sonst auch in Frankreich jeder Angesehene oder Reiche sich darauf etwas zu Gute that, einen eignen Beichtvater zu haben, der gewöhnlich den Herrn im Hause spielte.

Was die Fremden am meisten bewegt, die Vestung von Zante zu ersteigen, ist die außerordentlich schöne Aussicht, die man gegen Osten auf eine weite Ebne hat. Diese Ebne allein bringt den größten Theil aller Produkte der Insel hervor. Sie bestehet aus Landhäusern, Weinbergen, Olivenhainen, Gärten, Kornfeldern und Weiden. Zur Zeit der Weinlese oder Oehlernte kann man nichts schöneres sehen, als das Leben, welches auf diesem Gemählde herrscht, das vom Meere begrenzt wird. Diese Ebne hat etwa fünf Meilen Länge und viertehalb Breite. Bis zum Jahre sechszehnhundert drey und siebzig war sie ein Sumpf, den der Provveditor Angelo Barbarigo austrocknen ließ.

Die ganze Bevölkerung der Vestung machte zur Zeit der Venetianer, die Garnison mitgerechnet, vierhundert und funfzig Köpfe aus.

Die merkwürdigsten Gebäude auf dem Abhange des Berges sind die Kirchen. Die erste lateinische ist dem heiligen Elias geweiht, und ward durch einen Canonicus des Domcapitels versehen. Dieser bewohnt ein kleines artiges Haus, und besaß einen großen Küchengarten, dessen Produkte seine Bedürfnisse weit überstiegen.

Die griechischen Kirchen sind folgende: St. Johann in Lancada, welche zu einem Mönchskloster gehört; La Madonna Spiliotissa, oder Anafomitra, S. Georg dei Grebani und die Eliaskapelle.

Wenn man von der Vestung und dem Berge herunterkommt, trifft man den St. Markusplatz, welcher mitten in der Stadt liegt. Er ist klein, dreyeckig, mit Quadersteinen gepflastert, und von elenden Häusern um-

geben. Links liegt ein Kaffeehaus, das durch eine große Weinlaube vor der Sonne geschützt ist. Die jungen Leute bringen daselbst einen großen Theil des Tages mit Karten- und Billardspiel zu.

Man sieht ferner eine kleine griechische Kirche, und dabey die lateinische Kathedralkirche des heiligen Markus. Diese Kirche hat außer dem Hochaltar nur zwey kleine Kapellen, ward aber in gutem Zustande erhalten. Sie hängt mit dem bischöflichen Pallaste zusammen. In diesem befindet sich eine Gemähldegallerie, welche die verschiednen Bischöfe von Zante gesammelt haben. In dem Saale, wo der Bischof Audienz gab, war eine Art Thron mit einem Baldachin aufgeschlagen, vor welchem ein Betstuhl und ein großes Crucifix stand. Die Cathedralkirche ist von Häusern umgeben, welche zur Wohnung der Domherren bestimmt sind. Nahe dabey war die Hauptwache mit etwa dreyßig Soldaten, ein elendes Gebäude mit einer hölzernen Barriere, und zwey alten Kanonen auf verfaulten Lavetten. Der Offizier bewohnte ein kleines Stübchen, worein das Licht durch ein Gitterfenster ohne Glas fiel. Zwey andre Löcher dienten zum Aufenthalte der Soldaten und Gefangenen.

Auf der rechten Seite des Platzes stand das Haus des Commendanten, und neben an das Leihhaus, welches aus einem einzigen großen Saale bestand. Dieser Saal diente zur Aufbewahrung der Pfänder in dreyfach verschloßnen Schränken, und zur Versammlung des Adels. Am Ende stand eine Bühne mit Schranken umgeben. Hier saßen der Proveditor und seine Räthe. Unter dem

Saale war das Magazin für die Soldaten, wo man auch Zwieback für die Kriegsschiffe aufbewahrte.

Das Addreßhaus ward im Jahr 1670 gestiftet; es soll ein Capital von 150,000 Livres besitzen. Seit den Revolutionen auf Morea hat es einen sehr glücklichen Fortgang gehabt, da eine Menge Griechen mit ihren kostbarsten Habseligkeiten nach der venetianischen Insel flohen. Das Haus steht unter der Direction dreyer Administratoren, welche der versammelte Adel ernennt. Das Archiv der Stadt wird gleichfalls hier aufbewahrt.

Etwas weiter davon am Ufer des Meeres ist eine Art Rhede, um Barken, Kähne und Kauffahrtheyschiffe zu erbauen. Die größten halten zweyhundert bis zweyhundert funfzig Tonnen.

Auf demselben Platze ist das Büreau der Gesundheit. Es ist ein kleines Haus mit zwey Zimmern: in dem einen versammeln sich die Commissaire des Gesundheitsgerichts, in dem andern der Kanzler und seine Assessoren. In diesem Zimmer stand ein Schrank mit kleinen dreyeckigen Flaggen, um die Schiffe damit zu zeichnen, welche man ausrüstete, wenn die Pest auf dem festen Lande ausbrach, um heimliche Landung zu verhindern. Gegenüber ist ein anderes Haus, welches auch den Gesundheitscommissarien gehört. Oben ist ein Saal, vier kleine Stuben und eine Küche, wo man zuweilen fremden Passagieren zu wohnen erlaubte, welche während dem Aufenthalt ihres Schiffs ans Land kommen wollen. Dieses Haus hieß die Contumaz.

Der untere Theil diente zur Niederlage der Waaren, welche in den dicht dabey vor Anker liegenden Schiffen

waren. Es ist mit einem eisernen Gitter verschlossen, dessen Oeffnungen groß genug sind, Korn durch zu schaufeln An verschiednen Orten stehen Schildwachen, daß niemand der Quarantaine haltenden Personen in die Stadt komme. Indeß konnte man die Erlaubniß leicht durch ein Trinkgeld an den Aufseher bekommen.

Das Zollhaus ist ein schlechtes Gebäude, und enthält oben zwey Zimmer für die Beamten, nnd unten eine Wachtstube für sieben oder acht sclavonische Soldaten, welche die Zollbedienten unterstützten. Diese letztern unterhielten auch eine mit Sclavoniern bewaffnete Barke, welche Achtung gaben, daß nichts heimlich ans Land gebracht werden konnte. In dieser Gegend liegt die griechische Kirche des heiligen Nicolaus, auf deren Glockenthurm man des Nachts ein'ge Laternen brennend erhält, um den Schiffen zu leuchten. Oft genug aber waren die Laternen nicht angezündet, wenn sich der Priester das Oehl zueignete, welches er zu ihrem Unterhalte erhielt.

Diese Kirche giebt einem benachbarten Damm den Namen, welcher für die Galeeren, Barken und flachen Kauffartheyschiffe zum Hafen dient. Ehedem stand hier eine kleine Festung, wo der Gouverneur wohnte, und welche mit ihren Kanonen den Hafen deckte. Sie ward aber auf Klage des türkischen Hofes geschleift, weil man nur Kauffartheyschiffe hier aufnahm. Die Zollbedienten hatten hier einen kleinen Posten, welcher la piccola dogana oder der kleine Zoll hieß.

Nahe dabey liegt ein viereckiger Platz, auf dem das Fontego oder Kornmagazin steht. Es ist nur ein Stockwerk hoch und mit Gitterfenstern versehen. Man

legte von jeder Ernte etwas zurück, um in Jahren des Mangels Vorrath zu haben.

Eine sehr enge Gasse führt von hier zum Markt, welcher den Namen piazza dell' erbe führt. Die Bauern bringen hieher ihre Früchte und Gemüse. Es stehen dort eine Menge Buden, wo man gesalzene Speisen, wie Caviar, Kabbeljau, Heeringe und dergleichen verkauft: andre handeln mit Korn von Morea. Diese Victualienhändler bildeten eine eigne Innung unter dem Namen frailla degli fromagieri, welche alle für einen für Bezahlung ihrer Waaren gut sagten, so daß die Groshändler, von welchen sie diese nahmen, keine Gefahr dabey hatten. Man fristete ihnen die Bezahlung beynahe auf ein ganzes Jahr. Mitten auf dem Markte steht ein Kaffeehaus, wo bloß der Adel zugelassen ward. Eine unbequemere und schmutzigere Lage konnte man nicht leicht wählen.

Von dem Markte kommt man in die Calle larga, oder große Straße, welche ziemlich gut gebaute Häuser enthält. Sie endigt sich bey einer Sandgrube, neben welcher die beyden schönsten und reichsten Kirchen aller griechischen Inseln stehen. Die erste ist dem heiligen Dionysius geweiht, und mit vielen Gemählden italiänischer Künstler geziert. Griechische Bildhauerkunst und Vergoldung ist darin verschwendet. Ein Priester von Zante hat eins der vorzüglichsten Stücke gemahlt. Es ist drey Fuß hoch, und so lang wie das Chor, wo die Weiber stehen. Es stellt eine Procession des heiligen Dionysius vor, enthält über dreyhundert Figuren, und man hat mich versichert, daß der größte Theil den Ori-

ginalen ähnlich sey. Die Kirche ist mit einer großen Menge silberner Lampen und andern Opfern geschmückt. Der Körper des heiligen Dionysius liegt in einem, mit vergoldetem Silberblech beschlagenen Sarge, welcher sehr künstlich gearbeitet ist. Ein Convent griechischer Mönche des heiligen Basilius unter der Aufsicht eines Abts, versehen den Gottesdienst. Sie wohnen in einem gut gebauten Kloster, worin aber eine große Unreinigkeit herrscht.

Die Kirche der Erscheinung (Phaneromenie) hat ohne Zweifel den nächsten Rang nach obiger. Sie ist an Vergoldung und Gemählden so reich, wie jene, und wird von einer großen Anzahl schöner Lampen erleuchtet. Auf Zante sind überhaupt die gottesdienstlichen Gebäude weit größer und prächtiger, als auf den übrigen Inseln. Die Furcht vor den Erdbeben hat sie auch nicht verhindert sehr hohe Glockenthürme darauf zu setzen.

Wenn man diesen Weg verfolgt, kommt man über den Fluß auf einer kleinen steinernen Brücke von drey Schwibbogen. Weiterhin am Ufer des Meers steht die griechische Kirche des heiligen Constantins, deren Fasade aus einem Portico von acht Säulen besteht. Hier liegt ein rußischer General begraben, welcher im letzten Kriege Rußlands mit der Pforte im Hafen von Zante starb. Die venetianische Regierung zeigte bey dieser Gelegenheit ihre gewöhnliche Schwäche. Der kommandirende Offizier, welcher dem verstorbenen General nachfolgte, verlangte den Körper am Lande zu begraben. Der Proveditor antwortete, daß sein Geschwader in Quarantaine wäre, und der Körper daher im Lazarethe begraben werden müßte.

Der rußische Offizier aber, anstatt den Vorschlägen der Regierung zu gehorchen, befahl so gleich den Körper ans Land zu setzen. Man salutirte ihn von jedem Schiff mit neunzehn Kanonenschüßen, und alle Truppen begleiteten ihn. Sie landeten an der Sandgrube, und die Truppen stellten sich in zwey Reihen, zwischen denen man die Leiche, von allen Staabsoffizieren begleitet, trug. Der Proveditor glaubte, daß man nach dem Lazarethe gehen würde, und schickte einen Theil seiner Truppen zum Empfang der Leiche ab. Die Rußen begaben sich aber in die Kirche des heiligen Constantin, wo sie nach gehaltnem Gottesdienst den General begruben. Darauf machten sie einige militairische Evolutionen, wodurch sie eine Menge Insulaner verleiteten, sich auf dem Geschwader einzuschiffen. Diese Aufführung des rußischen Offiziers, die wider die Gesundheitsgesetze aller Völker lief, und die Neutralität einer freundschaftlichen Macht beleidigte, hätte doch gewiß eine Ahndung verdient. Wie oft entstanden nicht aus ähnlichen Kleinigkeiten blutige Kriege!

Das Lazareth besteht aus vier viereckten Höfen, welche mit niedrigen Mauern umgeben sind, und zur Niederlage der Quarantaine haltenden Waaren dienen. Es enthält einige Zimmer für die Passagiere. Das obere Stockwerk der Seeseite bewohnet der Aufseher des Lazareths, und das untere die acht Mann starke Wache. Die Nordostwinde verhindern gewöhnlich die Fahrzeuge zu landen, welchem Uebel aber durch einen kleinen Damm, mit geringen Kosten hätte abgeholfen werden können. Einige Mönche vom Orden des heiligen Antonius haben dicht beym Lazareth eine Kirche und ein Hospital, wo sie

die katholischen Kranken mit vieler Sorgfalt pflegen. Auf der andern Seite steht die Kirche des heiligen Rochus, deren Priester die griechischen Patienten besorgen.

Beym Ausgange des Lazareths findet man die von den Insulanern so sehr gerühmten Gärten, an denen aber nichts vorzügliches ist, als daß man kleine Lustparthien daselbst im Schatten der Oehlbäume anstellen kann.

Das Arsenal ist ein großes, halb offnes Gebäude, wo man zuweilen Thaue, Anker, Lavetten und Takelwerk verwahrte. Der Seeoffizier, welcher die Aufsicht darüber hatte, führte den Titel Amiraglio. Seine Pflicht war den fremden Fahrzeugen die sichersten Plätze im Hafen anzuweisen und zu sorgen, daß keines an das andre stieß. Er mußte auch dafür sorgen, daß der Leuchtthurm St. Niklas beständig erhellt war, und daß bey Stürmen die Fahrzeuge, die sich in Noth befanden, Hülfe erhielten. An ihn wandte man sich, um geschickte Schiffer, durch den Archipelagus oder Golfo von Venedig zu erhalten. Außer seinem Sold erhielt er von jedem Schiffe, welches einlief, einen Thaler, und einen halben von jeder Barke. Die Fischerkähne mußten ihm einen Theil ihres Fangs abgeben.

Zunächst stößt man auf das Soldatenhospital, das in zwey Säle getheilt ist. Der unterste enthält vierzig elende Betten, in deren jedem zwey Kranke, oft von ganz verschiednen Gebrechen lagen. Der Schmutz, der Mangel an Arzneyen und das kärgliche, ungesunde Essen verursachte bey den meisten Patienten den Tod. Die Stellen des Administrators, des Arztes, und der übrigen Aufseher waren verkäuflich. Der oberste Saal diente zur

Auferziehung der Findelkinder, die ebenfalls zwey und zwey in einer Wiege lagen. Der Staat bezahlte eine mehr als hinlängliche Summe für jedes, aber die Todten wurden erst nach mehrern Monaten aus dem Verzeichniß gestrichen, und die Lebendigen so behandelt, daß man die Nachlässigkeit der Regierung verdammen muß.

Gegenüber dem Hospital liegt eine lateinische Kirche, die der Jungfrau Maria heilig ist; sie gehört zu einem, zweyhundert Jahr altem Franziskanerkloster, von der verbesserten Regel.

Wenn man die Küste immer weiter nach Norden verfolgt, trifft man einen steilen Pfad an, der zu einem Hügel leitet, auf dessen Spitze der Begräbnißplatz der hier verstorbnen Engländer ist. Es giebt nichts mahlerisches als diesen Gottesacker; er ist mit Mauern umgeben, und ein Priester, der dabey in der Kapelle St. Georgs wohnt, hat die Aufsicht darüber. Jeder englische Capitain oder Passagier giebt ihm etwas, wovon er sich und seine Kirche hinlänglich erhält. Inwendig ist der Kirchhof mit Cypressen und andern Trauerbäumen besetzt, und voller Mausoleen auf Säulen, und Marmortafeln. In einer Ecke ist eine Grotte mit dem Grabe eines brittischen Consuls: die Wände sind mit Epheu bedeckt, das um die ausgehauenen Sinnbilder ranket, und eine lateinische Inschrift verkündet die Tugenden und den Todestag des Agenten. Alle übrigen Leichensteine tragen englische oder lateinische Inschriften mit dem Wappen des Verstorbenen.

Am nördlichsten Ende der Stadt fließt die Quelle Crio nero, welche das Uferviertel von Zante beschließt.

Die Stadt selbst soll etwa zwölftausend, so wie die ganze Insel fünf und vierzig bis funfzig tausend Seelen enthalten. Etwa funfzig Dörfer liegen in der Ebne und den Bergen zerstreut.

Die Juden, etwa zweytausend an der Zahl, haben ein eignes Stadtviertel inne, das mit Mauern umgeben, und dessen Thore mit Wachen besetzt sind. Eine Synagoge besitzen sie nicht, sondern versammeln sich in einem Saale bey dem Rabbiner.

Die Garnison ist dreyhundert Mann stark, und das Landvolk wie auf den übrigen Inseln unter dem Namen Cernide enrollirt.

## Sechszehnter Abschnitt.

### Lateinische und griechische Religion, Regierung, Sitten und Kleidung.

Man schreibt der heiligen Veronica die Ehre zu, die Bewohner von Zante zur christlichen Religion bekehrt zu haben.

Zu der Zeit als die griechische und lateinische Kirche noch vereinigt waren, war Zante der Sitz eines Bischofs den der Pabst ernannte. Einer dieser Bischöfe war bey dem berühmten Concilium von Nicäa zugegen. Unter der Regierung Pabst Leo des Weisen ward Zante für suffragan von dem Bisthum Corinth erklärt. Keine der bekannten Christenverfolgungen hat die Einwohner von Zante beunruhigt.

Als die Lateiner Herren des Morgenlandes wurden, setzten sie in Griechenland catholische Bischöfe ein. Zante hatte dasselbe Schicksal: diese Aenderung empörte die Insulaner, welche sämtlich griechische Christen waren. Sie vereinigten sich mit den übrigen Griechen und brachten ihre Klagen auf dem florentinischen Concilium an. Man entschied daß alle diese Kirchen zugleich einen griechischen und einen lateinischen Bischof haben sollten, und nach dem Tode eines von beyden zu keiner neuen Wahl geschritten werden dürfte, als bis der andre auch gestorben wäre. Das Hochstift Zante blieb lange unbesetzt, oder die vom Pabst ernannten Bischöfe residirten wenigstens nicht hier; so daß die Catholiken auf die Dienste einiger Franziskaner eingeschränkt waren, deren Kloster von den Türken

verbrannt, und die Kirche daher in ein Magazin verlegt ward. Bey der Besitznehmung der Venetianer waren alle Lateiner zur griechischen Religion übergegangen, und die Kirchen lagen in Ruinen, bis ein abgeschickter Geistlicher die Erlaubniß erhielt, sie wieder aufzubauen.

Leo der zehnte ernannte Ferdinand von Medicis zum Erzbischof von Zante, und dieser war der erste, der seine Dioeces besuchte: aber erst unter Sixtus V. ward eine Cathedralkirche erbaut, und Zante für suffragan von Corfu erklärt, Die Einkünfte des Bischofs betrugen etwa tausend und zweyhundert Thaler. Er mußte aber für die Erhaltung der Kirche (aber nicht der Klöster) sorgen. Der neue Bischof mußte sich die Bulle selbst aus Rom holen, und dort examiniren lassen, wodurch er immer einige Jahre aufgehalten ward.

Das Capitel bestand aus acht schlecht dotirten Domherrn. Diese Prälaten hatten außer dem Pfarrer blos den Rang vor den übrigen Priestern voraus. Der Bischof hatte wie der von Corfu seinen kleinen Hof, und erhielt feyerliche Besuche von der Regierung.

So lange die Lateiner Herrn von Constantinopel waren, standen die griechischen Dioecesen unter einem besondern Geistlichen, welcher den Titel Protopapa führte. Bey Gelegenheit der Ordinationen und dergleichen, worüber er keine Macht hatte, wandte er sich an den nächsten Prälaten.

Als die Insel venetianisch wurde, erlaubte der Senat dem Adel, alle fünf Jahr einen Protopapa zu wählen, der vom griechischen Erzbischof zu Cephalonien abhieng.

Die griechische Cathedralkirche St. Nicolaus wird vom Protopapa und sechs Capitularen versehen. Die griechischen Kirchen sind zahlreich, und schöner als auf den übrigen Inseln. Eine der vorzüglichsten ist die des heiligen Dionysius, die zum Kloster des heiligen Basilius gehört. Die Mönche desselben sind sehr reich, und die Strophadeninsel gehört ihnen. Auf dieser haben sie auch ein Stift, welches weiter unten beschrieben werden soll.

Die Regierung bestand aus drey venetianischen Edelleuten, nämlich einem Proveditor und zwey Räthen, die der Senat ernannte, und dieselben Functionen wie die von Cephalonien hätten. Der Proveditor hatte seinen Kanzler, Adjutanten, u. s. w. Auch der Adel stand im nämlichen Verhältniß wie dort.

Als die Venetianer von Zante Besitz nahmen, fanden sie die Insel durch die Verheerungen der Türken und die darauf erfolgten Auswanderungen sehr entvölkert. Der Senat unterließ nichts, um neue Einwohner hinzuziehn, und die Einrichtung eines Adels, so wie die sanfte Regierung verursachte bald ein Zuströmen von vielen Italienern, die dort durch den Krieg vertrieben oder durch die Hoffnung einer angenehmern Lage hingelockt waren.

Die Besatzung bestand aus dreyhundert Mann, unter dem Commando eines Obristen. Die Cernide oder Landmiliz stand unter einem Adlichen, welcher Sopraintendente hieß.

Unordnung und schlechte Handlungen fielen auf Zante häufiger als irgendwo vor. Durch die Habsucht der Regierenden entstanden und erhielten sich die schänd-

lichsten Mißbräuche. Jeder Proveditor brachte eine Summe Zechinen, oft von Juden erborgt mit, welche unter die Bauern; unter dem Vorwand sie zu unterstützen vertheilt ward; aber nach einem Jahre mußten sie den doppelten Preis an Waaren erlegen. Einwendungen, man brauche keine Hülfe, wurden mit Gefängniß bestraft, und die Freyheit war nur für Geld wieder zu erlangen. Diese Erpressungen hießen Prostichii. Die Vornehmen konnten ihren Landsleuten nicht helfen, sie hielten es also für das beste, sie mit auszuplündern.

Hierdurch entstand ein so bitterer Haß der Bauern, gegen den Adel und die Bürger, daß sie oft bewaffnet in die Stadt drangen, und nur durch Geld von Empörungen abzuhalten waren. Mehr als einmal wollten sie aus Rache, blind gegen ihr eignes Interesse, die Weinpflanzungen verbrennen.

Kein Verbrechen war so häufig als der Mord. Die Sicherheit vor der Strafe reizte einen Bürger gegen den andern: und die Ahndung war eine geringe Geldsumme. Die Mörder griffen das Schlachtopfer nicht öffentlich an, sondern im Augenblicke des höchsten Vertrauens, und das Volk stürzte augenblicklich herbey, nicht um zu helfen, sondern sich an der Angst des Sterbenden zu weiden.

Die meisten Leute von Ansehn hatten solche Bravi in ihrem Solde, die für ein geringes Geld die Feinde ihrer Patrone kaltblütig hinrichteten. Dessenungeachtet wäre nichts leichter als Ruhe und Ordnung bey diesem Volke einzuführen, wie die rühmlichen Bemühungen einiger Proveditoren bewiesen haben. Was diesen braven

Männern an Beute und Raub entgieng, ward ihnen durch die Dankbarkeit des Volks doppelt ersetzt.

Die Zwistigkeiten unter den Familien von Zante hörten nicht auf, weil die Regierung sie beförderte: Gastfreyheit war auch daher hier nicht so allgemein wie in Cephalonien, der Nachbarschaft ungeachtet. Erziehung findet sich blos bey den Reichen. Befinden sich drey Söhne in einer Familie, so studirte der älteste Medizin oder die Rechte, auf irgend einer italiänischen Universität, der zweyte ward ein Geistlicher, und der dritte widmete sich der Oeconomie, um das gemeinschaftliche Vermögen zu verwalten,

Die Weiber leben in einer Art von Sclaverey, wie die von Corfu vor hundert Jahren. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Baumwollenspinnen mit der Spindel. Dieses Garn heißt Salioto, weil sie es beym Spinnen mit Speichel benetzen. Strümpfe aus dieser Baumwolle gestrickt, wurden dreymal so theuer als seidne bezahlt. Die Peloponneser auf Zante wußten aus diesem Talent der Weiber ihren Vortheil sehr gut zu ziehen.

Wenn die Frauenzimmer ausgehen, bedecken sie das Gesicht mit einer schwarzsammtnen Maske, die mit Spitzen besetzt ist. Ihre Kleidung besteht in einem weißen, über den Kopf geschlagenen Mantel, einer schwarz atlassenen Jacke und einer kattunenen Schürze. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem dreyeckigen Hut, den sie mit Federn und Blumen schmücken. Die Bauerweiber haben blos einen feinen Schleyer auf, den sie aber zurückschlagen. Zur Fastenzeit darf kein Weib mit der Maske ausgehn.

Die Kleidung der Männer stimmt völlig mit der von Corfu überein, nur die rothe Mütze und der große Mantel wird blos von den Matrosen getragen. Die Städter tragen im Sommer eine gestrickte durchbrochne Mütze: die Haare haben sie fast ganz abgeschoren, aber den Schnurrbart lassen sie stehen. Ihre Beinkleider sind enge und kurz. Im Winter tragen sie einen Mantel, doch viel leichter als den der Matrosen: und im Sommer einen leinewandnen, der auf einer Schulter hängt. Ihre Schuhe schnallen sie mit dicken silbernen Spangen zu.

Die Bauern tragen einen sehr dicken Mantel, der nur bis an die Hüften geht. Pistolen und Dolch machen den gesuchtesten Theil des Anzug's aus.

---

## Siebzehnter Abschnitt.

### Ackerbau, Producte, Industrie, Handel, Schiffarth.

Von allen venetianischen Besitzungen in der Levante, scheint die Insel Zante am vorzüglichsten von der Natur begünstigt zu seyn. Die gute Lage und ihre Fruchtbarkeit haben ihr schon bey den Alten Lobeserhebungen erworben. Strabo, Plinius und Herodot rühmen sie, und selbst die Dichter geben ihr Beynamen, welche obige Eigenschaften bezeugen.

In den Zeiten, als die Einwohner keine Bedürfnisse kannten, setzte sie der Weinstock und der Oehlbaum in den Stand, das wenige zu bezahlen, was ihnen Fremde zuführten. Als aber Handel und Schiffarth sich ausbildeten, und Kenntnisse an zu blühen fiengen, änderten sich die Verhältnisse. Man bauete weniger Korn, weil die edlern Früchte hinreichend geschätzt wurden, um für den Ueberfluß Korn von denen zu kaufen, deren Boden nichts besseres trug. Die Corinthen sind für Zante geworden, was Zucker und Caffee für Westindien ist. Anfangs behandelte man sie blos als Arzney oder Leckerbissen: aber die große Begierde der Nordländer nach dieser Frucht verwandelte bald die Kornfelder in Weinberge, und gewiß würde Zante dem wetteifernden Morea zuvor gekommen seyn, wenn nicht eine übel verstandene Politik dieses Produkt mit Einschränkungen belegt

hätte, die dem Lande und Eigenthümer gleich schädlich waren.

Die griechischen Inseln hatten das Schicksal aller ausländischen Besitzungen, nur für einen Gegenstand angesehn zu werden, welcher zur Bereicherung der Hauptstadt diente. Man glaubte in den Produkten der Inseln eine Hülfe wider den zunehmenden Verfall zu finden. Die Corinthen, welche schon neun Prozent erlegten, mußten noch vier und vierzig Livres (oder vier Zechinen) vom Scheffel bezahlen. Bald fügte man das Novissimo, eine neue Auflage von zwey und zwanzig Livres vom Scheffel ein. Der Proveditor erhielt zwey, und jeder Rath eins vom hundert. Das Novissimo war blos zu Gunsten der venetianischen Schiffe, welche Pöckelfleisch und dergleichen nach Venedig brachten, nachdem sie Corinthen exportirt hatten.

Durch dieses verderbliche System wurden einige Unterthanen reich, und eine Menge arm. Da nun die Corinthen von Morea nur drey Prozent erlegten, wodurch alle Käufer angelockt, und durch Kriege die Engländer oft aus dem mittelländischen Meere verjagt wurden: so ward dadurch der Absatz so vermindert, daß die Einwohner der Inseln genöthigt waren, einen Theil als verdorben wegzuwerfen, und mit dem andern das Vieh zu füttern. Ward hierdurch nicht der Eigenthümer arm, und der Staat seiner Einnahme verlustig?

Da man besorgte, die Verkäufer möchten wie die Corfuaner beym Oehl den Preis verschweigen oder ge-

ringer ansetzen, erfand man eine Anordnung, die eine neue Last für den Besitzer ward. Der Käufer mußte bey der Regierung die verkäufliche Quantität angeben. Diese wählte aus dem Adel, den Bürgern und der Kaufmannschaft fünf Personen, welche sodann den Preis festsetzten, und durch Trompetenschall dem Publico bekannt machten.

Man hatte den russischen Fahrzeugen vom schwarzen Meer das Novissimo erlassen; auch dies hatte keinen Nutzen, die Consumtion der Colonie Cherson war unbeträchtlich, und die Schiffart dorthin durch die Kriege mit den Türken beständig unterbrochen. Hingegen konnte diese kleine Erleichterung keinen Fremden zu lästigen Speculationen reizen. Endlich beschloß der Senat, vom Proveditor zu Zante genaue Aufschlüsse über den Anbau und die Ausfuhr der Corinthen zu fordern.

Die Eingebornen bemühten sich, diese Gelegenheit zu benutzen, und ernannten einen Gesandten, welcher die wahre Lage des Handels, und die Mittel ihm aufzuhelfen, vorstellen sollte. Allein dieser Deputirte wandte seine Diäten auf Privatgeschäfte, und eine zweyte Gesandtschaft hatte keinen bessern Erfolg.

Der Werth aller Corinthen betrug gewöhnlich neun bis zehn Millionen Livres, und tausend Pfund kosteten höchstens hundert und zehn Livres, die der Käufer aber wohl für zweyhundert und zwanzig Livres wieder verkaufte. Durch Minderung der Abgaben würden sich bald mehr Käufer gefunden, und die Eigenthümer mehr angebauet haben, so daß der Staat nichts an

Einkünften verloren hätte, und es venetianischen Schiffen leichter geworden wäre, die Corinthen selbst auszuführen.

Der Hauptartikel der Ausfuhr ist nach den Corinthen ist das Oehl. Nach Abzug des auf der Insel ver, brauchten betrug es sechzig bis siebzig tausend Livres. Dieses Oehl durfte wie das von Corfu nur in Venedig verhandelt werden.

Wein und Liqueurweine werden auf der Insel vertrunken, und nur die einlaufenden Schiffe und die Patronen in Venedig erhielten einen Theil davon.

Industrie vermehrte die Einnahme nicht. Ziegenharne Teppiche für die venetianischen Gondeln giengen nur als Geschenke nach der Hauptstadt. Was die Seeleute durch Hin- und Herschiffen zwischen den Inseln, und die Bauern durch Arbeiten in Morea zur Erndtezeit verdienten, gieng für Bedürfnisse wieder ins Ausland.

Von Morea erhielt Zante Korn, Vieh, frische und gesalzene Fische, das übrige von Italien über Corfu, aber das wenigste aus Venedig selbst. Mit Morea in Hervorbringung der Lebensmittel zu wetteifern ist unmöglich, aber in Absicht der Kunstproducte mit Corfu wäre sehr leicht.

Ehedem holten die Einwohner von Zante die ausländischen Waaren selbst aus Livorno, Neapel und andern Orten, bis die Revolutionen in Morea eine Menge Flüchtlinge nach Zante trieben. Diese zogen sogleich Vortheil von der geringen Thätigkeit ihrer Gastfreunde, und da die ungeheuren Abgaben ihnen keinen Profit von

der Korinthenausfuhr versprachen, so richteten sie ihr Augenmerk auf die Einfuhr. Beym eröffneten Handel mit Rußland brachten sie zantische Seide, Baumwolle und Seife nach der Krim, und holten von dort Eisen, Caviar und Pöckelfleisch, das sie mit Vortheil in Zante verkauften, und dadurch die Einwohner von Morea aufmunterten ihrem Beyspiel zu folgen. So verbesserten sie nicht allein ihren Zustand, sondern gaben auch ihren Landsleuten dazu Gelegenheit.

Dies ist das treue Gemählde des zantischen Handels zur Zeit der venetianischen Herrschaft. Der Vortheil war nicht ganz auf Seiten der Insulaner, aber durch die Erleichterungen, von denen ich bey Corfu gesprochen habe, wäre es leicht gewesen, ihnen den Ausschlag zu geben, und die Einwohner aus der zwangvollen Lage, in der sie seufzten, hervorzuziehen.

Das teutsche Reich, Frankreich, Spanien, England, Holland, Neapel und Ragusa hatten Residenten in Zante, deren Stellen wie die der Consuln auf den übrigen Inseln von den fremden Gesandten in Venedig vergeben wurden. Gewöhnlich nahm man Eingeborne, die auf diese Stellen so erpicht waren, daß sie mit großen Summen die Stimme der Gesandten, und die dazu erforderliche Bestätigung des Senats zu Venedig erkauften, wodurch sie aber auch einigermaßen von den Plackereyen des Proveditor befreyt waren. Ihre Besoldung bestand in den Geschenken der Schiffscapitaine, denen sie Unterstützung verschafften. Man sieht leicht, daß diese Art Consuln von keinem großen Nutzen seyn konnten.

Bis 1778 hatte Frankreich keine andern Agenten auf den venetianischen Inseln, als die vorher genannten; allein in diesem Jahr wurde ein Oberconsul nach Venedig geschickt, um vorzüglich die Vertilgung der Seeräuber beym Senat zu befördern. Er ernannte die Unterconsuln, deren Bestallung der Senat in Venedig bestätigte.

Rußland beschloß auch für die Inseln Agenten zu ernennen, weil es bey seinen Absichten auf Griechenland von ihnen Vortheile erwartete. Die Pforte hatte keine Agenten in Zante; ein Eingeborner besorgte die türkische Flagge, der seine Befehle vom Generalproveditor zu Corfu erhielt.

---

## Achtzehnter Abschnitt.

### Blick auf den venetianischen Handel mit Frankreich.

In den ältern Zeiten hatte Venedig den blühendsten Handel, und war Beherscherin der Schiffarth. Der Handel nach Ostindien und Asien über Alexandrien, so wie der levantische, war in dessen Händen. Durch Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, nahm der ostindische Handel einen andern Weg, und der venetianische erlitt einen großen Stoß, bis er zu unsern Zeiten ganz unbedeutend geworden ist.

Die häufigen Fahrten über ein fremdes stürmisches Meer, erforderten eine gänzliche Reform in der Schiffsbaukunst. In Venedig traten die Navi alte an die Stelle der Galionen. Da aber der Adel, in dessen Händen der Handel war, sich dieses zu gemein gewordenen Gewerbes entschlug, ward die Regierung genöthigt, den Bau der neuen Schiffe durch ansehnliche Unterstützungen zu begünstigen.

Die Navi alte unterhielten auch die Verbindung mit der Levante und den übrigen europäischen Reichen sehr gut, bis der Friede mit den Staaten der Barbarey die Ursache ward, daß drey bis vierhundert kleine Fahrzeuge diese großen Schiffe verdrängten: und hierdurch ward der venetianische bisherige Activhandel beträchtlich vermindert. Später wurde durch den zunehmenden Han-

delsgeist der Gränznachbaren von Venedig, und vorzüglich durch die Bemühungen der Kaiserin Königin Maria Theresia zur Aufnahme von Triest, der Activhandel immer mehr verringert, so daß mit der Zeit dieser Hafen das werden mußte, was Venedig vorher gewesen war, und hätte die Republik ihre fernere Existenz behalten, so wäre Venedig ein Handelsplatz geworden, der auf dem adriatischen Meere das kleinste Verkehr gehabt hatte. Dies läßt sich klar beweisen: die Produkte der venetianischen Lombardei sind sehr ansehnlich. Man gewinnt dort eine Menge Seide, Wolle, Getreide, Hanf, Flachs und andere wichtige Artikel. Indessen dienen diese Produkte bey dem Verfall der venetianischen Manufacturen nur dazu, um Fremde zu beschäfftigen. Franzosen und Engländer haben ein solches Uebergewicht auf den Märkten von Bergamo und Verona, daß die Seide beyder Provinzen größtentheils nach England und Lyon ausgeführt wird. Die Tuchfabriken sind eben so sehr gefallen, die Tücher von Padua und andern Orten der Lombardei waren freylich von geringerer Güte, als die feinen englischen und französischen, indeß doch von derselben Beschaffenheit, als die deutschen und holländischen. Allein selbst in Venedig hatten sie so geringen Werth, daß sie selbst den geringen Credit verloren, den sie doch verdienten. Gute Leinwand ward in Bergamo, Linosi und andern Orten verfertigt; aber die Venetianer gaben der schlesischen und holländischen Leinwand einen höhern Werth, so daß ihr Gebiet von fremden Manufacturwaaren überschwemmt ward. Es war zwar ein Verbot gegen die Einfuhr dieser fremden Handelsartikel vorhan-

den, um den Absatz einheimischer Fabrikwaaren zu befördern, aber dies ward in den Provinzen und der Hauptstadt keinesweges beobachtet.

Die levantischen Inseln erhielten alle ihre Kleidungsstücke und Artikel des Luxus fast einzig von Sinigaglia. Jährlich kamen von dieser Messe Schiffe mit verbotenen Waaren nach Corfu, Zante rc. Ihre Einfuhr ward durch die venetianischen Befehlshaber befördert, weil sie davon Vortheile zogen.

Es liegt in der Natur aristokratischer Staaten, daß sie an alten Gesetzen, Verordnungen und Gewohnheiten fest hängen, die man längst gegen andere hätte vertauschen sollen. Die Regierung von Venedig befolgte vorzüglich diese schädliche Maxime. Ihr alter Handel nach Egypten war äußerst lebhaft. Durch denselben vertauschten sie einheimische Natur- und Kunstprodukte gegen Waaren des Orients. Baarschaften waren bey diesem Verkehr nicht nöthig, und die eingeführten morgenländischen Waaren setzte man wieder in andern Ländern ab. Dadurch ward dieser Handel für Venedig sehr vortheilhaft. Aber in neuern Zeiten war die Nachfrage nach venetianischen Fabrikaten so sehr gefallen, daß man in Egypten weder Tücher noch Goldstoffe verlangte, und selbst die Glaskorallen geringern Absatz hatten. Etwas Schreibpapier fand mau freylich, aber davon ward wenig eingeführt. Zuletzt verfiel der egyptische Handel so sehr, das zwey Drittheile der dort eingekauften Waaren, wie Kaffee, Specereyen, Baumwollenwaaren, Saffran rc. mit baarem Gelde bezahlt werden mußten. Beym Kaffee verlor Venedig sehr viel, und es war zu verwundern, daß sie

sich damit auf diesem Wege versorgten, da der westindische wohlfeiler zu haben war. Der levantische ward blos im Lande verbraucht, und kostete ansehnliche Summen.

Frankreich mußte nach seiner Lage, und der Beschaffenheit seiner Producte das Uebergewicht im italiänischen Handel haben. Die Verschiedenheit der venetianischen Producte, und die ansehnliche Bevölkerung dieses ehemaligen Freystaats hätte die französischen Kaufleute reizen müssen, diesen Handel auszudehnen. Dazu war aber vor allen ein Kommerztractat nöthig, der eben so bestimmt und deutlich seyn mußte, als die bisherigen mit der ottomannischen Pforte.

Venedig mußte das Verbot der Einfuhr des westindischen Kaffee und anderer Artikel aufheben, auch die Einfuhrzölle herunter setzen. Die Einfuhr französischer Fabrikwaaren nach Dalmatien und den venetianischen Inseln konnte freylich nie bedeutend werden, aber sie würden auf diesem Wege neuen Absatz ins türkische Reich gefunden haben.

Marseille konnte den Inseln auf geradem Wege die Artikel zuführen, welche sie bisher von Sinigaglia, Triest und Livorno erhielten. Dagegen konnte Marseille desto größere Vortheile von der Ausfuhr dieser Inseln ziehen. In Frankreich ist zwar der Verbrauch der Korinthen nicht ansehnlich, allein diese konnten von hier wieder nach England, Holland, den nordischen Reichen und Nordamerika exportirt werden. Wegen der hohen Ausfuhrzölle aber konnte Marseille diese Spekulation bisher nicht wagen, und holte daher diesen Artikel aus Morea. Die Oehlexporten

konnten wegen der hohen Zölle nicht beträchtlich seyn, zumal da man dasselbe zu gleichen Preisen in Morea, Candien und andern Inseln erhalten konnte.

Wir hätten auf dem Fall eines Kommerztractats nach Venedig fünf bis sechs Ladungen Zucker versenden können. Dafür würden wir einige Ladungen Hanf und Schiffbauholz erhalten haben. Venedig kann zweyerley Arten von Hanf ausführen, die eine welche Montagnana heißt, wächst im Gebiete dieser Exrepublik. Die andere bessere Sorte, die man auch in Ancona einkaufen kann, kommt von Bologna.

Der französische Generalconsul für Venedig mit zehntausend Livres Gehalt, war so wenig von Nutzen als die ehemaligen Titularconsuln auf den Inseln, und war nur das Werk eines Ministers, der auf Kosten der Nation einer seiner Creaturen einen einträglichen Posten verschaffen wollte, In diesem Theil des Orients hatte Frankreich gar keine Handelsverhältnisse, und die französische Flagge erschien nur selten auf diesen Meeren.

Im Jahr 1784 bildete sich das erste französische Handelshaus in Prevesa, für albanisches Schiffholz, wie oben bereits gesagt worden, und das zweyte in Zaute im Jahr 1790, um Reglise (eingekochten Süßholzsaft) und Olivenöhl für Marseille zu verfertigen. Allein, ob man gleich mit diesem Gewerbe die Einfuhr des Pöckelfleisches, und die Exportation der Corinthen verband, so wäre sie doch beynah gefallen, wenn sie sich durch Importation des levantischen Getreides in die südlichen Provinzen von Frankreich nicht gehalten hätte. Von der Zeit an fieng das französische Generalconsulat der

griechischen Inseln an Nutzen zu stiften, da die Lage der Inseln zwischen Italien und der Türkey, den Consul in den Stand setzte alle Unternehmungen Venedigs wider den französischen Handel, genau zu beobachten.

Handel mit Triest, Istrien, St. Veit, Carlobago und Portore.

Der Handel Venedigs mit der Küste von Oesterreich, scheint mir nicht außer dem Zwecke dieses Werks zu liegen, zumal da dieser Theil Deutschlands ganz von venetianischem Gebiet umgeben ist, und Venedig selbst jetzt einen Theil der österreichischen Besitzungen ausmacht.

Seitdem die österreichische Regierung ihr Augengenmerk darauf gerichtet hat, den Hafen von Triest bequem und sicher einzurichten, ist dieser Ort schnell einer der vorzüglichsten Handelsplätze des adriatischen Meeres geworden. Böhmen, Schlesien, Mähren, Ungarn und andre teutsche Provinzen schicken ihre Waaren nach Triest, woher sie in der Folge nach Syrien, Caramanien, Candien, Smyrna, Salonich und den griechischen Inseln ausgeführt werden; indessen andere deutsche und ungrische Produkte wohlfeiler auf der Donau nach Constantinopel gelangen. Wollene Tücher giengen häufig nach der Türkey, seitdem es an französischen fehlte.

Das gemeine Volk und die Matrosen der venetianischen Inseln liebten sehr die Art Zeug, welche Corame hieß, und von Triest oder Sinigaglia kam. Böhmische Crystalle und Glaswaaren machten gleichfalls einen Hauptartikel im levantischen Handel aus. Triest setzte jährlich mehrere Ladungen Bohlen, Nägel, u. s. w., so wie Ungarn Pöckelfleisch und Tabak ab. Der ungrische

Schnupftabak, Terzato genannt, ward in der Levante allgemein gebraucht; aber die Ausfuhr des Pöckelfleisches hat sich sehr vermindert, seitdem ein großer Theil der ungrischen Viehweiden zum Kornbau benutzt worden ist.

Indessen hat dieser Handelszweig die Aufmerksamkeit der französischen Negozianten auf sich gezogen, welche die Marine, und vorzüglich die touloner Flotte, hinlänglich damit versahen, weil zu Kriegszeiten das irländische Pökelfleisch zu theuer, und nur mit Schwierigkeiten zu bekommen war.

Der Orient führte dagegen nach Triest aus Syrien, Smyrna, Constantinopel, und Salonich: Baumwolle, Wolle, Wachs, Tabak in Blättern, Ochsenhäute, Bergalaun, und Knoppern. Alles machte jährlich etwa hundert Schiffsladungen, von hundert bis zweyhundert Tonnen aus. Von Apulien und Abruzzo giengen große Transporte Oehl, so wie aus Marseille drey bis vier Ladungen Caffee, und fünf bis sechs Ladungen Zucker nach Triest. Alles dieses ward weiter nach Deutschland verfahren.

Die venetianischen Schiffe waren die zahlreichsten in Triest. So viel Mühe sich auch Venedig gab diesen Handelsplatz zu unterdrücken, so konnte es ihm nicht gelingen, weil auf der ganzen anstossenden Küste von Istrien keine Handelsstadt liegt, sondern die Einwohner sich blos vom Fischfang nähren. Die Venetianer zogen sonst aus Istrien das mehreste Krumholz für ihre Kriegsschiffe.

St. Veit, Carlobago und Portorè, liegen an dem Meerbusen, welcher Istrien östlich begränzt. St. Veit

(Fiume) war der Hauptort unter diesen, allein er ist durch den schnellen Anwachs von Triest sehr heruntergekommen. Von hier ward etwas Terzatotabak, nebst Schiffsplanken und Eisenwaaren ausgeführt. In Portorè werden Fahrzeuge von den schönen Eichen, des österreichischen Croatiens erbauet. Dies brachte Joseph II. auf die Idee, hier ein Arsenal anzulegen. Dies glänzende Projekt verschwand aber von selbst, da es an der Hauptsache, an Seeleuten fehlte, die wegen Mangel an Schifffarth auf dieser Küste gar nicht zu haben waren. Der erste Versuch des Schiffbaues in Portorè waren zwey Fregatten zur Beschüzzung des Handels; da aber der Kaiser die Unmöglichkeit seines Unternehmens bald einsah, schenkte er sie seinem Bruder dem Großherzog von Toscana, welcher sie besser benutzen konnte.

Da Oesterreich jezt die ganze venetianische Küste besitzt, so könnte es diesen alten Entwurf leicht ausführen. So lange aber Frankreich, Corfu, den Schlüssel des adriatischen Meeres in Händen hat, könnte es diese aufkeimende Seemacht leicht zerstören.

## Dalmatischer Handel.

Eine lange Reihe kleiner Inseln bildet mit der dalmatischen Küste verschiedne sichere Canäle; die aber nur für kleine Fahrzeuge schiffbar sind. Zehn Meilen südöstlich von Portorè liegt Zara die Hauptstadt von Oberdalmatien. Die bosnischen und croatischen Ochsen, welche von hier nach Venedig gehn, ausgenommen, ist Zara kein Gegenstand des Handels. In Zebenico, einem eben so unbedeutenden Ort, hatte Frankreich einen Viceconsul,

welcher blos die Correspondenz von Paris und Constantinopel besorgte.

Nahe dabey liegt Spalatro die Hauptstadt von Niederdalmatien, von hier gewinnt das Land ein ganz andres Ansehn, es hört auf unfruchtbar und uninteressant für den Handel zu seyn, weil die Einwohner sich der Schifffarth bekannt machen. Der große Meerbusen in der Nachbarschaft von Spalatro von Narenta, schließt die Inseln. Brazza, Lesina, Solta, Zerona, Bue, und andre ein, die eine Menge des schönsten Weins geben. Die benachbarte Küste ist so reichlich mit Korn versehn, daß der vierte Theil davon ausgeführt wird. Von dem Wein geht der größte Theil nach den venetianischen Inseln, und etwas auch nach Venedig.

So lange Corfu der Sitz der Land- und Seemacht von Venedig war, ward hier eine ansehnliche Menge dalmatischer Weine verzehrt. Die Cephalonier fanden ihren Vortheil dabey ihn mit ihren Schiffen nicht nach Venedig, sondern den rußischen Handelsstädten am schwarzen Meer zuführen.

Spalatro hatte aber auch einen beträchtlichen Transitohandel, indem es die bosnischen Waaren als, Wolle, Seide, Wachs, Honig, Corduan, und Ochsenhäute nach Italien, und Deutschland beförderte. Alle diese Waaren mußten in dem großen Lazareth mitten in der Stadt Quarantaine halten, wodurch die Pest aber oft in der ganzen Provinz verbreitet ward. Natürlich machte dies dem Staat mehr Kosten, als die Erbauung eines neuen Lazareths in einer menschenleeren Gegend.

Ehedem giengen fast alle Waaren nach Venedig, und der kleine Rest nach Ancona, aber seit der schnellen Aufnahme von Triest, gehen dorthin drey Viertel dieser Waaren, auf hundert kleinen Fahrzeugen, und höchstens ein Viertel nach Venedig. Frankreich hat gar keine Verbindung mit Spalatro, es würde aber diejenigen Waaren welche in der Türkey beliebt sind, vielleicht hier gut absetzen, z. B. Tücher, Caffee, Indigo, Zinn, und dergleichen.

Indessen hat ein französisches Handelshaus, welches sich in Absicht des bosnischen Handels in Ragusa ansetzte, aus mir unbekannten Gründen, keinen Fortgang gehabt, und sich bloß auf Bauholz an der türkischen Küste eingeschränkt.

Die Erlaubniß dieses Holz zu fällen gab der Pascha von Scutari; dieser hatte die List bekannt zu machen, es sey ein Firman oder Befehl des Großherrn dazu vonnöthen. Hierdurch war er im Stande, für die Erlaubniß, die nun eine große Gefälligkeit schien, eine ansehnliche Summe fordern zu können. Diese Habsucht des Pascha zwang auch endlich das französische Handelshaus auf die Vortheile Verzicht zu thun, nachdem sie einige Schiffe erbaut, und einige Ladungen Holz nach Malta und Toulon gesandt hatten.

Bey Einführung des Zuckers, Caffees u. s. w. in Bosnien, hätte Frankreich die Nachbarschaft von Venedig und Triest nicht zu fürchten, da diese nicht im Stande sind diese Artikel aus der ersten Hand, oder so wohlfeil zu liefern. Dies würde auch auf die Ausfuhr von Spalatro großen Einfluß haben.

---

## Neunzehnter Abschnitt.

Handel der Buchten von Cattaro, und der Städte Perasto, Risano, und Castelnovo.

Seitwärts von Ragusa sind die Buchten von Cattaro des letzten Orts, den die Venetianer an der albanischen Gränze besaßen. Diese Mündungen werden durch einen langen, gekrümmten Canal gebildet, an dessen Ende die Stadt Cattaro liegt. Die Einwohner sind betriebsam, gute Schiffer und die Stadt hat beträchtlichen Handel.

Cattaro ist die einzige Gränzvestung gegen die Türken, aber mit einer schwachen und schlecht erhaltnen Besatzung versehn. Ein venetianischer Senator, welcher den Titel eines Extraordinaireuproveditor führte, besorgte alle Gränzangelegenheiten, und stand in dieser Hinsicht, unmittelbar unter dem Senat. Was seine übrigen Verrichtungen betraf, hieng er vom Generalproveditor von Zara ab. Bey außerordentlichen Fällen begab sich dieser nach Cattaro und die Autorität des extraordinairen Proveditor war dann suspendirt. Die Einwohner von Monte-negro versahen Cattaro mit Lebensmitteln aller Art, und Bosnien lieferte das Fleisch.

Trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens lieferte die Gegend hinreichend Oehl, Wein und allerley Früchte. Die Kornernte war unbeträchtlich, auch hielten sie einiges Rindvieh, da die Einwohner durch den Seedienst mehr

verdienten. Die Ufer des Meerbusens sind auf beyden Seiten mit Städten und Dörfern besäet, und geben Reisenden eine angenehme Ansicht. Die Handelsorte desselben, sind Perasto, Risano, Versagna, und Dobatra.

Um den Handel dieser Orte beurtheilen zu können, muß man in ältere Zeiten zurückgehen. Ehe Venedig mit den Staaten der Barbarey Friede geschlossen hatte, trieben die Einwohner von Cattaro und der benachbarten Städte ihren Handel mit Tartanen von einer besondern Bauart. Sie waren sehr stark bemannt, und die Besatzung, welche man aus den Landleuten zu nehmen pflegte, waren eben so gute Seeleute, als Soldaten. Damit segelte man nach Morea, Athen, Negropont, Candien und den andern griechischen Inseln, und diese Fahrzeuge erhielten so wie die ehemaligen Nave alte, durch die Bravour ihrer Mannschaft die Ehre der venetianischen Flagge.

Nach geschlossenem Frieden mit den barbarischen Seeräubern, wurden diese Tartanen, deren Ausrüstung viele Kosten verursachte, eben so wie die Nave alte mit kleinern weniger bemannten Fahrzeugen vertauscht! Ihre Anzahl kann man wohl auf hundert und funfzig schätzen, welche italiänische und andere Waaren nach Constantinopel, Thessalonich, Smirna, und andern levantischen Häfen bringen. Die ganz kleinern Schiffe dienen blos zum dalmatischen Küstenhandel, und die venetianischen Inseln mit den Waaren der Hauptstadt zu versehen.

Während der Kriege der europäischen Seemächte blühete der Handel dieser Seestädte, und vorzüglich ist Perasto dadurch reich geworden. Risano und Versagna

trieben außer dem Seehandel auch ein lebhaftes Verkehr mit Bosnien. Sie holen daher viel Rindvieh für eigenen Verbrauch, auch zu gewissen Jahreszeiten eine Menge Schaafe, deren Fleisch hernach gesalzen oder geräuchert wieder selbst nach Venedig ausgeführt wird. Eben dahin und nach den venetianischen Inseln pflegten sie auch Wolle, Talg und Häute zu exportiren.

Da die Schifffarth der vornehmste Nahrungszweig dieser Küstenbewohner ist, und der undankbare Boden ihnen nur geringen Unterhalt darbietet, so wandern sie häufig aus. Bey den Seekriegen im mittelländischen Meere dienen sie häufig als Matrosen auf fremden Schiffen, und die rußische Flotte hatte während der lezten Türkenkriege viele von diesen Leuten. Viele von ihnen sind nach der Krim gezogen, seitdem diese Halbinsel unter rußischer Herrschaft steht. Die venetianische Flotte unter dem Ritter Emo hat diese Gegend ebenfals entvölkert, indem die Einwohner auf derselben als Soldaten oder Matrosen Dienste nehmen müssen. An der Mündung des Meerbusens von Cattaro liegt Castelnovo am Abhange eines Berges an der Küste erbauet. Außerhalb den Mauern dieser Stadt ist das alte Lazareth erbauet, das sonst zur Aufbewahrung türkischer Waaren diente, die etwa aus Gegenden kamen, wo die Pest wütete. Aber dieser Handel hat sich durch verkehrte Anstalten der venetianischen Regierung ganz von hier weggezogen, daher sich die Einwohner von Castelnovo blos vom italiänischen Küstenhandel nähren.

---

## Zwanzigster Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Insel Cerigo und der Klippe Cerigotte.

### Physischer Zustand der Insel Cerigo.

Die Insel Cerigo liegt beym Eingange des Archipelagus, nördlich von Canea und südlich von Morea. Sie hat zwanzig Meilen im Umfange, über acht Meilen in der Länge und fünfe oder sechse in ihrer größten Breite. Ihre Gestalt ist länglich.

Plinius setzt die Insel Cerigo nur fünftausend Schritt vom Vorgebirge Malea auf Morea, jetzt Cap Santo Angelo. Auch Strabo setzt sie vierzig Stadien von Malea neben Calauria, Egina und Salamis. Ptolemaeus und Sephanus bringen sie in die Nähe von Creta oder Candia. Dies ist richtig, denn von der Burg Cerigo entdeckt man bey heiterm Wetter Candia sehr leicht. Sinan=Cigale der berühmte türkische Admiral, nannte sie nach ihrer Lage die Laterne des Archipelagus. Oestlich dicht bey der Küste liegen drey Klippen, welche die Dragoneren heißen.

Die Corsaren und vorzüglich die Maltheser kreutzten gewöhnlich des Sommers um diese Felsen, und lauerten auf die türkischen Kauffartheyschiffe. Sie nahmen auch oft das Vieh weg, welches die Bewohner von Cerigo zur Weide auf diese Inselchen brachten.

Südlich zwey Meilen vom Ufer liegt eine andere Klippe, welche Ovo genannt wird. Sie hat den dritten Theil einer Meile im Umfange, und gleicht einem Zuckerplätzchen. Es ist ein unfruchtbarer Felsen, an dem man nicht landen kann: aber es ist nahe dabey sehr tief. Der Felsen erhebt sich senkrecht von der Meeresfläche zu einer Höhe von fünfhundert Fuß. Es soll eine Art rothhaariger Kaninchen darauf geben, aber ich kann es nicht verbürgen. Drey Meilen davon trifft man zwey andere kleine Klippen, welche Coffé heißen.

Nach dem Strabo gab es zu seiner Zeit einen guten Hafen auf der Insel und nach dem Pausanias eine Rhede bey Cythere. Damals mochte der Ankergrund für die Schiffe dieser Zeiten gut genug seyn, für die heutigen Fahrzeuge ist er nicht zu gebrauchen. Längs dem Hafen von Cerigo findet man viele Ruinen, welche von der alten Stadt des Königs Menelaus seyn sollen. Am besten hat sich ein in den Felsen gehauener Schwibbogen erhalten, der nach der Aussage der Eingebohrnen ein Bad der Helena war, von deren Schlosse man auch noch Ueberbleibsel sieht, aber Wheler glaubt daß sie von einem alten Tempel sind *). Drey Meilen vom Hafen St. Nicolaus sieht man auf einem Berge eine große Menge weit ausgebreiteter Ruinen, und darunter Stücke eines Venustempels, welche heut zu Tage Paleo Castro heißen.

*) Der Engländer Georg Wheler war 1675 auf dieser Insel. Seine Reise erschien zuerst in London 1682. Fol. und ist nachher in einer französischen Uebersetzung häufig in Lyon, Utrecht und Amsterdam gedruckt worden.

Cerigo ist größtentheils mit Felsen bedeckt, seine Producte sind kärglich, und die Einwohner arm. Indessen ernten sie mehr Getreide als sie verzehren, und führen das meiste davon nach Zante und Cephalonien. Das Korn ist von weit besserer Beschaffenheit als das welches von Morea kömmt, daher es auch vorzüglich gesucht wird. Die Insel bringt hinreichend Oehl, aber wenig Flachs und Baumwolle hervor; auch Wein. Sie müssen aber von lezterm eine große Menge von Morea und Candien einführen.

Sie unterhalten Ziegenheerden, deren Milch sie zu gesalzenen Käsen verbrauchen: das Rindvieh kommt von Morea, aber die Consumtion ist gering. Unter den Früchten und Gemüsen zeichnet sich eine Art sehr kleiner Zwiebeln von vortrefflichem Geschmack und eben so kleiner Oliven aus. Die Cerigoten bedienen sich ihrer zu Geschenken an Freunde und Gönner. Man sammelt eine Menge sehr geschätzten Honig, der auch meist in gleicher Absicht ausgeführt wird.

Auf Cerigo werden zwey Arten Likörweine bereitet. Die erste heißt Liatico, und ist dieselbe, die ich bey Zante erwähnt habe: die zweyte ist ein weißer, sehr süßer Muskatwein. Diese Getränke werden sehr geliebt; zum Handelsartikel sind sie nicht hinlänglich, sie gehen also blos als Geschenke an Protectoren aus der Insel.

Cerigo ist sehr heftigen Windstößen ausgesetzt, welche dadurch daß sie die Pflanzen verbrennen und die Bäume auswurzeln, vielen Schaden verursachen. Das Federwildpret ist häufiger als auf den übrigen Inseln, weil es mehr Nahrung findet. Die Wachteln von Cerigo

sind berühmt; die Einwohner sammeln sie und machen sie in Weinessig mit trocknen Corinthen ein. Haasen und Caninchen sind fast die einzigen vierfüßigen Thiere. Zur Feurung bedient man sich der Wurzeln und Dornen: Heitzung bedürfen sie nicht, und ihre Mässigkeit schränkt das Küchenfeuer ein.

Die Küsten von Cerigo sind sehr fischreich, aber die Einwohner überließen die Vortheile des Fischfangs, und vorzüglich der Corallenfischerey den Neapolitanern, bis diese wegen Verminderung der Corallen und aus Furcht vor Corsaren darauf Verzicht leisteten.

Das Clima ist sehr mässig, aber so veränderlich wie auf den übrigen Inseln. Die Luft ist rein, aber vorzüglich den Schwindsüchtigen sehr gefährlich. Brüche sind eine ordentliche Localkrankheit, so daß beynahe der funfzigste Mensch damit behaftet ist. Die Aerzte schreiben dieses Uebel dem Einflusse der Luft zu, es kann aber auch erblich sein, oder von zu häufigem Genuß des Oehls und des Gemüses herrühren.

Die Alten gaben der Insel Cerigo den Beynamen Porphyris oder Porphyrissa, wegen der dort vorhandenen vortrefflichen Purpurschnecken. Plinius und die Neuern leiten es vom Ueberfluß des Porphyr's her, den man aber nie benutzt hat.

Am Fuße des Berges Santa Sophia, der diese Benennung von der daraufstehenden Kirche gleiches Namens hat, ist eine merkwürdige Höhle: der Eingang ist leicht, und bildet einen geräumigen Vorsaal; das Innere geht in Krümmungen fort, und von beyden Seiten sieht man kleine Plätze und enge Wege. Die Höhle ist voll Tropf=

stein, der verschiedene sehr natürliche Gestalten bildet. Man hat sich nie weit in die Höhle gewagt, weil man aus Mangel an Luft zu ersticken oder sich in den Krümmungen zu verirren befürchtete. Man findet noch viele andere Höhlen auf Cerigo. Erdbeben sind selten, und thun wenig Schaden.

Ein Botaniker würde sich auf dieser Insel nützlich beschäftigen können. Der Lotus edulis cretensis; der außerhalb Creta so selten gefunden wird, ist hier sehr häufig. Man findet auch den unächten Dictamus, den man von dem ächten cretensischen, welchem er sehr ähnlich ist, wohl unterscheiden muß. Der unächte hat weiße und purpurne Blumen, die vor dem Aufbrechen in einer weißen Knospe sitzen. Die Blätter sind größer und runder, der Stengel aber dicke und sammtartig.

Es wächst auf Cerigo eine Art Salvey mit aschgrauen und sehr wohlriechenden Blättern, deren Früchte den Galläpfeln gleichen; auch das Tragoriganum oder der Bocksmajoran, seines starken Geruchs wegen so genannt, ist häufig.

Nahe bey der Stadt ist ein Hügel, Namens Turcovani, (der Türkenberg) welcher ganz aus versteinerten Menschenknochen zu bestehen scheint. Einige geben vor, daß dieser Ort lange zum Begräbnißplatz gedient habe, als die Türken Meister von Cerigo waren, welche bekanntlich die weise Gewohnheit haben, die Todten in einiger Entfernung von der Stadt zu begraben: andere gehen bis zu der Sündfluth zurück, und geben diesen versteinerten Knochen denselben Ursprung, wie der ungeheuren

Menge versteinerter Muscheln, die man im Innern der Inseln selbst auf den Bergen findet.

Büsching behauptet, daß es auf Cerigo eine Art wilder Esel gebe, in deren Kopfe man einen kleinen Stein findet, der durch seine Berührung verschiedene Krankheiten ohnfehlbar heilt, und vorzüglich eine leichte Geburt befördert *). Ich läugne die Existenz der Esel auf Cerigo nicht, sondern nur das Daseyn dieser wunderbaren Esel. Man heilt die Krankheiten durch die gewöhnlichen Mittel wie überall, und die Weiber kommen ohne Wunderwerk nieder.

Mitten auf der Insel soll es eine Quelle geben, deren Kräfte noch nicht Neugierige genug angelockt haben, um wiederhohlte Versuche zu machen. Wer davon trinkt, verliert auf der Stelle Lust und Vermögen, der Venus zu opfern. Wenn das Gewässer wirklich diese Eigenschaft hätte, wie mich mehrere Eingebohrne versichert haben, so würde diese Quelle merkwürdig für die Menschheit seyn. Kenner mögen entscheiden.

Die Stadt Cerigo liegt östlich auf einem Hügel am Ufer des Meeres; sie ist unbeträchtlich und bietet blos den Anblick eines Haufens geschmackloser Häuser dar, die Terassen statt der Dächer haben, welche letztere den häufigen Stürmen nicht widerstehen würden. Von Norden wird sie durch ein Fort vertheidigt, welches mehrere Gebäude, und auch das des ehemaligen venetianischen Befehlshabers einschließt. Auch eine lateinische Kirche zum

*) In Büschings Erdbeschreibung siebente Auflage. Th. I. B. 2. S. 1821 findet sich in der Beschreibung von Cerigo nicht die mindeste Spur von diesem wunderbaren Stein.

Erlöser war daselbst. Südlich am Meere liegt ein griechisches Kloster der Jungfrau Maria Mertidia heilig, welche diesen Namen von ihrem Bilde, das man auf einer Myrthe fand, führt. Diese Kirche hatte vier Altäre außer dem Hochaltar, auf welchem das durch viele Wunder berühmte Bild stand. Als man es fand, waren nur die Köpfe der Maria und des Christkindes übrig; sie wurden mit Goldplatten ergänzt, und in einen mit Juwelen besetzten Rahmen gefaßt. Es steht in einer Nische, die mit einem vergoldeten Gitter und drey Schlössern verschlossen ist: ein Schlüssel war in den Händen des Proveditor, der andere beym Syndicus, und der dritte beym Administrator der Klostergüter. Der Convent besteht aus Männern und Weibern, die unter der Aufsicht eines Abtes stehn.

Oestlich eine viertel Meile von der Stadt liegt ein Mönchskloster dem heiligen Martin geweiht, welches die Kirchspiele mit Priestern versorgte. Der ganze Convent bestand aus drey Mönchen, die ein hinlängliches Einkommen genossen, wozu noch die Geschenke der Frommen kamen.

Die griechischen Kirchen sind sehr zahlreich, und man zählt mehrere Mönchs- und Nonnenklöster. Das merkwürdigste ist St. Johannes von der Grotte, auf einem Felsen neben der Festung ganz darin ausgehauen. Die Felsen hängen so herüber, als wenn sie eben herunterstürzen wollten. Die Cerigoten haben eine besondere Ehrfurcht für diesen Ort, weil sie vorgeben, daß St. Johannes hier seine Offenbarung geschrieben habe.

Die griechische Cathedralkirche liegt mitten auf der Insel. Der Bischof von Cerigo hielt blos an den Hauptfesttagen das Hochamt.

Die Kirche ist dem heiligen Theodor geweihet, und im Jahr 1028 vom griechischen Kayser Romanus II. erbauet. Nach der Landessage soll der heilige Theodor von Coron nach Cerigo gekommen seyn, und in der Kirche St. Sergius und Bachus als Eremit gelebt haben. Er that Wunder während seines Lebens, und nach seinem Tode. Die Einwohner von Morea, welche damals ihr Vieh zur Weide nach Cerigo brachten, waren Zeugen davon. Als der Ruf bis nach Constantinopel drang, ließ der Kaiser diese Kirche bauen. Aus Frömmeley zog eine Menge Einwohner der benachbarten Inseln nach Cerigo.

Man zählt auf derselben an dreyßig Dörfer, und in diesen und der Stadt halten sich beynahe achttausend Seelen auf.

---

## Ein und zwanzigster Abschnitt.

Regierung. Sitten. Gebräuche. Industrie. Handelsverhältnisse der Einwohner von Cerigo.

Die Insel Cerigo wurde zu den Zeiten der Venetianer durch einen Proveditor und zwey Räthe, welche venetianische Edelleute waren, und jährlich vom Senat ernannt wurden, regiert.

Die Cerigoten hatten wie die übrigen Insulaner einen Adel, welcher Vorrechte besaß, und die Municipalstellen besetzte: dieser und die Geistlichkeit wählten gemeinschaftlich den griechischen Erzbischof, dem die Republik die Einkünfte von gewissen kleinen Ländereyen und Accidentien des Bisthums angewiesen hatte.

Die Sitten der Cerigoten sind einfach, Kleidung und Gebräuche sind beynahe eben so wie auf Corfu und Zante. Die reichern Bürger gehen französisch gekleidet.

Bey diesen allein findet sich einige Bildung, die sie in Italien erhalten: sie ist aber geringe. Die einzige Merkwürdigkeit, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, war eine Hochzeit.

Ich ward zu diesem Fest auf ein Dorf gebeten; nach den gewöhnlichen Ceremonien ward die Frau von einer zahlreichen Begleitung von Verwandten beyder Familien, ihrem Manne zugeführt. Vor der Hausthüre hatte man mehrere Ackergeräthschaften zusammen gebunden, und ei-

nen Pflug, dessen Eisen auswärts gedreht war, hingesetzt. Die Mutter des Mannes kam heraus, um die Schwiegertochter zu empfangen. Dieses Bündel, sagte sie, zeigt eure Verbindlichkeit, mit eurem Manne die Feldarbeit zu theilen; eure Hände müssen diesen Pflug führen, auf dem ihr euren ersten Tritt ins Haus wagt. Zu gleicher Zeit reichte sie ihr die Hand, und half ihr auf den Pflug. Sie theilte hierauf ein kleines Brot aus Mais und Honig unter die Vermählten, und sprach: möchtet ihr wie die Bienen, die immer Honig in ihre Körbe tragen, Ueberfluß in eure Familie bringen!

Industrie giebt es fast gar nicht bey den Cerigoten, die größtentheils mit dem Ackerbau beschäfftigt sind, welcher ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse verschafft. Sie haben auch einige Barken, womit sie die Küsten der nächsten türkischen Provinzen und Inseln beschiffen. Vorzüglich häufig befahren sie die Häfen von Maina, wohin sie einen Theil ihrer Producte bringen. Diese Verbindung mit einem barbarischen Volke könnte für Cerigo von Nutzen seyn, wenn es einer Regierung unterworfen wäre, welche diese Vortheile gehörig aufzusuchen wüßte.

Maina ist ein wenig bekanntes Land, da Fremde es nicht bereisen, und sich blos in den Häfen aufhalten. Mit vielen Schwierigkeiten habe ich zufällig einige Nachrichten über dies Land und seine Bewohner gesammelt: sie können nützlich seyn, und ich glaube mich nicht von dem Ziele meines Werks zu entfernen, wenn ich sie hier einschalte.

Maina ist in vier Capitanien oder kleine Cantons vertheilt. Die erste liegt gegen Norden, und heißt Zer-

nata: sie ist die fruchtbarste, vorzüglich reich an Oehl, und enthält vierzehn Dörfer. Zigos, die zweyte, liegt auch nördlich, hat Ueberfluß an Baumwolle und zehn Dörfer. Südlich liegt Cacovuglia (schlechtes Land) welche diesen Namen von ihrer bergigten und unfruchtbaren Beschaffenheit führt Hier wohnen die wildesten Mainotten; man sieht keine Dörfer, die Wohnungen liegen zerstreut, und jede Familie lebt für sich.

Die vierte Provinz liegt gegen Osten, und heißt Scutari. Sie enthält ein kleines Städtchen von etwa vierhundert Häusern, und ist ziemlich fruchtbar. Der Bey oder Befehlshaber wird vom Großherrn ernannt. Er wird immer aus den vornehmsten des Landes gewählt, und wohnt in dem Canton, wo seine Güter liegen. Dieser Bey setzt über jedes Dorf einen Capitain, um die Abgaben zu erheben.

Der Mainotte ist unwissend, grausam und sehr rachsüchtig. Er setzt seine Ehre darin, Haupt einer Familie zu seyn. Wenn ein Mainotte von einem andern umgebracht ist, vereinigen sich sämmtliche Verwandte, seinen Tod zu rächen. Man läßt den Bart wachsen, bis man völlige Genugthuung erhalten hat. Man belagert den Mörder und seine ganze Familie in ihren Wohnungen. Die Häuser sind ganz von Stein, und können dergleichen Anfälle aushalten. Man erinnert sich noch einer Familie, welche sich mehrere Jahre lang vertheidigte, und da sie selbst nicht nach Nahrung ausgehen konnte, von dem lebte, was ihr ihre Freunde auf eine sehr geschickte Art zusteckten. Diese waren nämlich zu schwach, um sie öffentlich zu unterstützen, sie misch=

ten sich daher des Nachts unter die Feinde, und indem sie sich stellten, als wären sie von ihrer Parthei, so warfen sie statt der Steine Brot, Käse und Früchte ins Haus.

Die Weiber der Mainotten dürfen ihre Freyheit genießen, aber die geringste Untreue würde beyden Schuldigen das Leben kosten.

Die Bewohner von Cacovuglia haben noch bis jetzt zur Kopfbedeckung einen eisernen Helm. Diese arme Provinz hat auch großen Wassermangel; man behilft sich mit Cisternen, welche eins der vorzüglichsten Güter ausmachen Wenn ein Einwohner sich verheirathet, ist die Hauptsache, die Cisterne zu messen, welche die vorzüglichste Mitgift ist, Je mehr Wasser beym Hochzeitschmause verzehrt wird, für desto reicher wird man gehalten. Diese Verschwendung macht Aufsehen, und man ermangelt nicht, im ganzen Canton bekannt zu machen, wie viel Wasser getrunken worden.

Die Eingebornen von Cacovuglia sind in Betreff der Religion außerordentlich leichtgläubig und einfältig. Einer dieser Bergbewohner beichtete einem Priester mit Thränen in den Augen, daß er das Unglück gehabt habe, beym Tränken des Lastviehes etwas Wasser zu verschütten. Der Priester fand das Verbrechen ungeheuer, und absolvirte ihn nur nach einer Buße von sechszehn Kannen Oehl. Die Kirchen werden von diesen Räuberbanden so geehrt, daß sie keine Thüren haben, und ihre Reichthümer offen da stehn.

Die Bewohner der Ufer sind alle gute Schwimmer: sie üben sich in dieser Kunst, um sich dadurch des Nachts

der Schiffe, die an der Küste vor Anker liegen, zu bemächtigen. Sie schwimmen hin, und schneiden unbemerkt die Taue entzwey, und wenn das Fahrzeug ans Land geschleudert wird, so wird es ausgeplündert. Zuweilen bieten sie dem Schiffer ihre Hülfe an, aber er ist verlohren, sobald er unvorsichtig genug ist, sie an Bord zu nehmen. Entweder alles wird ermordet, oder sie führen diese Unglücklichen fort, und halten sie bis zur Auslösung in der härtesten Gefangenschaft. Die Häfen von Maina sind der Zufluchtsort aller Seeräuber, weil sie da sehr wohl aufgenommen werden.

Nur diese Betrachtungen haben die französischen Kaufleute in Coron und den Handelsstädten auf Morea abhalten können, auf die Ausfuhr von Maina zu speculiren. Der Vortheil bleibt den Sclavoniern und venetianischen Griechen, welche allein diese gefährlichen Striche befahren, aber doch nicht die nöthige Vorsicht versäumen. Die Ausfuhr beträgt ungefähr:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 5000 Fässer Olivenöhl | werth | 70000 | türkische Piast. |
| 6000 Oken *) Seide | — | 60000 | — |
| 4000 Oken Zinnober | — | 32000 | — |
| 4000 Oken Knoppern | — | 12000 | — |
| 30000 Oken Honig | — | 10000 | — |
| 10000 Oken gelbes Wachs | — | 20000 | — |
| | werth | 204000 | türkische Piast. |

Dieses beträgt ungefähr 500000 Livres, aber man könnte diese Summe leicht vermehren.

Mit einem Theil dieser Einnahme bezahlen die Malinotten das Korn, welches sie von Morea erhalten, mit

*) Eine Oke wiegt gewöhnlich drittehalb Pfunde.

dem übrigen kaufen sie von den Fremden Kleider und die nothwendigsten Bedürfnisse. Das Oehl führen blos die Sclavonier aus, und bringen es nach Triest, Genua, Livorno und andern italiänischen Städten: Seide und Knoppern holen die Griechen. Der Zoll für Aus- und Einfuhr beträgt drey Procent.

Die griechischen und sclavonischen Schiffe, welche Maina besuchen, haben immer eine zahlreiche und wohlbewaffnete Mannschaft, und führen Kanonen. Die französischen Levantefahrer hingegen sind so schlecht bewaffnet, daß sie sich nicht dahin wagen dürfen. Sobald aber eins der französischen Kriegsschiffe, welche den Handel in der Levante decken, Befehl erhielte, zur Zeit der Ausfuhr bey Maina zu kreuzen, würde dieses Hinderniß gehoben seyn. Da der Handel die verschiedensten Völker vereinigt, warum sollte dieses nicht auch in Maina geschehen können.

## Von der Insel Cerigotte.

Oestlich von der Insel Cerigo liegt ein Inselchen, Namens Cerigotte, welches die Seefahrer bloß ihrer Sicherheit wegen bemerken. Cerigotte ist von jeher der Schlupfwinkel der türkischen und venetianischen Räuber gewesen. Die Einwohner bestehen aus verjagten Griechen und Türken, welche die Seeräuber aufnehmen, ihre Beute verheimlichen, und zuweilen für sich behalten, wenn sie stärker sind; mit Ackerbau beschäfftigen sie sich wenig.

Die Einwohner von Cerigo, welche sie schonen, vertrauen ihnen zuweilen Heerden an, um sie auf die Weide zu führen. Diese Räuber wohnen einzeln in eben

den Hütten, die auf der Insel zerstreut liegen. Sie genießen der ungebundensten Freyheit, und kennen kein ander Recht als das des Stärkern. Einige kleine Fahrzeuge dienen ihnen zum Fischfang und zu Fahrten nach Cerigo. Sie rüsten diese zuweilen aus, wenn sich die Gelegenheit darbietet, ein Kauffarteyschiff mit Vortheil anzugreifen. Im Jahre 1786 verursachten die Räubereyen der Einwohner von Cerigotte sehr lebhafte Klagen von Seiten der Türken beym venetianischen Senate. Der Generalproveditor aller griechischen Inseln erhielt Befehl, die Korsaren zu verjagen, eine kleine Colonie dort zu errichten, und ein Fort zur Beschützung aufzubauen; es ist aber nicht zur Ausführung gekommen.

Cerigotte war bey den Alten unter dem Namen Aegiala bekannt, welches von Egla, dem heutigen Ovo zu unterscheiden ist.

---